

Aggression und Gewalt in pädagogisch- psychologischer Sicht

Teil 2



Vorlesung an der Universität Bern im Sommersemester

1993

Prof. Dr. W. Herzog

Titelbild:

Pablo Picasso: Massaker in Korea (1951), Paris, Musée Picasso

Aggression und Gewalt in pädagogisch- psychologischer Sicht

Teil 2

Vorlesung an der Universität Bern im Sommersemester

1993

Prof. Dr. W. Herzog

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	5
Die Faszination von Gewalt	6
Überblick über die Vorlesung	18
Aggression und Geschlecht: Natur oder Kultur?	19
Kriminalstatistik	19
Natur versus Kultur	24
Soziobiologie	29
Biologische Theorien aggressiven Verhaltens	33
Instinktlehre	33
Aggression als Instinkt	38
Die Aggressivität des Menschen	40
Kritik an Lorenz' Aggressionstheorie	49
Was heisst "Natur"?	53
Aggression in der Perspektive der Soziobiologie	57
Methodologische Bilanz	63
Selbsttheorien der Aggression I: Erich Fromm	66
Was heisst Aggression?	67
Die "gutartige" Aggression und die Wahrnehmung von Bedrohung	71
Exkurs: Die Untersuchungen von Kenneth Dodge	72
Die existentiellen Bedürfnisse des Menschen	80
Die menschlichen Leidenschaften und die "böartige" Aggression	87
Grenzen der Frommschen Aggressionstheorie	89
Selbsttheorien der Aggression II: Heinz Kohut	91
Die "psychische Geburt" des Menschen	91
Die Entwicklung des narzisstischen Systems	94
Zur Pathologie der Selbst-Entwicklung	101
Selbsttötung	107
Sucht	111
Narzisstische Wut	120
Zwei Fallbeispiele	123

Selbsttheorien der Aggression III: Anerkennungstheorie	133
Sozialphilosophische Grundlagen	134
Menschliche Kommunikation	138
Spontaneität und Anerkennung	143
Die Moralität von Konflikten	146
Aggression und Gewalt aus anerkennungstheoretischer Sicht	148
Die Mutter: vom Objekt zum Subjekt	150
Zerstörung" der Mutter	154
Psychologie der Herrschaft: das Paradoxon der Anerkennung	157
Psychodynamik der Unterwerfung	160
Differenz der Geschlechter	162
Missachtung des Selbst	170
Schulischer Selbstwertverlust	176
Gegen die schulische Marginalisierung	183
Nochmals: Geschlecht und Aggression	184
Empirische Studien	185
Soziologische Perspektive	191
Autorität	194
Literatur	200

Einleitung

Das Thema der Vorlesung - Aggression und Gewalt - hat seit dem letzten Semester kaum an Aktualität verloren. Es liessen sich erneut Zeitungsmeldungen über Gewalt an Schulen und Veranstaltungen, die dem Thema Gewalt in unserer Gesellschaft gewidmet sind, zitieren. Leider hat die Auseinandersetzung mit dem Thema auch reisserische Züge angenommen. Und es stellt sich die Frage, inwiefern die *Faszination* des Themas Gewalt dessen Behandlung nicht erschwert. Noch tiefer geht die Frage nach den Gründen der Faszination. Wie kommt es, dass Gewalt und Gewalttätigkeit dermassen "interessant" sind? Was weckt die menschliche Neugierde, dass Zeitungen mit Meldungen über Gewalt und Kriminalität ihre Auflagenstärke zu erhöhen vermögen?

Allerdings ist es nicht nur Faszination, was durch das Thema Gewalt ausgelöst wird. Gewalt macht zweifellos auch *Angst*, vor allem dann, wenn man selbst davon betroffen ist oder damit rechnet, davon betroffen zu werden. Ich habe bereits im letzten Semester von Umfragen berichtet, die eine zum Teil grosse Angst vor Kriminalität in der Schweizer Bevölkerung ausmachen. Kürzlich wurde erneut bei rund tausend Personen im Alter von 15 bis 74 Jahren eine Befragung durchgeführt. 89% der Befragten beurteilten die Kriminalität in der Schweiz als "ziemlich beunruhigend" bis "sehr beunruhigend". Dabei ist die Furcht vor Kriminalität bei Frauen etwa dreimal häufiger als bei Männern, was wohl mit der Rollenstruktur der Geschlechter zu tun hat: Der Mann als das aktive Wesen, somit als Täter, die Frau als das passive Wesen, somit als Opfer. Im übrigen ist die Angst vor Verbrechen in der Deutschschweiz deutlich höher als in der Romandie und im Tessin ("Neue Zürcher Zeitung" 3./4.4.1993, S. 15).

Ich glaube, es ist nicht allzu schwer, *diese* Art von Angst vor Gewalt und Verbrechen zu deuten. Es handelt sich um die sehr konkrete Angst, Opfer einer gewalttätigen kriminellen Handlung zu werden. Die Angst mag insofern zwar unberechtigt sein, als die effektive Wahrscheinlichkeit, einem Verbrechen zum Opfer zu fallen, bei weitem geringer ist als die Befürchtung zum Ausdruck bringt. Doch Gewalt kann zum Thema in einer Gesellschaft werden, weil die Perspektive, Gewaltopfer zu werden, Angst macht.

Es gibt eine *zweite* Form von Angst, die mit Gewalt und Kriminalität in Verbindung stehen kann. Es ist dies eine weit subtilere und indirektere Form von Angst. Es handelt sich um Angst, die eigene Ich-Kontrolle könnte zusammenbrechen und die Gewalttätigkeit anderer könnte einen dazu verleiten, selbst gewalttätig zu werden. Diese Argumentation setzt voraus, dass unser Wohlverhalten "Energie" kostet, dass unsere Sozialisation aufwendig war und dass wir nicht leicht zu dem zivilisierten Wesen geworden sind, als das wir uns sehen. Wenn Sie sich an Freud zurückerinnern (vgl.

Teil 1 der Vorlesung), dann steht der Mensch im Spannungsfeld einer aggressiven, ja bösartigen Natur und einer der menschlichen Natur abgetrotzten Kultur. Die Bildung des Über-Ichs beruht auf der Internalisierung von Aggression. Unsere Moralität ist in der Perspektive Freuds letzten Endes Aggressivität, die unter dem äusseren Druck der Kultur gegen uns selbst gerichtet wird. Überall dort nun, wo der kulturelle Druck nachlässt bzw. ausgeschaltet wird, wie etwa bei Kriminellen oder anderen Personen, die sich nicht konform verhalten, entsteht in uns selbst die Versuchung, das kulturelle Kleid, das unsere aggressive Nacktheit verhüllt, abzustreifen und unserer "Natur" gemäss böse zu werden. Das aber macht Angst, weil wir die Sanktionen kennen und fürchten, die unsere Zivilisation für abweichendes Verhalten bereithält.

Die Angst, die kriminelle Handlungen auslösen, braucht also nicht nur die reale Angst des potentiellen Opfers zu sein. Es kann sich auch um Angst handeln, man selbst könnte zum Täter werden, weil man der Versuchung des Bösen nicht zu widerstehen vermag. Es geht um Angst, dass man die Kontrolle über sich selbst verlieren könnte. Hinter dieser zweiten Form von Angst steht die Faszination, die Gewalttaten auslösen können. Psychologisch gesehen, ist dies ein sehr wichtiger Punkt. Ich habe letztes Semester gelegentlich darauf hingewiesen, dass das Thema Aggression im allgemeinen so behandelt wird, dass es dabei um andere geht. Aggressiv sind die anderen. Das aber ist eine arge Verzerrung der Optik. Die eigene Aggression und Aggressivität darf bei der Behandlung des Themas, gerade auch im pädagogischen Kontext, auf keinen Fall ausgespart werden. Einen Hinweis auf die eigenen Aggressionen und die Bereitschaft, selbst aggressiv zu handeln, gibt die Faszination, die mit Gewalt und Kriminalität einhergeht. Gerade deshalb, weil wir unsere eigenen Aggressionen nicht einklammern dürfen, wenn wir etwas gegen die Gewalt in unserer Gesellschaft tun wollen, gerade deshalb möchte ich - als Einleitung in den zweiten Teil der Vorlesung - etwas ausführlicher auf die Faszination, die Gewalthandlungen auszulösen vermögen, eingehen.

Die Faszination von Gewalt

(1) Warum fasziniert Gewalt? Ein erster Schritt zu einer Antwort kann an das vorhin zur Angst vor Gewalt Gesagte anknüpfen. Gewalt ist wohl deshalb faszinierend, weil sie abweichend ist, das heisst den Normen in einer Gesellschaft nicht entspricht und damit unerwartet auftritt. Normen und Institutionen machen das Verhalten von Menschen, die von Natur aus nicht festgelegt sind¹, in ihren Reaktionen erwartbar. Ausserhalb von Institutionen, die Gewalt erlauben oder gar fordern, wie zum Beispiel das Militär,

¹ Nietzsche nannte den Menschen das "nicht festgestellte Tier".

durchbricht Gewalt die Normalität erwartbarer Handlungen. Damit gewinnt sie den Anstrich von Freiheit. Gewalt scheint nicht aus Konformität gegenüber sozialen Normen zu erfolgen, sondern aus spontaner Entscheidung. Wer gewalttätig ist, der widersetzt sich gesellschaftlichen Erwartungen. Vielleicht ist der Westernheld ein gutes Beispiel für die Freiheit, die mit Gewalt einhergehen kann. Der einsame Cowboy, der sich keinem Gesetz verpflichtet fühlt, ausser dem eigenen, handelt scheinbar in absoluter Freiheit. Dabei ist ihm das Töten des Feindes "legitimes" Mittel, um sich seine Freiheit zu wahren. Sofern wir Freiheit als Ungebundenheit verstehen, und unsere abendländische Kultur hat eine sehr lange Tradition, Freiheit so zu verstehen, wird Gewalt immer den Anschein von Freiheit erwecken können.

Freiheit, verstanden als Freiheit von Bindung, führt leicht zur Gewaltverherrlichung. Denn in der Gewalt widersetze ich mich einer vorgegebenen Ordnung und stehe damit als absoluter, autarker und selbstgenügsamer Mensch da. Es gibt eine ganze Literatur der Gewaltverherrlichung, in der Gewalt als Ausdruck von menschlicher Freiheit dargestellt wird. Gewalt also nicht als Instrument zur Erreichung von Freiheit, sondern als Ausdruck, als Manifestation menschlicher Freiheit. Ein Beispiel dafür gibt Jean-Paul Sartre in seinem Vorwort zu einem Buch von Frantz Fanon "Die Verdammten dieser Erde". Das Buch ist 1961 erschienen, vor dem Hintergrund des Befreiungskampfes der Algerier gegen die Kolonialmacht Frankreich. Wie Sie wissen, erreichte Algerien erst 1962 formell die Unabhängigkeit von Frankreich. Das Buch von Fanon ist eine flammende Attacke gegen den Kolonialismus und Imperialismus der Europäer. Fanon selbst tritt für die Gewalt ein. Doch Sartre verherrlicht geradezu die Kraft der Gewalt. Er stimmt dem schrecklichen Ausspruch George Sorels von der Gewalt als "Geburtshelferin der Geschichte" zu. Die Gewalt, die sich gegen die Kolonialherren richtet, ist "kein absurdes Unwetter, auch nicht das Wiederaufleben wilder Instinkte, ja nicht einmal die Wirkung eines Resentiments: sie ist nichts weiter als der sich neu schaffende Mensch. ... keine Sanftmut kann die Auswirkungen der Gewalt auslöschen, nur die Gewalt selbst kann sie tilgen. Und der Kolonisierte heilt sich von der kolonialen Neurose, indem er den Kolonialherrn mit Waffengewalt davonjagt" (Sartre 1969, p. 18). In der ersten Zeit des Aufstandes *muss* getötet werden, schreibt Sartre: "... einen Europäer erschlagen heisst zwei Fliegen auf einmal treffen, nämlich gleichzeitig einen Unterdrücker und einen Unterdrückten aus der Welt schaffen. Was übrigbleibt, ist ein toter Mensch und ein freier Mensch" (ebd.).

Diese Art der Rechtfertigung von Waffengewalt dürfte auch heute - z.B. im ehemaligen Jugoslawien - weit verbreitet sein. Einen Gegner töten, das heisst in der perversen Logik von Sartre zwei Fliegen auf einen Streich

treffen: einen Unterdrücker aus der Welt schaffen und einen Unterdrückten befreien. Gewalt erscheint als das Mittel, durch das sich Menschen zu Menschen machen. Die Ausrottung des Gegners erschafft den Angreifer in seiner Menschlichkeit - eine wahrhaft irregeleitete Logik. "Gibt es eine Heilung?" fragt Sartre. Seine Antwort: "Ja. Die Gewalt kann, wie die Lanze des Achill, die Wunden vernarben lassen, die sie geschlagen hat." Die Wunden, die die Gewalt der Franzosen am algerischen Volk geschlagen hat, kann dieses vernarben lassen, wenn es seinerseits die Franzosen mit Gewalt bekämpft.

Es geht nicht darum, ob Gewalt in einer bestimmten historischen Situation nicht legitim sein kann. Es geht darum, dass Sartre die Gewalt tatsächlich verherrlicht. Gewalt soll das Mittel sein, durch das sich unterdrückte Menschen in ihrer Menschlichkeit schaffen können. Sartre hat dieses Verständnis des Menschen andernorts bekräftigt. In seiner "Kritik der dialektischen Vernunft" begründet er seine Ansicht, dass Gewalt und Gegengewalt die Geschichte beherrschen. Diese positive Einschätzung der Gewalt, ihre Nähe zu Freiheit und Befreiung, findet sich auch bei Simone de Beauvoir, der langjährigen Lebensgefährtin von Sartre. In ihrem Buch "Das andere Geschlecht" schreibt de Beauvoir: "Der schlimmste Fluch, der auf der Frau lastet, ist, dass sie von den kriegerischen Unternehmungen ausgeschlossen ist; nicht indem er sein Leben hergibt, sondern indem er es wagt, erhebt der Mensch sich über das Tier; deshalb genießt innerhalb der Menschheit das höchste Ansehen nicht das Geschlecht, das gebiert, sondern das tötende Geschlecht. Wir haben hier den Schlüssel des ganzen Geheimnisses in der Hand. Auf der Ebene der Biologie erhält sich eine Art nur dadurch, dass sie sich immer neu erschafft; aber diese Schöpfung ist nur eine Wiederholung des immer gleichen Lebens unter wechselnden Formen. Erst indem der Mensch das Leben durch die Existenz übersteigt, sichert er die Reproduktion des Lebens; durch dieses Sichselbstüberschreiten schafft er Werte, die die bloße Wiederholung in den Schatten stellen." Als ein solches Mittel der Schaffung von Werten, als ein Mittel der Existenz, erscheint die Gewalt, die von Sartre und de Beauvoir gleichermaßen als Instrument der Befreiung des Menschen - von Mann und Frau - von Abhängigkeit gesehen wird. Diese positive Einschätzung der Gewalt ist die Folge eines Freiheitsbegriffes, der Freiheit in Gegensatz bringt zu Bindung. Freiheit ist Freiheit *von* und nicht Freiheit *zu* etwas, sie ist negative Freiheit, nicht positive Freiheit. Deshalb liegt in der Gewalt für alle diejenigen, die Freiheit so verstehen wie Sartre und viele andere, ein Faszinosum. Gewalt fasziniert, weil sie Ausdruck menschlicher Freiheit zu sein scheint.

Halten wir fest, dass Gewalthandlungen deshalb Faszination auslösen können, weil sie von Normen und Erwartungen abweichen und dadurch spontan, das heisst als Ausdruck von menschlicher Freiheit erscheinen. Eine

Gesellschaft wie die unsere, die die Freiheit sowohl hochhält als auch eher negativ als positiv definiert, eine solche Gesellschaft ist für Zeichen von Freiheit äusserst empfänglich. Und sie ist anfällig dafür, in Gewalthandlungen solche Zeichen von Freiheit zu sehen.

(2) Doch dürfte dies erst die eine Seite der Faszination von Gewalt sein. Eine andere liegt im "thrill", im Nervenkitzel, den Gewalthandlungen auszulösen vermögen. Der Thrill-Effekt von Gewalt hat etwas mit unserer Zivilisiertheit zu tun. Im Grunde genommen leben wir in einer ereignisarmen Welt, jedenfalls bezogen auf unseren Alltag und unser alltägliches Leben. Es braucht schon grössere Ereignisse, wie zum Beispiel die letzte Bundesratswahl, damit etwas "action" in unseren grauen schweizerischen Alltag kommt. Ansonsten geschehen die grossen Dinge, von denen wir in den Medien erfahren, eher ausserhalb der Schweiz, so dass man sogar von einer gewissen Langeweile sprechen kann, was unsere Lebenswelt angeht. Natürlich kann in unserem privaten Leben einiges los sein, aber gesellschaftlich und politisch gesehen leben wir in einer eher eintönigen Welt.

In einer solchen Welt sind Gewalttätigkeiten, so ungern man es vielleicht haben möchte, *Ereignisse*. Sie sorgen für Abwechslung, für "thrill" und "action". Im Extremfall durchbrechen Gewaltakte den Zustand der Lethargie. Kein Wunder, dass unter solchen Umständen Gewalt zum Faszinosum werden kann. Da Gewalt "spontan" aufzutreten scheint, hat sie den Charakter des Unerwarteten und durchbricht dadurch den Alltagstrott eines normalen bürgerlichen Lebens. Das genügt, um Abwechslung zu schaffen, um dem Einzelnen das Gefühl zu geben, dass er noch am Leben ist und nicht zum mechanischen Apparat degeneriert ist. Dieses Gefühl, lebendig zu sein, scheint mir ganz wesentlich zu sein, um das Gefüge der menschlichen Motivation zu verstehen. Schliesslich sind wir Lebewesen. Wenn man uns zu Maschinen oder Automaten macht, dann regt sich Widerstand. Dann suchen wir uns die Stimulation, die man uns entzogen hat und die beweisen kann, dass wir noch am Leben sind. Gewalt kann solche Stimulation vermitteln.

Natürlich gibt es Alternativen zur Gewalt als Stimulans. Eine davon ist beispielsweise der Sport. Der Sport kann als eine symbolische Verdichtung der Wertestruktur unserer Gesellschaft verstanden werden. Jedenfalls verkörpert der Sport geradezu paradigmatisch die Grundprinzipien der Leistungsgesellschaft. Während das Leistungs- und Konkurrenzprinzip in der wirklichen Gesellschaft relativiert wird durch eine Vielzahl sozialer Gesetze und Institutionen, wie zum Beispiel AHV, IV, Arbeitslosenversicherung etc., kommt im Sport einzig und allein das Prinzip der Leistung zur Geltung. Das macht den Sport so faszinierend. Die Welt des Sports ist in einem vergleichbaren Ausmass unerbittlich und unkalkulierbar wie das Leben in einer unsicheren Welt. Der deutsche Sozialphilosoph Christian von

Krockow hat in verschiedenen Arbeiten auf Parallelen zwischen der Industriegesellschaft bzw. deren Grundprinzipien und der Welt des Sports aufmerksam gemacht. In der Industriegesellschaft gelten drei Grundprinzipien: das Leistungsprinzip, das Prinzip der Individualisierung und das Gleichheitsprinzip. Wenn man aus diesen drei Grundprinzipien unserer Gesellschaft eine Quersumme bildet, dann kann die gemeinsame Idee dieser Prinzipien nur heissen: der Wetteifer oder Wettstreit. Damit ergibt sich die Analogie zur Sportwelt. Im Sport kann die Leistung im allgemeinen mit einem Höchstmass an Objektivität festgestellt werden - denken Sie an die Hundertstelsekunden im Skisport oder in den Laufsportarten. Die Gleichheit der Bedingungen ist ebenfalls gegeben - jedenfalls so lange noch, wie Doping und Anabolika den Sport nicht ruiniert haben. Auch die Individualität spielt eine grosse Rolle, selbst in den Mannschaftssportarten. So kann man denn sagen, der Leistungssport sei die "symbolische, konzentrierteste Darstellung" der Grundprinzipien der industriellen Gesellschaft. Und seine Faszination erklärt sich daraus, dass ein sportlicher Wettkampf in seinem Ausgang nie zum Vorneherein bekannt ist. Immer spielen Zufälle, Chancen, Glück, Risikobereitschaft, Wettkampfvorbereitung, Stimmung, Tagesform etc. - das heisst: Ereignisse - eine wesentliche Bedeutung. In der richtigen Gesellschaft hat der Sozialstaat dafür gesorgt, dass die Risiken in der Berufswelt und im Privaten vermindert sind und Schicksalsschläge abgefangen werden. Nicht so im Sport. Im Sport kann das Schicksal hart zuschlagen. In der Sportwelt gibt es noch Unerwartetes: Es gibt noch Ereignisse. Wer deshalb die Gnade hat, sich für Sport begeistern zu können, der braucht vermutlich keine Gewalt, um zu spüren, dass er (noch) lebendig ist. Weder hat er oder sie es nötig, selbst gewalttätig zu werden, noch braucht er oder sie "sex and crime" in den Medien zu konsumieren.

Norbert Elias hat auf dem Hintergrund seiner Überlegungen zum Zivilisationsprozess eine Theorie der Freizeit entworfen, die genau auf diese Konstellation einer ereignisarmen Erlebniswelt in der modernen Gesellschaft Bezug nimmt. Danach ist unser Freizeitverhalten insgesamt keine platte Kompensation einer einseitigen Beanspruchung in der Arbeitswelt, sondern eine aktive Suche nach Abwechslung und Stimulation in einem ansonsten öden, grauen Alltag. Freizeitaktivitäten ermöglichen für eine kurze Zeit das Erleben von Gefühlen, die wir in den täglichen Lebensroutinen vermissen. Dabei geht es nicht - wie oft, auch in der Freizeitpädagogik, fälschlich angenommen wird - um Befreiung von Spannungen, um ein Ausleben von Frustrationen oder Ähnliches, sondern um die Zurückgewinnung von jenem Mass an Spannung, das ein wesentliches Merkmal eines normalen psychischen Funktionierens ist, das aber in der Alltagswelt einer modernen Gesellschaft nur allzu oft fehlt (vgl. Elias & Dunning 1970; Herzog 1985). Die neuen technischen Möglichkeiten, sich in der Freizeit Abenteuer und

"thrill" zu holen, scheinen diese Theorie von Elias zu bestätigen: Denken Sie nur an Laserdrome, River-Rafting oder Bungee-Jumping.

Zusammengenommen geht diese zweite Überlegung zur Faszination von Gewalt davon aus, dass unsere zivilisierte, auf Sicherheit und Versicherung bedachte Gesellschaft in psychologischer Hinsicht ein Defizit an Ereignissen aufweist, die von Gewalthandlungen gleichsam kompensiert werden können. Gewalt durchbricht die Ereignislosigkeit des Alltags und vermag unser Bedürfnis nach "thrill" zu befriedigen. Wo diese Befriedigung nicht anderweitig geholt werden kann, zum Beispiel in der Freizeit und im Sport, kann Gewalt bzw. der Konsum von medial dargestellter Gewalt geradezu zur Sucht werden. Das gilt möglicherweise auch für den Konsum von Brutallos und Horror-Videos. Nicht eine pervertierte menschliche Natur, sondern eine langweilig gewordene Gesellschaft würde somit die Bereitschaft, Aggressionen zu konsumieren, erklären.

(3) Nun gibt es zweifellos noch ein weiteres Moment, das im Zusammenhang mit der Frage nach der Faszination von Gewalt und Gewaltmeldungen erwähnt werden muss. Dieses Moment hat damit zu tun, dass wohl jede Gewalthandlung zu einer Selbstkonfrontation führt. Das Bedürfnis der Menschen zu verstehen, was in ihrer Welt geschieht, scheint mir gerade im Falle von Gewalthandlungen äusserst gross zu sein. Und das hat wohl damit zu tun, dass wir uns im konkreten Fall fragen, ob auch wir dazu fähig gewesen wären. Sicher spielt die Angst, zum Opfer einer Gewalthandlung werden zu können, eine wesentliche Rolle, und sie dürfte bei sexuell orientierter Gewalt sogar im Vordergrund stehen. In anderen Fällen jedoch stellt uns die Übertretung eines Verbotes durch einen anderen Menschen vor die Frage, wie fest das Verbot in uns selbst verankert ist. Wenn wir grundsätzlich bereit sind, uns unsere eigenen Aggressionen einzugestehen, dann stellt sich für uns immer wieder die Frage, wie weit wir diese, unsere Aggressionen unter Kontrolle haben. Jede Gewalthandlung bedeutet dann die Ungewissheit, ob wir so etwas nicht auch hätten tun können bzw. ob wir zu so etwas nicht auch in der Lage wären. Deshalb, scheint mir, ist das Bedürfnis, im Falle von Gewalthandlungen zu verstehen, sehr gross. Es mögen weitere Motive dazu kommen, wie die erwähnte Angst, zum Opfer einer vergleichbaren Tat werden zu können, oder das Bedürfnis, in einer sinnvollen Welt zu leben, ein Bedürfnis, das durch vermeintlich sinnlose Taten arg strapaziert wird.

Eine Tat, die wir nicht verstehen können, macht besonders Angst. Ja, vielleicht macht in erster Linie eine unverständliche, nicht erklärbare Gewalthandlung Angst, während eine nachvollziehbare Handlung eher Faszination auszulösen vermag. Und ich möchte behaupten, dies sei nicht zuletzt deshalb so, weil wir im Fall einer unverständlichen Tat nicht wissen, ob wir dazu auch fähig wären oder nicht. Wo wir verstehen, wie ein Gewaltakt

zustande gekommen ist, da wissen wir auch, wie nahe oder wie fern wir selbst zu einer solchen Handlung stehen. Wo wir dies nicht wissen, löst der Akt Unsicherheit über uns selbst aus. Die Frage stellt sich dann, ob wir vielleicht wie der Täter sind und gleichsam unmotiviert zu einer grauenvollen Handlung hingerissen werden könnten.

Bezeichnenderweise ist in Fällen "unmotivierter" Taten auch die Berichterstattung in den Medien eher zurückhaltend und verliert an reisserischer Aufmachung.

Ergänzung nach Abschluss der Vorlesung: Das scheint jedenfalls für den Fall "normaler" Täter zu gelten, das heisst Täter, die nicht pervers, psychisch krank oder sonst wie abweichend sind. Im letzteren Fall besteht so wenig Gemeinsamkeit zwischen Täter und Medienkonsument, dass die ausführliche Berichterstattung keine Ängste auslöst. Das dürfte generell für abartige Sexualdelikte gelten (wie z.B. den Fall René O., den Mord an Dario Cicolecchia.). Die Abartigkeit von Tat und Täter löst keine Selbstkonfrontation aus; wir sind überzeugt, dass in unserer Motivstruktur keine vergleichbare Tendenz (Bereitschaft zu sexueller Gewalt gegen Kinder) vorhanden ist. Gewalthandlungen, für die wir keine ("normale") Erklärung haben, können somit dann zum Medienergebnis werden, wenn sie keine Selbstkonfrontation auslösen. Sie faszinieren in ihrer Abartigkeit und stellen dadurch ein Ereignis mit "thrill"-Charakter dar.

Selbstkonfrontation wird also von Tötungsdelikten, deren Motivstruktur nachvollziehbar ist, ausgelöst. Das gilt wohl vor allem für Beziehungsdelikte. Wir wissen, dass sich in Beziehungen eine Intensität der Gefühle sowohl im positiven wie im negativen Sinn entwickeln kann. Enge menschliche Vereinigungen tragen in sich notgedrungen Liebe *und* Hass, Nähe *und* Ferne, Verständigung *und* Entfremdung. Weil wir dies wissen, ist es uns auch eher möglich, Verbrechen zu verstehen, die in Beziehungen geschehen, als solche, die keinen Beziehungshintergrund haben.

Da in Beziehungen massive Aggressionen freigesetzt werden können und die meisten Menschen diesbezüglich Erfahrungen haben, lösen solche Taten Selbstkonfrontation aus. Ihre Faszination liegt in der Begegnung mit sich selbst: mit den verborgenen (verdrängten) Möglichkeiten zu einer vergleichbaren Tat. Oder mit der Tragik, die solchen Taten oft zugrunde liegt und in die verwickelt zu werden man für sich selbst nie ausschliessen kann. Wenn solche Selbstkonfrontation stattfindet, dann brauchen wir eine Erklärung für die Gewalthandlung, um "dabei" bleiben zu können. Genau diese Erklärung fehlt bei "unmotivierten" Taten, die sich daher in den Medien nur schwer ausschlichten lassen.

Das gilt zum Beispiel für die Anfang letzten Jahres in der Nähe von Winterthur erfolgte Ermordung von Andrea Rüeggsegger. Die 19jährige Floristin wurde von drei Kollegen - zwei davon 21jährig, der dritte 23jährig - erdrosselt. Die Motive sind völlig uneinsichtig. Man hatte sich Anfang Februar 1992 kennengelernt und schloss sich Mitte Februar zur Clique zusammen; am 14. März bereits wurde die Frau getötet. Sie hatte die Männer mit Haschisch versorgt, dem sie selber auch zusprach. Sie wollte sich zuerst an den einen der drei Täter enger anschliessen, wurde aber abgewiesen, worauf sie nähere Beziehungen zu einem der anderen zwei suchte. Dieser empfand ihre Zuneigung als lästig und ärgerte sich über Zudringlichkeiten ("Neue Zürcher Zeitung" 26.3.1993, S. 53). Als sie ihm eine Schokolade-Ente an seinen Arbeitsplatz brachte, schämte er sich vor seinen Kollegen. Kurz darauf soll er zum ersten Mal gesagt haben: "Andrea muss weg" ("Weltwoche", 1.4.1993, S. 62).

Die Täter, so wurde in den Zeitungen berichtet worden, waren äusserlich unauffällig. Die Drei kannten sich aus ihrer Jugend. Ihre Lebensläufe ähneln sich: weitgehend intakte Familien; ab und zu Schwierigkeiten in der Schule; alle haben eine Lehre abgeschlossen ("Tages Anzeiger" 26.3.1993, S. 17); "... hätten sie nicht gemordet, würden sie nicht auffallen."

Warum bringt man einen Menschen um? Weil man sich in einer ausweglosen Lage wähnt. Weil zum Beispiel eine langjährige Beziehung zu Ende geht und man damit nicht fertig wird. Einige der Tötungsdelikte, die in den letzten Monaten im Kanton Bern geschehen sind, scheinen auf solche Beziehungsstörungen zurückzugehen. Oder man bringt einen Menschen um aus Rache. Auch dazu gibt es aktuelle Beispiele. Rache kann vor allem im Rahmen von Arbeitsverhältnissen ein Tötungsmotiv sein. Oder man bringt einen Menschen um, weil man ihn berauben, sein Geld erben oder eine Lebensversicherung kassieren will. Hier beruht die Tötung auf instrumenteller Gewalt. Oder man tötet, um einen Zeugen aus der Welt zu schaffen. Oder man hat politische Motive für einen Mord. Keines dieser Motive vermag auf den Fall Rüeggsegger zuzutreffen. Die drei Männer haben die Frau erst seit ein paar Wochen gekannt, keiner war in sie verliebt, Rache gibt als Motiv keinen Sinn, Geld spielte keine Rolle, als Zeugin einer anderen Tat spielte das Opfer keine Rolle. Auch politische Motive würden keinen Sinn machen. Was übrigbleibt, ist die erschreckende Feststellung, dass Andrea Rüeggsegger sterben musste, weil sie den drei Kollegen *lästig* war. Der eine der Täter schämte sich, mit ihr gesehen zu werden. "Sie gehe ihm auf den Geist", soll er gesagt haben. Sie war ihm "zu mollig, zu klein", hatte nicht sein "Niveau". Einer der anderen sagte vor Gericht aus: "Sie war halt einfach kein Model." Auch scheint die Männer gestört zu haben, dass Andrea "tschüssli" sagte, stundenlang an ihren Haaren drehte, immer wieder anrief und absichtlich Kleidungsstücke vergass, um sie abholen zu

können. All dies ist offenbar nicht kommuniziert worden zu sein. Die Männer meinten, die Frau müsse doch merken, dass sie nichts von ihr wollten. Die Frau ihrerseits duldet die verbalen und selbst die körperlichen Angriffe der Männer. "Nie sagte sie halt", steht in der Zeitung. "Da sie keine Grenzen setzte, zeigten sich die drei Angeklagten immer haltloser. Und gefühlsärmer." Die Beziehungen waren negativ definiert. "Es war eine leere Welt, in der Gefühle keinen Platz hatten, in der die Zeit totgeschlagen und, in letzter Konsequenz, ein Mensch beseitigt wurde." Ein Mord aus Langeweile? Können wir so etwas *verstehen*?

Vor dem Gericht erweckten die drei Männer den Eindruck grösster Gefühlskälte. Sie sprachen vom "Unsinn", den sie getan hatten, so wie man einen Bubenstreich als "Blödsinn" taxiert und damit abtut. "Sie zeigen keine Regung. Gefühlskalt beschreiben sie die Tat", heisst es in der Zeitung ("Tages Anzeiger"). Unglaublich tönt der Satz des einen der Täter, der mit dem zweiten auf dem Rücksitz des Autos sass, während der dritte das Auto steuerte. Vom Rücksitz aus strangulierten die beiden Andrea, die vorne neben dem Fahrer sass. Dieser eine sagte: "Ich habe gar nicht mehr daran gedacht, dass Andrea dazwischen ist. Es ging nur darum zu beweisen, wer stärker ist." Eine sichtbare Reue soll keiner der Täter gezeigt haben..

Es bleibt die Feststellung, dass Andrea Rügsegger sterben musste, weil sie den drei Männern lästig war. Ist dies ein Motiv, das wir nachvollziehen, das wir *verstehen* können? Unser Alltagsverstand ist dazu nicht fähig. Ein Mord aus verschmähter Liebe, aus Rache, aus Geldgier, aus religiösem oder politischem Fanatismus, aus Angst, verraten zu werden, aus Verzweiflung oder aus ähnlichen Motiven könnten wir verstehen; wir könnten ihn nachvollziehen. Doch ein Mord aus dem alleinigen Grund, dass einem jemand lästig ist, da fehlt wohl den meisten von uns die Einfühlungskraft. Wir verstehen das nicht. Dementsprechend schwierig ist es, mit solchen Taten und Täuern zurechtzukommen. Als Reaktion legt sich nahe, die Tat zu vergessen, nicht weiter daran zu denken. Sie stört unser Bedürfnis, den Ereignissen um uns herum einen Sinn abzugewinnen. Man kann sich nicht wirklich mit einer sinnlosen Gewalttat beschäftigen.²

Nehmen Sie stattdessen einen der Fälle, die in den letzten Monaten im Kanton Bern geschehen sind: Der Mann in Eriswil, der seine Frau, seine Kinder und sich selbst tötete, offenbar, weil die Frau ihn verlassen wollte. Oder den Mann in Thun, der seine Ex-Freundin erschoss und sich anschliessend selbst richtete. Oder den Bäcker im Murifeld, der seinen Bruder, dessen Frau und einen Mitarbeiter umbrachte, offenbar, weil ihm die Stelle gekündigt wurde. Oder den Amok-Schützen in der Bedag. In all die-

² Vielleicht liegt hier auch ein Grund für unsere Unfähigkeit, uns mit dem Krieg in Ex-Jugoslawien zu befassen.

sen Fällen ist es möglich, darüber nachzudenken, was geschehen ist. Im Falle Rügsegger dagegen fehlen die Anhaltspunkte dazu, weil uns die Einfühlung in die Motive der Täter fehlt.

Ich glaube, dass die Fremdheit der Tat im Falle von Andrea Rügsegger wesentlich ein Grund dafür ist, dass die Presse eher zurückhaltend darüber berichtet hat. Es fehlt die gemeinsame Basis, die die Täter mit dem Zeitungsleser in Verbindung bringen liesse. Da die Tat keine Anhaltspunkte liefert, wie man sich mit ihr auseinandersetzen könnte, ermöglicht sie auch keine Selbstkonfrontation. Es ist kein Zufall, dass in unserer "grössten Tageszeitung" ("Blick") die Urteilsverkündung im Falle Rügsegger nicht auf der ersten Seite, sondern weit hinten, auf Seite 9, bekanntgegeben wurde. Es fehlt dieser Gewalttat die persönliche Dimension, die den Einzelnen insofern faszinieren könnte, als sie ihn mit sich selbst konfrontieren würde, mit seiner oder ihrer Neigung, gewaltsam zu reagieren. Jemanden zu töten aus Verzweiflung, aus Rache, aus verschmähter Liebe, das glauben wir zwar nicht unbedingt selbst tun zu können, aber hundertprozentig sicher sind wir uns dabei nicht. Und genau deshalb können wir über solche Taten nachdenken, auch wenn es nur in dem Sinne sein mag, dass wir uns schliesslich beim Gedanken beruhigen, zu so etwas nicht fähig zu sein. Aber zu morden, weil einem jemand lästig war, da fehlt uns die Fähigkeit, in uns selbst einen Anhaltspunkt zu finden. Eine solche Tat ist uns so fremd, dass sie eher Angst als Faszination auslöst.³ Die Tatsache, dass im Falle Rügsegger die drei Männer "selbst bei der Urteilsverkündung ... keinerlei Emotionen (zeigten)", wie der "Blick" schrieb, zeigt, wie unverständlich die Tat ist. Dabei mag sich dieses Unverständnis nicht einmal sofort einstellen (wie im Falle von René O. oder vergleichbaren Taten). Denn auf den ersten Blick scheint die Tat der drei jungen Männer in das Muster eines Beziehungsdelikts zu passen. Erst bei genauerem Hinsehen entspricht die Motivstruktur der Täter nicht dieser Erwartung. Der Fall zeigt, dass die Boulevardpresse eine Basis der Gemeinsamkeit zwischen Täter und Leser braucht, damit eine Gewalthandlung publikumswirksam inszeniert werden kann. Gewalt kann nur dann faszinieren, wenn sie nicht Angst oder Befremden auslöst. Nur wenn es wenigstens einen, wenn auch verborgenen Berührungspunkt zwischen Täter und Zeitungsleser bzw. Zeitungsleserin gibt, können die Gefühle, die eine Gewalttat auslöst, aufrütteln und medienwirksam ausgeschlachtet werden.

Das mag der Grund sein, weshalb auch in Kriminalromanen und Fernsehkrimis kaum Tötungsdelikte vorkommen, deren Motivation nicht nachvollziehbar ist. Sinnlose Morde lösen Angst aus und eignen sich nicht für den "thrill", den ein Krimi erzeugen soll. Das englische Wort "thrill", von dem

³ Darum schwankt wohl auch die Reaktion auf Sexualtäter zwischen Faszination und Angst.

auch die Bezeichnung "thriller" abgeleitet ist, lässt sich mit "Nervenkitzel" übersetzen. Besser aber ist die Übersetzung mit "Angstlust". Der hungarobritische Psychoanalytiker Michael Balint hat ein kleines Büchlein zum Thema "Thrills and Regressions" geschrieben. Es trägt in der deutschen Übersetzung den geglückten Titel "Angstlust und Regression". Diese Angstlust, die Lust nach thrill, ist nicht Angst, sondern eine Annäherung an den Zustand der Angst, bei der jederzeit die Kontrolle über die Gefühle erhalten bleibt. Das vielleicht anschaulichste Beispiel für Situationen des thrill bieten Jahrmärkte mit ihren verschiedenen Attraktionen, wie Schaukeln, Achterbahnen, Karusselle, Berg- und Talbahnen, Riesenräder, Geisterbahnen etc. Unter Umständen kann die Fahrt auf diesen Geräten Angst machen, aber das ist nicht ihr Zweck. Vielmehr sollen sie den Fahrgast an die *Grenze* der Angst führen, bis dorthin, wo es noch lustvoll ist, sich durch das Vehikel aus dem Gleichgewicht zu bringen, Schwindel zu erleben, der Schwerkraft zu entfliehen etc. Solchen thrill vermag eben auch ein Krimi auszulösen, aber auch er nur solange, wie die Grenze zur Angst nicht überschritten wird. Es ist klar, dass diese Grenze - auch auf dem Jahrmarkt (denken Sie an die Reitschule für die Kleinen) - bei Kindern sehr viel schneller überschritten wird als bei Erwachsenen. Die Angst ist denn auch etwas, was Kinder auf einem Rössli-Karussell unerwartet schnell überfallen kann. "Thrill" setzt also ein gewisses Mass an Vertrautheit voraus, eine Basis der Übereinstimmung mit dem normalen, alltäglichen Leben. Wo diese Übereinstimmung wegfällt, da kippt die Angstlust in Angst um.

Zurück zum Fall Rügsegger: Der Artikel, der in der "Weltwoche" dazu erschien, trug die Überschrift "Die Mörder, die niemand zu Menschen machen wollte". Die Richter, so hiess es im Text, hätten es unnötig gefunden, "die Menschen hinter den Monstern zu suchen". Damit wird explizit gemacht, was im "Blick" implizit blieb: Monster schaffen Angst, sie vermögen nicht zu faszinieren. Wo Gewalt fasziniert, da bewahrt sie ein menschliches Antlitz. Das scheint im Fall Rügsegger nicht mehr der Fall zu sein.

Jedenfalls scheint es für den *Alltagsverstand* nicht mehr der Fall zu sein. Denn es gibt durchaus Hinweise, dass man auf Erklärungen stossen könnte, wenn versucht, etwas hinter die Fassade der Berichterstattung in den Medien zu leuchten. Da müsste etwa auffallen, dass die drei Männer auch unter sich keine wirklichen Beziehungen zu haben scheinen. Der eine der Täter hat in seinem Lebenslauf geschrieben: "Ich bin sehr labil und mache jeden Scheiss mit." Bedingungslos soll er sich einem der beiden Jüngeren unterworfen haben, der aber ebenso unsicher, ebenso schwach und ohne Selbstbewusstsein zu sein scheint. Eine "Notgemeinschaft" nannte die Verteidigerin des einen Täters die Gruppe, wo es keinem um das Wohl des anderen ging, aber alle mit den gleichen Problemen kämpften. "Explosiv wurde die Mischung, als die Clique auf eine noch Schwächere stiess, auf

die Blumenverkäuferin Andrea. Über Andrea, entdeckten sie, besaßen die Machtlosen plötzlich Macht. Mit ihr konnten sie alles machen: ihr den Finger umbiegen, bis er fast brach, sie stossen, ihre Haare mit dem Feuerzeug ansengen. Andrea brachte trotzdem Hasch für alle mit, bezahlte Benzin und Bier."

Die Gefühlskälte der drei Täter scheint aber des weiteren nicht absolut zu sein. Der Verteidiger des einen der Täter erzählte von dessen Bitte bei der Verhaftung, die Katze füttern zu dürfen. Sie erinnern sich an den Soldaten in Sarajewo, der Mitleid empfand für die sterbenden Tiere im Zoo, ein Mitleid, das er für seine Kriegsgegner nicht mehr aufzubringen vermochte (vgl. Teil 1 der Vorlesung). Ein Mörder, der seine Katze füttert, ein Soldat, der sich um Tiere sorgt, hier kommt plötzlich wieder etwas von jener Gemeinsamkeit zustande, die wir brauchen, damit uns das Thema Gewalt nicht völlig abstösst. Doch wenn wir wirklich verstehen wollen, wie die Gewalttat im Falle Rügsegger hat zustande kommen können, brauchen wir mehr an Erklärungshilfe, als sie uns die Berichterstattung in den Zeitungen bietet. Wie kann es dazu kommen, dass Menschen unfähig werden, ihre Gefühle zu kommunizieren?⁴ Wie ist es möglich, dass ein Mensch umgebracht wird, einfach weil er anderen lästig ist? Wie muss man sich erklären, dass jemand aus Langeweile tötet? Inwiefern stellt ein fehlendes Selbstwertgefühl ein Motiv für Gewalt und Aggressionen dar?

Solche und ähnliche Fragen werden in diesem Semester im Vordergrund der Vorlesung stehen. Es sind Fragen, die auf den Akteur von Aggression und Gewalt zielen. Was für ein Mensch ist derjenige, der Gewalt aus einem Bedürfnis heraus tut, das nicht biologischer Natur ist, sondern in der Struktur seines Selbst bzw. - wie Erich Fromm sagen würde - in seinem Charakter wurzelt? Die Theorien, die wir im letzten Semester diskutiert haben, geben auf diese Frage kaum Antwort. Ein Aggressions- oder Todestrieb macht nicht verständlich, warum eine konkrete individuelle Person eine sinnlose Gewalthandlung vollbringt. Die Frustrations-Aggressions-Theorie ist dazu genauso wenig in der Lage, dass sie ihre Aussagen letztlich auf situative, reaktive Aggression beschränkt. Auch mit Hilfe der Theorien des klassischen (respondenten) und operanten Konditionierens sind solche Gewalthandlungen kaum zu erklären. Am nächsten einer Erklärung kommt allenfalls die soziale Lerntheorie, die das Selbst, die Selbstregulation und Fragen des Selbstwertes einer Person in die Erklärung der Dynamik aggressiven Verhaltens einbezieht. Doch das Selbst - wir haben es zum Schluss des letzten Semesters gesagt - bleibt bei Bandura ohne wirkliche

⁴ Der Mann, der am 2.4.1993 in der Badag zwei Menschen und sich selbst tötete, soll in einem Gespräch mit dem Personalchef kurz vor der Tat von seiner "Unfähigkeit zu kommunizieren" gesprochen haben ("Bund", 20.4.1993, S. 21).

Herleitung. Es fehlt eine entwicklungspsychologische Perspektive, die wesentlich ist, um verstehen zu können, wie eine innere Leere oder Langeweile zur Ursache von destruktiven Kräften werden kann. Ich werde daher in diesem Semester auf Theorien eingehen, die das Selbst und seine Dynamik thematisieren und die erklären, wie aus einer Pathologie der Selbstentwicklung destruktive Motivationen entstehen.

Überblick über die Vorlesung

Es gibt verschiedene Ansätze, die das Selbst psychologisch aufzuhellen versuchen. Vor allem Psychoanalytiker und Psychoanalytikerinnen haben die klassische Psychoanalyse Freuds in dieser Richtung weiterentwickelt. Bereits in der sogenannten Ich-Psychologie ist das Interesse vom Triebbereich auf den Bereich des Ichs und der Abwehrmechanismen verschoben worden. Anna Freud, die ich im letzten Semester kurz erwähnt und zitiert haben, hat mit ihrem Buch "Das Ich und die Abwehrmechanismen" eine erste, noch stark an den Arbeiten ihres Vaters orientierte Systematik der Ich-Psychologie vorgelegt. Andere wichtige Arbeiten stammen von Heinz Hartmann, David Rapaport und Edith Jacobson. Auch Erik Erikson und Margaret Mahler gehören im weiteren Sinne zur Ich-Psychologie. Bedeutsam wurde dann insbesondere die britische "Objektbeziehungsschule" mit Vertretern wie Ronald Fairbairn, Harry Guntrip, Michael Balint, Alice Balint und Donald Winnicott. Wesentlich für die Objektbeziehungsschule ist, dass sie die soziale Dynamik thematisiert, in deren Rahmen das Selbst sich entwickelt. Das Selbst erscheint, wie schon Freud in seinen späten Arbeiten gezeigt hat, als ein "Niederschlag" von sozialen Beziehungen. Störungen in der Selbststruktur entstehen aus Störungen in der Beziehungsdynamik eines Individuums. Nebst der Objektbeziehungsschule ist schliesslich die psychoanalytische Narzissmustheorie, wie sie vor allem von Heinz Kohut, einem Austro-Amerikaner, entwickelt worden ist, zu erwähnen. Kohut nennt seinen Ansatz auch Selbst-Psychologie. Vor allem Kohut hat das Thema Aggression und Gewalt im Rahmen der Entwicklung des Selbst analysiert. So etwa in einer interessanten Studie über die narzisstische Wut, wie er sie mit Bezug auf den Gerechtigkeitsfanatismus des Michael Kohlhaas analysiert hat. Ich werde die Position von Kohut relativ ausführlich diskutieren.

Daneben werde ich auf einige "Randfiguren" der Psychoanalyse eingehen, die ebenfalls Wesentliches zur Erklärung von Aggression und Destruktivität in einem selbstpsychologischen Rahmen beigetragen haben, nämlich Erich Fromm, Arno Gruen⁵ und Jessica Benjamin. Dabei werde ich versuchen, den theoretischen Gehalt dieser neueren psychoanalytischen, aber nicht-

⁵ Auf Arno Gruen konnte ich aus Zeitgründen nicht mehr eingehen.

triebtheoretischen Ansätze herauszuarbeiten, und zwar mit Bezug auf sozialphilosophische, sozialpsychologische und soziologische Positionen, wie diejenigen von George Herbert Mead, Charles Taylor, Axel Honneth und wiederum Jessica Benjamin.⁶ Zugleich werde ich versuchen, das Thema Gewalt mit Hilfe dieser theoretischen Aufarbeitung in den Rahmen einer Modernisierungstheorie zu stellen, das heisst Gewalt nicht nur als psychologisches, sondern auch als soziologisches bzw. gesellschaftstheoretisches Problem zu diskutieren.

Schliesslich werde ich in diesem Semester einer Frage nachgehen, auf die wir im ersten Teil der Vorlesung zwar gestossen sind, die wir aber kaum diskutiert haben, nämlich die Frage des Verhältnisses von Geschlecht und Gewalt. Diese Frage soll nun gleich im Zentrum des ersten Kapitels dieser Vorlesung stehen. Dabei werde ich mich mit dem Problem des Verhältnisses von Natur und Kultur befassen, und zwar am Beispiel biologischer bzw. ethologischer Erklärungen aggressiven Verhaltens.

Aggression und Geschlecht: Natur oder Kultur?

Nachdem wir anhand eines konkreten Gewaltdelikts (Mord an Andrea Rüeggsegger) ein zentrales Thema dieser Vorlesung erschlossen haben, nämlich die Frage nach der Bedeutung von Selbst, Selbstwert und Selbstentwicklung für die Dynamik von Aggression und Gewalt, möchte ich ebenfalls am konkreten Beispiel in ein zweites Thema der Vorlesung einführen, nämlich in das Thema Geschlecht und Aggression/Gewalt. Eine auffallende Gemeinsamkeit der Gewalttaten, die seit Beginn dieses Jahres im Kanton Bern verübt worden sind, ist, dass die Täter alle Männer waren. Der Psychologe Peter Landolf meinte in einem Interview des "Bund", Männer würden eher zuschlagen, "wenn sie in ihrem Stolz verletzt werden, wenn sie gekränkt, hoffnungslos oder verzweifelt sind" ("Bund" 2.3.1993, S. 21). Das wäre eine Bestätigung der Vermutung, dass Selbst und Selbstwert bzw. Bedrohung oder Kränkung des Selbst als Motive für Aggression und Gewalt eine wichtige Rolle spielen. Allerdings stellt sich sogleich die Frage, weshalb dieser Mechanismus bei Männern so abläuft und offensichtlich nicht bei Frauen.

Kriminalstatistik

Doch bleiben wir noch etwas bei der schlichten Tatsache, dass Männer als Gewalttäter bedeutend auffälliger sind als Frauen. Ich habe Ihnen bereits

⁶ Auch auf Charles Taylor und Axel Honneth konnte ich nicht mehr ausführlich eingehen.

zu Beginn der letzten Vorlesung einige Zahlen vorgelegt. Danach liegt der Anteil der Frauen an der Gesamtkriminalität in der Schweiz bei 17%, und er reduziert sich auf gerade noch 7%, wenn man nur die Gewaltkriminalität berücksichtigt. Die Gewaltkriminalität ist weitgehend ein Privileg der Männer, wenn auch ein fragwürdiges. Man kann die Täterschaft noch weiter eingrenzen, wie dies in der kriminologischen Forschung geschieht, und plakativ formulieren: Gewaltkriminalität ist ein überwiegend von jungen Männern der unteren sozialen Schichten geäussertes Verhalten. Dies ist ein empirisch recht gut gesicherter Tatbestand. Ich möchte dies am Beispiel der Schweiz etwas verdeutlichen.

Nehmen wir zunächst das Kriterium *soziale Schicht*. Hier gibt es, was die Schweiz anbelangt, kaum Untersuchungen. Eine neuere Analyse von Daten aus dem Kanton Basel-Stadt bestätigt jedoch den Zusammenhang von Schicht und polizeilich registrierter Gewaltkriminalität (Eisner 1993):

Tabelle 2.4 Verteilung der Berufsgruppen in der Schweizer Gesamtbevölkerung und bei polizeilich identifizierten Gewalttätern im Kanton Basel-Stadt

	Schweizer Gesamtbevölkerung*	Polizeilich identifizierte Täter**
Wissenschaftliche oder technische Fachkraft	19,4 %	0,9 %
Leitende Tätigkeit	5,4 %	1,5 %
Büroberuf	21,8 %	3,3 %
Handelsberuf	12,7 %	5,2 %
Dienstleistungsberufe	15,7 %	12,7 %
Gelernter Arbeiter	13,9 %	25,4 %
Angeleiteter Arbeiter	3,9 %	14,5 %
Hilfsarbeiter	2,5 %	36,5 %
Landwirtschaftl. Beruf und andere	4,6 %	(nicht erfasst)

* Die hier angegebenen Werte beruhen auf einer von Heinrich Zwicky durchgeführten repräsentativen Umfrage in der Schweiz (N = 2046). Da in Befragungen regelmässig Unterschichtangehörige untervertreten sind, können die hier angegebenen Werte nur als grobe Näherungen verstanden werden.

** Aufgrund der im Kanton Basel-Stadt erhobenen Angaben der polizeilich identifizierten Täter (für weitere Angaben vgl. Kapitel 7).

Gegenüber solchen Zahlen wird oft ins Feld geführt, dass Unterschichtangehörige weniger geschickt seien im Vertuschen ihrer Taten oder auffälliger sind und deshalb von der Polizei leichter ergriffen werden. Gelegentlich wird sogar behauptet, in Wahrheit sei die Kriminalität in den oberen Sozialschichten höher als in den unteren. Dabei wird - wie im Falle der Berechnung des Dunkelfeldes anderer abweichender Verhaltensweisen - auf Umfragen Bezug genommen, in denen nach kriminellen Handlungen gefragt wird. Man vergleicht dann die selbstberichtete Kriminalität mit der polizeilich registrierten. Solche Untersuchungen leiden jedoch im allge-

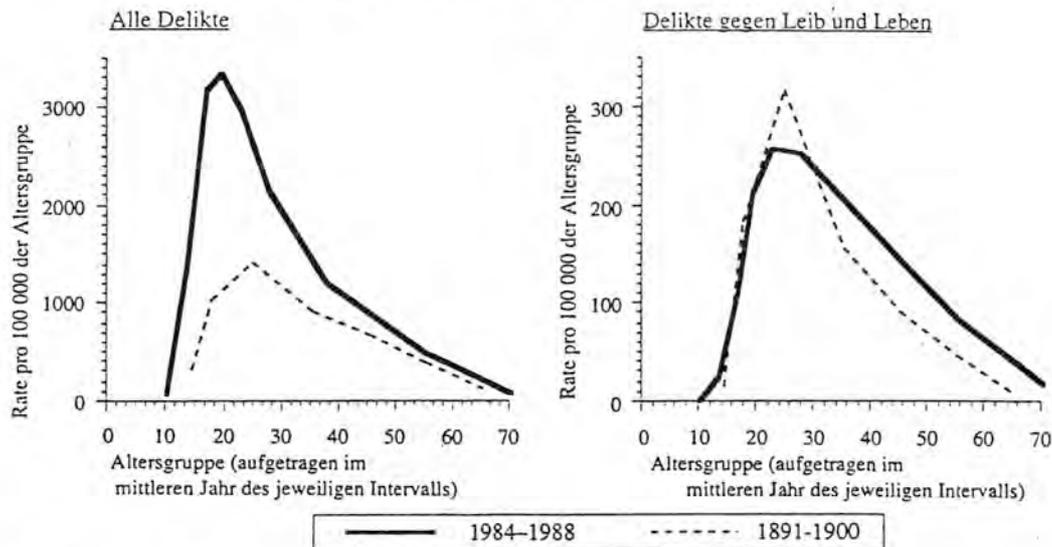
meinen an der Einseitigkeit der ausgewählten Delikte. So wurden in einer deutschen Studie die folgenden Delikte erfragt: Ladendiebstahl, Steuerbetrug, Leistungerschleichung und Trunkenheit am Steuer. Und dabei hat sich herausgestellt, dass die höheren sozialen Schichten mehr solche Delikte begehen als die niederen. Doch daraus kann kaum der Schluss gezogen werden, dass im Falle anderer Delikte die Oberschichten ebenfalls eine Prävalenz aufweisen gegenüber den Unterschichten. Vor allem im Falle der *Gewaltdelikte* zeigen Dunkelfeldstudien, dass die von der Polizeistatistik berichtete Dominanz der unteren sozialen Schichten der Realität weitgehend entspricht, auch wenn der Zusammenhang zwischen Schicht und Gewalt im Falle von selbstberichteten Vorkommnissen etwas weniger stark ist als im Falle der polizeilich registrierten Taten.

Zur Erklärung der stärkeren Bereitschaft von Unterschichtangehörigen zu Gewalthandlungen kann einerseits auf das Konzept der *relativen Deprivation* Bezug genommen werden, wie wir es im letzten Semester erläutert haben. Andererseits können subkulturelle Unterschiede dafür verantwortlich sein. In einer Gesellschaft, in der materieller Besitz, Erfolgsstreben und sozialer Aufstieg zentrale Werte darstellen, fehlen den Angehörigen der Unterschicht die Mittel, um diesen Werten nachzuleben. Ihre Situation ist daher relativ depriviert gegenüber derjenigen von Oberschichtangehörigen. Der Soziologe Emile Durkheim sprach von einer Situation der Anomie, das heisst einer Diskrepanz zwischen zentralen Werten der Gesellschaft und der Erreichbarkeit dieser Werte. Der Zustand der Deprivation kann die Angehörigen der Unterschicht dazu verleiten, die anerkannten Werte der Gesellschaft mit illegitimen Mitteln zu erreichen, und dazu kann Gewalt gehören. Diese Erklärung wird plausibler, wenn zusätzlich auf das Konzept der "Subkultur der Gewalt" zurückgegriffen wird. Danach begünstigt die soziale Lage der Unterschicht Wertorientierungen, in denen physische Gewalt, Maskulinität und körperliche Kraft eine zentrale Rolle spielen. Folglich sind Gewalt und körperliche Kraft in der sozialen Unterschicht leichter handhabbare Mittel, um erwünschte Ziele zu erreichen als in der sozialen Mittel- und Oberschicht. Man kann es auch so ausdrücken: der Mythos der Männlichkeit spielt in der sozialen Unterschicht eine bedeutendere und das Verhalten stärker orientierende Rolle als in den anderen sozialen Schichten. Da dieser Mythos per definitionem die Männer eher anspricht als die Frauen, erklärt sich daraus auch die höhere Prävalenz von Gewaltkriminalität bei Männern der sozialen Unterschicht.

Was nun das *Alter* der Gewalttäter anbelangt, so haben inzwischen unzählige Studien nachgewiesen, dass zwischen 16 und 25 Jahren das Maximum an Delinquenz liegt. Erst kürzlich war in der Zeitung zu lesen: "Gewalttaten und Unfälle sind bei jungen Menschen in Industriestaaten die Haupttodesursache" ("Neue Zürcher Zeitung" 7.4.1993, S. 11). Dies gemäss einer

Statistik der WHO. Dabei scheint es so zu sein, dass die Altersgruppe Jugendliche/junge Erwachsene im Verlauf des letzten Jahrhunderts eher noch deutlicher zum Fokus der statistischen Häufigkeitsverteilung krimineller Handlungen geworden ist (Eisner 1993):

Abbildung 2.1 Altersverteilung der Delinquenz im Kanton Zürich
 1885–90: Verurteilte Personen zum Zeitpunkt der Deliktbegehung
 1984–88: Der Polizei bekannte Täter



Quellen: Die Daten für 1891–1900 stammen aus Hacker (1939: S. 213, 215).
 Die Daten für 1984–88 wurden aufgrund der KRISTA-Statistik des Kantons Zürich sowie altersspezifischer Bevölkerungsdaten berechnet.

Die Abbildung zeigt, dass das Maximum der Gewaltkriminalität heute um einige Jahre früher erreicht wird als vor 100 Jahren. Ebenso zeigt sich, dass die Rate krimineller Handlungen im Jugendalter heute weit höher liegt als in früheren Zeiten. Zusammengenommen bedeutet dies, dass gegenwärtig ein beträchtlich grösserer Teil der Delinquenz im Altersbereich der 16- bis 25-Jährigen konzentriert ist als in der jüngeren Vergangenheit. Allerdings zeigt Abbildung 2.1 im Falle von Gewaltdelikten eine erstaunliche Konstanz der Daten über die letzten rund 100 Jahre.

Nun muss man allerdings auch sehen, dass es je nach Gewaltdelikt unterschiedliche Häufigkeitsverteilungen gibt. Ausschlaggebend für die höheren Werte bei den 15- bis 20-Jährigen sind im wesentlichen die Deliktsgruppen Raub- und Eigentumsvergehen, während Delikte gegen Leib und Leben auch nach dem 30. Altersjahr durchaus noch häufig auftreten. Das zeigen nicht zuletzt die konkreten Beispiele, von denen wir in den letzten Monaten erfahren mussten. Es zeigt dies aber auch der wesentlich langsamer ab-

flachende Kurvenverlauf in Abbildung 2.1. Diese Ergebnisse weisen darauf hin, dass *Gewaltdelinquenz* weniger als andere Formen der Kriminalität ein Charakteristikum der Jugendlichen und jungen Erwachsenen ist. Gewaltdelikte bleiben bis in die mittleren Altersgruppen ein relativ häufiges Phänomen. Diese Tendenz scheint sich in den vergangenen 10 Jahren sogar verstärkt zu haben. Im Gegensatz zur landläufigen Vorstellung hat nämlich die *registrierte* Gewaltdelinquenz der Minderjährigen seit Beginn der 80er Jahre einen deutlichen Rückgang erfahren. Während 1982 noch 11,7% der in der Schweiz ermittelten Täter im Bereich der Körperverletzungen weniger als 20 Jahre alt waren, betrug deren Anteil 1991 noch 7,6%. Diese Entwicklung kann in allen Bereichen der Gewaltdelinquenz nachgewiesen werden. Allerdings zeigen die neuesten Zahlen über die Kriminalität in der Schweiz einen erneuten Anstieg der Kriminalität bei Jugendlichen. Während die Minderjährigen in den letzten 5 Jahren rückläufige Zahlen aufwiesen, war 1992 erstmals wieder ein leichter Anstieg von 18,8 auf 20,8% festzustellen (vgl. "Neue Zürcher Zeitung" 15.4.1993, S. 21).

Warum Jugendliche besonders zu Delikten neigen, kann wiederum - teilweise wenigstens - mit Hilfe des Konzeptes der relativen Deprivation erklärt werden. Es scheint, dass sich in unserer Gesellschaft die relative Deprivation von Jugendlichen gegenüber den Erwachsenen fortlaufend verschärft. Durch die kulturell vermittelten Ideale der Jugendlichkeit entstehen hohe Ansprüche an Lebensstil und materielles Einkommen, welche aber von den Jugendlichen nicht in die Realität umgesetzt werden können. Mit zunehmender Länge des Jugendalters, gestiegener Ausbildungsdauer und wachsenden Ansprüchen in der Arbeitswelt hat sich eine unterprivilegierte Klasse von Jugendlichen entwickelt, die durch zunehmende Orientierungslosigkeit geprägt ist. Daraus resultierende Deprivationen, welche etwa durch Arbeitslosigkeit oder geringe berufliche Qualifikationen verstärkt werden, können dann unter begünstigenden Bedingungen - etwa in Jugendbanden - in Aggressionen umschlagen.

Alle diese Erklärungen - auch im Falle der Prävalenz krimineller Handlungen in der sozialen Unterschicht - lassen jedoch offen, weshalb es insbesondere Männer sind, die delinquent und gewalttätig werden. Relativ depriviert sind schliesslich auch die weiblichen Jugendlichen und die Frauen aus der sozialen Unterschicht. Trotzdem sind Frauen in kriminalstatistischer Hinsicht kaum auffällig. Ich habe schon letztes Semester darauf hingewiesen, dass auch im zeitlichen Trend bisher keine Zunahme der Gewaltdelinquenz bei Frauen festzustellen ist, obwohl die Geschlechterrollen sich deutlich verändert haben.

Natur versus Kultur

Es ist verführerisch, unter diesen Umständen die *Natur* zu bemühen. Danach sind es biologische Unterschiede, die dazu führen, dass Frauen weniger aggressiv und gewalttätig sind als Männer. Doch bevor wir auf Erklärungsversuche zu sprechen kommen, möchte ich noch einige andere Erkenntnisse darstellen. Die Gewaltkriminalität ist nämlich nur *ein* Aspekt der unterschiedlichen Aggressivität von Mann und Frau. Es gibt eine Reihe von psychologischen Untersuchungen, die eine ähnliche Geschlechterdifferenz bei aggressivem Verhalten, das nicht krimineller Natur ist, feststellen. Eleanor Maccoby und Janet Jacklin betonen in ihrem Buch "The Psychology of Sex Differences" aus dem Jahre 1974 die generell grössere Aggressivität von Knaben im Vergleich zu Mädchen. Auch Annette Degenhardt kommt 1979 zum Schluss, dass Knaben eine höhere Aggressivität aufweisen als Mädchen. In ihrem Buch "Sozialisation: Weiblich - Männlich?" schreibt Carol Hagemann-White 1984, dass nahezu alle Autoren sich einig sind darin, dass Aggression bei männlichen Individuen aller Altersstufen stärker ausgeprägt ist als bei weiblichen. Sie selbst meint, dass die Forschungslage kaum Hinweise gebe auf Geschlechterdifferenzen, ausser im Bereich aggressiven Verhaltens. "Als Unterschiede im Sozialcharakter zwischen Mädchen und Jungen bis zur Pubertät können wir nur feststellen, dass die durchschnittliche Häufigkeit aggressiven Verhaltens bei Jungen höher liegt, wobei nicht klar ist, ob dies auf das Konto eines kleinen Anteils von sehr aggressiven Jungen geht, oder ob die Mehrheit der Jungen aggressiver als die Mehrheit der Mädchen sind ..." (p. 20). In einer Arbeit aus dem Jahre 1990 kommt Eleanor Maccoby zur Feststellung, dass nach wie vor gewisse Geschlechtsdifferenzen beobachtbar seien, jedoch von mässiger Ausprägung und vor allem im Bereich mathematischer und räumlicher Fähigkeiten. Geschlechtsunterschiede im verbalen Bereich könnten nicht mehr beobachtet werden. Andere Aspekte der intellektuellen Leistung seien wie bisher zwischen den Geschlechtern gleich verteilt. In den Bereichen Persönlichkeit und Sozialverhalten seien die Erkenntnisse besonders inkonsistent und spärlich. Was die Aggressivität anbelangt, erwiesen sich jedoch Männer nach wie vor häufiger als Akteure von Aggression als Frauen.

Maccoby und Jacklin waren in ihrem Buch von 1974 stark beeindruckt von den Geschlechtsdifferenzen im Bereich der Aggression. So stark, dass sie die Vermutung äusserten, die Differenzen seien biologisch verursacht. Zwar anerkennen die Autorinnen, dass aggressives Verhalten gelernt wird, wobei sie auf die Arbeiten von Bandura und Patterson verweisen (vgl. Teil 1 der Vorlesung). Trotzdem nehmen sie an, dass die Geschlechtsdifferenz im aggressiven Verhalten eine biologische Grundlage hat. Dabei verweisen sie auf vier Sachverhalte, die ihre Position stützen sollen: 1) In allen

menschlichen Gesellschaften, von denen Daten vorliegen, erweisen sich männliche Individuen als aggressiver als weibliche. 2) Die Geschlechtsdifferenzen lassen sich schon sehr früh feststellen, zu einer Zeit jedenfalls, da nicht angenommen werden kann, dass Sozialisationsprozesse dafür verantwortlich sind. 3) Ähnliche Geschlechtsdifferenzen wie beim Menschen finden sich bei nicht-menschlichen Primaten. 4) Aggression steht in Verbindung mit Sexualhormonen und kann durch Verabreichung dieser Hormone beeinflusst werden.

1980 legte Todd Tiegler eine Kritik der Auffassung von Maccoby und Jacklin vor. Dabei bestreitet er nicht die Unterschiede im Ausmass von Aggressionen bei erwachsenen Menschen verschiedenen Geschlechts. Ansatzpunkt seiner Kritik ist die biologische Erklärung der Aggressionsdifferenzen. An deren Stelle setzt er eine Sozialisationshypothese, wonach die unterschiedliche Aggressivität erwachsener Frauen und Männer im wesentlichen sozialisationsbedingt ist. Dabei rekurriert Tiegler auf ethnographische Untersuchungen, die allerdings nur spärlich vorhanden sind, auf Untersuchungen des Aggressionsverhaltens bei Primaten und auf Studien, die die Wirkungsweise von Sexualhormonen untersuchten. Die Forschungslage im Falle der Sexualhormone ist nicht gerade eindeutig. Im Falle der Primatenforschung meint Tiegler, die dem Menschen nächstverwandten Tiere, nämlich die Schimpansen, würden keine Geschlechterdifferenz im aggressiven Verhalten aufweisen. Schliesslich diskutiert Tiegler Forschungsarbeiten zur Geschlechterdifferenz im frühen Lebensalter und meint, die bestehende Literatur bestätige keine Unterschiede im Falle von aggressivem Verhalten in der frühen Kindheit.

Die empirische Kritik an Maccoby und Jacklin wird ergänzt durch eine Kritik des lerntheoretischen Ansatzes, den Maccoby und Jacklin vertreten. Maccoby und Jacklin nehmen an, dass Kinder beiderlei Geschlechts Modellen des typischen Verhaltens des eigenen wie des fremden Geschlechts ausgesetzt sind. Knaben *und* Mädchen sehen Modelle männlichen *und* weiblichen Verhaltens. Warum aber lernen sie das je typische Verhalten *ihrer* Geschlechts? Maccoby und Jacklin gehen - in Übereinstimmung mit Kohlberg - davon aus, dass die Kinder selbst aktiv ihr Geschlecht bzw. ihr männliches bzw. weibliches Selbst konstruieren. Diese aktive Selektivität scheint jedoch erst relativ spät eindeutig beobachtbar zu sein, jedenfalls - wie Maccoby und Jacklin meinen - nicht vor dem Alter von 5 oder 6 Jahren. Das scheint für die Erklärung von geschlechtsspezifischem Verhalten zu bedeuten: Wenn Kinder erst mit 5 oder 6 Jahren ein stabiles geschlechtsbezogenes Selbstbild haben, dann können sie nicht vorher aktiv Modelle geschlechtsspezifischen Verhaltens auswählen. Modelllernen geschlechtsspezifischer Aggressivität *vor* dieser Zeit ist daher ausgeschlos-

sen. Also müssen die frühen Differenzen zwischen Kindern verschiedenen Geschlechts biologischer Natur sein.

Tieger kritisiert diese Argumentation. Erstens braucht kein kognitiv stabiles Selbstbild gegeben zu sein, um geschlechtsspezifisches Verhalten anderer zu imitieren. Hier ist der Kognitivismus einfach irreführend. Kognitionen brauchen dem Verhalten nicht vorauszugehen, sondern können geradezu umgekehrt Folge von Verhalten sein. Zweitens gibt es empirische Untersuchungen, die zeigen, dass Kinder schon vor 5 oder 6 Jahren ein stabiles Bild ihres Geschlechts haben, nämlich mit etwa 2 oder 3 Jahren. Drittens gibt es einen Unterschied zwischen dem Geschlecht einer Person und ihrem Geschlechterstereotyp. Aggression kann in diesem Sinn eine typisch (stereotype) männliche Verhaltensweise sein, und trotzdem generell auch von Frauen gezeigt werden. Das bedeutet, dass aggressives Verhalten eher von männlichen Modellen gelernt wird als von weiblichen. Die Untersuchungen von Bandura, die wir letztes Semester diskutiert haben, zeigen tatsächlich, dass männliche aggressive Modelle von beiden Geschlechtern mehr imitiert werden als weibliche (vgl. Teil 1 der Vorlesung). Es scheint, dass bereits dreijährige Kinder diese Prävalenz zeigen. Viertens zeigt schliesslich die Unterscheidung in Kompetenz und Performanz, dass aggressives Verhalten sehr wohl gelernt werden kann, ohne dass es manifest gezeigt wird.

Insgesamt bedeutet diese Kritik, dass Lernprozesse schon sehr früh dafür verantwortlich sein können, dass Mädchen und Knaben ein unterschiedliches Ausmass an aggressivem Verhalten zeigen. Tieger diskutiert auch unterschiedliche Erziehungspraktiken als mögliche Ursachen für Geschlechterdifferenzen. So scheint etwa die Tatsache, dass Knaben für aggressives Verhalten häufiger bestraft werden als Mädchen, mit für deren höhere Aggressionsbereitschaft zu sprechen. Denn, wie wir ebenfalls im letzten Semester bereits gesehen haben, körperliche Strafen wirken insofern kontraproduktiv, als sie Modellcharakter für Aggression haben.

Tieger erwähnt auch die Tatsache, dass aggressivem Verhalten in der Ontogenese Verhaltensweisen vorausgehen können, die nicht-aggressiver Natur sind, sich aber aufgrund von Verstärkungswirkungen dazu ausformen. Auch dies haben wir im letzten Semester am Beispiel der Untersuchungen von Patterson gesehen. Da männliche Babies schwerer und grösser sind als weibliche, haben sie auch mehr Kraft, beispielsweise im Herumschmeissen von Dingen, was ihnen positive Verstärkung für expansives Verhalten und Verhalten mit hoher Intensität geben kann. Da die Identifikation von Aggressionen aber oft eine Frage der beobachteten *Intensität* einer Verhaltensweise ist (vgl. Teil 1 der Vorlesung), kann durch Fehlklassifikation des Verhaltens männlicher Babies eventuell ungewollt Aggression aufgebaut werden. Ähnliches mag für die höhere Aktivität von männlichen Babies

und Kindern gelten. Tatsächlich zeigt die empirische Forschung eine leicht erhöhte Aktivitätsrate von männlichen im Vergleich zu weiblichen Individuen. Vermehrte Aktivität kann unter Umständen als Zeichen höherer Aggressivität (miss)verstanden werden.

Diese Argumentation findet sich übrigens auch bei Bandura. Bandura meint, es gebe ein einfaches Argument, das für eine erhöhte Aggressivität bei männlichen Individuen spreche. Wenn wir nämlich davon ausgehen, dass aggressives Verhalten leicht gelernt wird - und dies hat uns die Diskussion der Lerntheorien gezeigt -, dann ist die Wahrscheinlichkeit, dass Knaben und Männer Aggressionen lernen, deshalb besonders gross, weil sie körperlich stärker disponiert sind, mittels physischer Kraft Erfolg zu haben. "Der Besitz eines muskulösen Körpers", meint Bandura, "erhöht ... die Wahrscheinlichkeit, dass sich körperlich aggressive Verhaltensformen als wirksam erweisen werden."

Doch zurück zu Tieger. Tieger meint weiter, dass auch gewisse kommunikative Schwierigkeiten von männlichen Individuen als Ausdruck von Aggression (miss)verstanden werden können. Schliesslich meint er, dass Strafe von Knaben und Mädchen unterschiedlich wahrgenommen werden könnte. Strafe könnte für Knaben als Verstärkung wirken, weil sie ihre Geschlechtsrolle bestätigt, zu der eben gehört, dass man nicht konform, nicht angepasst, nicht gehorsam, nicht "zivilisiert" etc. ist.⁷ Wenn abweichendes Verhalten zum Geschlechterstereotyp von Knaben und Männern gehört, dann hat die Bestrafung von abweichendem Verhalten für die bestraften Personen eine ganz andere Bedeutung als von der strafenden Person intendiert. Wir sind auf diese Ungewissheit, was Verstärkung konkret bedeutet, im letzten Semester auch schon zu sprechen gekommen. Der Punkt ist natürlich gerade in pädagogischer Hinsicht von grosser Bedeutung. Wenn nämlich männliche Schüler ihre Geschlechtsidentität damit in Verbindung bringen, dass sie unangepasst sind, dann bedeutet jede Strafe abweichenden (z.B. den Unterricht störenden) Verhaltens eine Verstärkung ihrer Identität, das heisst sie ist faktisch wirkungslos bzw. bewirkt genau das Gegenteil. Das zeigt nur nochmals, wie wichtig es ist, in pädagogischen Kontexten richtig zu verstärken: richtig zu loben und richtig zu strafen.

Zusammengefasst versucht Tieger, den Standpunkt der Lerntheorie gegenüber der Hypothese einer biologischen Basis der Geschlechterdifferenz aggressiven Verhaltens zu verteidigen. Maccoby und Jacklin haben auf die Arbeit von Tieger mit einer Gegenkritik reagiert. Darin analysieren sie auch neuere Untersuchungen, die seit der Veröffentlichung ihres Buches von 1974 erschienen sind. Was die Geschlechterdifferenz bei Kindern

⁷ Vgl. das Ideal der Ungebundenheit und "negativen" Freiheit, das im wesentlichen ein männliches Ideal ist (vgl. oben S. 7f.).

utner 6 Jahren anbelangt, so insistieren sie auf ihrem Standpunkt. Von 32 berücksichtigten Studien zeigen 24 höhere Aggressivität bei Knaben und 8 zeigen keine Geschlechtsunterschiede. Eine höhere Aggressivität von Mädchen wird in keiner der beigezogenen Studien berichtet. Eine weitere Analyse zeigt, dass Knaben in Beziehung zum gleichen Geschlecht mehr Aggressionen zeigen als in Beziehung zum anderen Geschlecht. Wiederum geht es um die Altersgruppe bis 6 Jahre. Maccoby und Jacklin gehen weiter davon aus, dass die Geschlechtsdifferenzen im aggressiven Verhalten eher die Folge einer Gruppe besonders aggressiver Knaben seien als Ausdruck einer generell erhöhten Aggressivität des männlichen Geschlechts. Das heisst, dass die Mehrheit der Knaben eine Aggressivität zeigt, die im selben Intensitätsbereich liegt wie diejenige der Mädchen und dass lediglich eine Minderheit der Knaben für die durchschnittlich höheren Aggressivitätswerte des männlichen Geschlechts verantwortlich ist. Das scheint mir deshalb eine erstaunliche Bemerkung zu sein, weil sie nicht so recht mit der biologischen Interpretation der Geschlechterdifferenzen in Übereinstimmung steht, die Maccoby und Jacklin nach wie vor verfechten.

Interessant ist im übrigen eine Beobachtung aus einer ethnographischen Studie, in der sich zeigte, dass Knaben zwar eher dazu neigen, Aggressionen zu initiieren, dass aber im Falle der Verteidigung aufgrund einer aggressiven Attacke Knaben und Mädchen *gleichermassen* bereit sind zurückzugeben.⁸

Maccoby und Jacklin bleiben bei ihrer Feststellung, dass auch im Altersbereich von 3 bis 6 Jahren die männlichen Individuen durchwegs mehr aggressives Verhalten zeigen als die weiblichen. Allerdings besteht in diesem Punkt nicht wirklich ein Gegensatz zu Tieger, denn diesem geht es darum, allfällige frühe Geschlechterdifferenzen lerntheoretisch zu erklären. Und das müsste in dieser Altersspanne durchaus möglich sein. Wesentlicher ist daher die Frage der unterschiedlichen Aggressivität bei den männlichen und weiblichen Exemplaren unserer nächsten Verwandten. In diesem Punkt beharren Maccoby und Jacklin auf der Aussage, dass bei den Primaten die Männchen im allgemeinen aggressiver sind als die Weibchen, auch wenn, absolut gesehen, keines der Geschlechter in der freien Wildbahn besonders aggressiv ist.

Zum Schluss betonen die beiden Autorinnen, dass sie keineswegs annehmen, biologische Faktoren seien *allein* relevant, um die Geschlechtsdifferenzen im aggressiven Verhalten zu erklären. Kulturelle Muster und Stereotype würden bei der Differenzierung des Verhaltens der beiden Geschlechter eine wichtige Rolle spielen. Sie erwägen auch einen indirekten

⁸ Ergänzende Ausführungen zu diesem Punkt finden sich im Schlussteil dieser Vorlesung (vgl. unten S. 185ff.).

Einfluss der biologischen Verfassung des Menschen, nämlich einen Einfluss, der nicht direkt auf die Ausprägung aggressiven Verhaltens geht, sondern indirekt, über die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern. Wenn nämlich Frauen Kinder gebären und aufziehen müssen und sie daher als Mädchen stärker kontrolliert bzw. auf ihre Mutterrolle hin sozialisiert werden, dann könnte es sein, dass sie deshalb weniger aggressiv sind als Männer. Die Ursache der Geschlechterdifferenz wäre zwar insofern biologisch, als sie in der Kinderpflege liegt, jedoch bestünde keine direkte Beeinflussung der Aggressivität, beispielsweise genetischer oder hormonaler Art. Biologisch - und das scheint mir ein wichtiger Punkt zu sein, dem Sozialwissenschaftler nur allzu wenig Rechnung tragen - ist nicht identisch mit genetisch. Eine biologische Basis der Geschlechterdifferenz im aggressiven Verhalten zu postulieren, heisst daher nicht notwendigerweise, eine genetische Differenz zu behaupten.

Soziobiologie

Nun gibt es militantere Positionen als diejenige von Maccoby und Jacklin, was die Biologie der Geschlechter anbelangt. Und ich möchte wenigstens kurz auf eine solche Position eingehen, nämlich diejenige von Doris Bischof-Köhler. Bischof-Köhler (1990) spricht von der "Natur der Frau" und meint damit "angeborene Dispositionen, die die Grundlage dafür abgeben, dass die Geschlechter im Denkstil und auch in der Motivation unterschiedliche Schwerpunkte ausbilden". Kultur würde dann lediglich darin bestehen, die Dispositionen zu überformen, das heisst die "vorgegebenen Unterschiede mehr oder weniger stark (zu akzentuieren)". Bischof-Köhler geht grundsätzlich nicht von einer Gleichheit, sondern von einer Verschiedenheit der Veranlagung der Geschlechter aus. Es gibt "Grundtatsachen der biologischen Geschlechterdifferenzierung", die man in ihren Auswirkungen auf das Verhalten kennen muss.

Diese Grundtatsachen der Geschlechterdifferenzierung haben mit der Nachkommenssicherung zu tun, das heisst mit der unterschiedlichen Rolle der Geschlechter bei der Fortpflanzung und Aufzucht der Jungen. Männchen und Weibchen verfolgen unterschiedliche Fortpflanzungsstrategien, und diese haben Auswirkungen auf ihr übriges Verhalten. Beispielsweise müssen Männchen bedingungsloser paarungsbereit sein als Weibchen. "Diese [die letzteren, W.H.] sind vergleichsweise spröder. Folglich müssen die Männchen um die Weibchen werben, während diese sich ihre Partner aussuchen können." Weil die Weibchen mehr in die Fortpflanzung investieren (lange Zeit der Schwangerschaft, Stillen der Jungen), müssen sie den Geschlechtspartner gut wählen. Deshalb das grössere Wenn und Aber des weiblichen Geschlechts im Zusammenhang mit der Sexualität. Umgekehrt ist das männliche Geschlecht "anlagebedingt kompetitiver als das weibli-

che", denn die Sprödigkeit der Weibchen erfordert mehr Wettkampf unter den Männchen. Bischof-Köhler meint, die hohe Kompetitivität der Männchen habe diesen, evolutionstheoretisch gesehen, eine hohe Bereitschaft zur Verleugnung von Misserfolgen angezuchtet. Die Männchen könnten es sich nicht erlauben, nach einem Misserfolg der Begattung eines Weibchens resignativ in Depressionen zu versinken, da ihr Genom dadurch nicht weiterverbreitet würde. Das höchste Gebot der Evolution ist aber, den eigenen Genen zu einer möglichst grossen Verbreitung zu verhelfen.

All dies bedeutet, dass das männliche Geschlecht aggressiver ist als das weibliche, und zwar im Sinne einer aktiven Aggressivität. Demgegenüber tritt Aggression bei Weibchen "vorwiegend reaktiv auf". Dazu kommt, dass die Aggressionen der Männchen diesen selbst gelten. Männchen kämpfen und die Vorherrschaft bei Weibchen. Sie kämpfen nicht *mit* den Weibchen. "Zwischen Männchen und Weibchen ist eine Kompetition biologisch überhaupt nicht vorgesehen ...". Das bedeutet u.a., dass Weibchen, wenn sie mit Männchen konkurrieren, zum vorneherein auf verlorenem Posten stehen.

Bischof-Köhler meint weiter, die geschlechtliche Arbeitsteilung sei eine unmittelbare Folge der unterschiedlichen Investitionen der Geschlechter in die Nachkommenschaft ("parental investment"). "Die Männer machen Jagd auf Grosswild, die Frauen sammeln Pflanzen und Kleintiere. ... Diese als ursprünglich anzusehende Arbeitsteilung konnte organisch auf den biologischen Unterschieden aufbauen, die zwischen den Geschlechtern bestanden, und forderte sie auch ein Stück weit heraus." Daraus erklärt sich die Risikobereitschaft und Unternehmungslust der Männer und die Umsicht, Vorsicht und Fürsorglichkeit der Frauen. Diese Merkmale zeigen sich gemäss Bischof-Köhler schon in der frühen Kindheit, und zwar, wie sie meint, zu einem Zeitpunkt, zu dem die Erziehung noch wenig bewirkt haben kann. "1. Schon als Babies in den ersten Lebenswochen gelten Jungen als unruhiger und schwieriger, während kleine Mädchen leichter zu beruhigen sind und öfter lächeln ... Bereits am Ende des ersten Lebensjahres sind Jungen mehr auf Erkundung aus. Unter einer grösseren Spielzeugauswahl bevorzugen sie mechanisches Spielzeug und versuchen, Dinge auseinanderzunehmen ... Sie halten sich weniger an Verbote, riskieren mehr und von der frühen Kindheit an ist die Unfallrate bei ihnen höher ... Sie entwickeln im zweiten Lebensjahr eine Vorliebe für den Vater als Spielpartner, und zwar anscheinend deshalb, weil er körperlich robuster spielt, und weil sein Spiel mehr Überraschungen enthält als das der Mutter. Töchter dagegen zieht es mehr zu den Müttern hin, die sich im Spiel eher an vertraute Muster halten ... Die Orientierung zum gleichgeschlechtlichen Elternteil erfolgt jedenfalls lange, bevor die Kinder sich ihrer eigenen und der elterlichen Geschlechtsidentität kognitiv bewusst werden. 2. Mädchen entwickeln im dritten Le-

bensjahr eine Vorliebe für Puppenspiele, und zwar unabhängig vom elterlichen Spielzeugangebot ... Hierzu ist anzumerken, dass die Bedeutung, die man geschlechtstypischen Spielsachen für die Herausbildung der Geschlechtsunterschiede zuschreibt, meist übertrieben wird. Bei Naturvölkern, aber auch in armen Bevölkerungsschichten zivilisierter Kulturen gibt es häufig gar kein Spielzeug; daher sind die Kinder hier ganz auf das Fantasiespiel angewiesen. Wie sich dabei zeigt, deuten sie neutrale Objekte in jeweils geschlechtstypischer Weise um, wobei die Mädchen Rollenspiele mit fürsorglichem Charakter vorziehen, während die Buben ihre Kräfte in Jagd- und Wettkampfspielen messen ... Die stärkere Neigung, pflegerische Verantwortung zu übernehmen, deutet sich bei Mädchen auch darin an, dass sie bereits im Vorschulalter mehr an der seelischen Verfassung des anderen interessiert sind, mehr Mitleid äussern und in Tests, die das Einfühlungsvermögen prüfen, höhere Werte als die Jungen aufweisen. Damit im Zusammenhang ist es wohl auch zu sehen, dass sie anfälliger für Schuldgefühle sind ... 3. In der sozialen Interaktion mit Gleichaltrigen des gleichen Geschlechts ziehen Mädchen intensive Kontakte mit einzelnen Freundinnen vor, während Jungen sich zu grösseren Gruppen zusammenschliessen ... Mädchen suchen den persönlichen Austausch, die 'Seelenfreundschaft', während für die Jungen die Gruppe Gleichaltriger eine Interessengemeinschaft darstellt, die für Abwechslung und Unternehmungen sorgt ... Ab dem dritten Lebensjahr zeigen Jungen weltweit eine Vorliebe für spielerisches Raufen, aber auch für echte aggressive Auseinandersetzungen; sie provozieren andere, wollen ihre Kräfte messen ... Untersuchungen mit ethologischer Perspektive kommen zu dem Ergebnis, dass solche Auseinandersetzungen eigentlich Rangkämpfe sind. Sie führen bereits vom vierten Lebensjahr an zur Ausbildung von Rangordnungen, die sich über viele Jahre stabil halten, sofern die gleiche Gruppe zusammen bleibt. Die Jungen kennen im allgemeinen sehr gut ihren Rangplatz und stimmen in der Zuweisung der einzelnen Ränge in hohem Mass innerhalb der Gruppe überein. Vorrechte von Ranghöheren werden anerkannt; die Ranghierarchie reduziert also Konflikte ... Soweit sich diese Befunde in die Dimensionen tierischer Verhaltensmöglichkeiten übersetzen lassen, weisen sie tatsächlich eine augenfällige Parellele zu den dort feststellbaren geschlechtstypischen Verhaltensdispositionen auf. Sie bestätigen die Geschlechtsstereotypen, Männer seien durchsetzungsfähiger, aggressiver, risikobereiter und sachorientierter, Frauen dagegen mehr personorientiert und an familiären, pflegerischen Belangen interessiert."

Zusammengenommen beteuert Bischof-Köhler ihren Standpunkt, dass die Geschlechtsstereotypen und die damit verbundenen Rollenerwartungen nur Unterschiede akzentuieren, die in der Natur bereits vorhanden sind. Und dazu gehört nicht zuletzt die höhere Aggressivität der Männer und die ge-

ringere und ausschliesslich reaktive Aggressivität der Frauen. Der Artikel von Bischof-Köhler trägt den Titel "Frau und Karriere in psychobiologischer Sicht". Karriere impliziert Wettbewerb, Konkurrenz mit anderen und - wenn Frauen Karriere anstreben - Konkurrenz mit Männern. Dafür aber - so Bischof-Köhler - sind die Frauen biologisch gesehen nicht vorbereitet. Die angeborenen Geschlechtsdifferenzen im Verhalten bringen es mit sich, "... dass beträchtliche Probleme für Frauen entstehen können, wenn diese sich in der beruflichen Karriere auf einen Wettbewerb mit Männern einlassen". Die Geschlechter sind auf eine Interaktion der Konkurrenz "gar nicht vorbereitet". Da Männer von ihrer Veranlagung her eher expansiv und kompetitiv sind, Frauen dagegen reaktiv, selbstkritisch und sensibel für Schuldgefühle, werden Frauen den Männern immer unterlegen sein. Vor allem wenn man noch in Rechnung stellt, dass Männer Misserfolg leichter wegstecken können. Knaben und Männer zeigen eine von Zweifeln ungetrübte Einschätzung ihrer Kompetenz, das heisst eine Tendenz zur Selbstüberschätzung.

Diese Argumentation lässt sich in pädagogischer Perspektive leicht auf die Situation der Schule übertragen. In der koeduzierten Schule stehen Mädchen und Knaben ebenfalls in Konkurrenz zueinander. Folgen wir Bischof-Köhler, so ist die Koedukation naturwidrig, da sie die beiden Geschlechter, die anlagebedingt unterschiedliche Verhaltensdispositionen aufweisen, zu Interaktionen zwingt, bei denen zum vorneherein klar ist, dass die Mädchen unterliegen werden. Für Bischof-Köhler besteht denn auch kein Zweifel daran, dass die Bemühungen um schulische Koedukation "als gescheitert angesehen werden (müssen)".

Mit der Argumentation von Bischof-Köhler haben wir eine mögliche Erklärung für die Geschlechterdifferenz im aggressiven Verhalten vor uns. Die Erklärung geht in ihrer biologischen "Militanz" weit über das hinaus, was Maccoby und Jacklin verfechten. Die Frage, die sich aufdrängt, ist, ob dies die einzig mögliche Erklärung ist. Gibt es andere Erklärungen? Hoffnungsvollere? Pädagogisch handlichere? Das Problem ist, dass die Theorien, die wir bisher kennengelernt haben (vgl. Teil 1 der Vorlesung), kaum in der Lage sind, Geschlechterdifferenzen im aggressiven Verhalten umfassend zu erklären. Weder die Frustrations-Aggressions-Theorie noch die Lerntheorien können *ausreichend* verständlich machen⁹, weshalb aggressives Verhalten bei den beiden Geschlechtern verschieden ausgeprägt ist. Und, wie Ingrid Rusterholtz zu Recht feststellt, gilt dies auch für die Erklärungsversuche für Jugendgewalt, die aus der Praxis kommen: "Jugendliche werden gewalttätig, so heisst es, weil sie als Kinder selbst Gewalt er-

⁹ Partiiell sind sie selbstverständlich sehr wohl zu Erklärungen in der Lage, wie das Beispiel Tieger zeigt (vgl. oben S. 25ff.).

lebt haben; sie werden gewalttätig, weil sie zu wenig Bewegungsspielraum haben; sie werden gewalttätig, weil beispielsweise die Schule zu repressiv ist und zuviel verlangt. Oder: Sie werden gewalttätig, weil sie in dieser Gesellschaft keine Perspektive mehr erkennen können, was mitunter ein Grund für rassistische Gewaltakte sein kann. Wenn dies alles stimmen würde, so müssten die Mädchen um einiges gewalttätiger sein als die Burschen, weil all diese Situationen auf die Mädchen stärker zutreffen als auf sie. Hinsichtlich der Theorie bedeutet dies: Bleibt die Geschlechterfrage ausgespart, wird das Gesamte falsch, auch wenn partiell Richtiges ausgesagt wird" ("Basler Magazin" 14.11.1992, S. 3).

Die Frage stellt sich also, wie erklären sich die geschlechtsbedingten Unterschiede im aggressiven Verhalten? Und ist der Rückgriff auf die Biologie die einzige Möglichkeit, die Frage zu beantworten? Ich glaube nicht, dass es die einzige Möglichkeit ist. Doch, um eine Alternative zur biologischen Erklärung finden zu können, muss der Stellenwert der Biologie in einer umfassenden Theorie aggressiven Verhaltens bekannt sein. Diesen Stellenwert möchte ich nun in der Auseinandersetzung mit der klassischen verhaltensbiologischen Position von Konrad Lorenz herausarbeiten.

Biologische Theorien aggressiven Verhaltens

Lorenz gilt gemeinhin als Begründer der biologischen Verhaltensforschung (Ethologie). Für seine Arbeiten erhielt er 1973 den Nobelpreis für Medizin, zusammen mit Karl von Frisch und Nikolaas Tinbergen. Die von Lorenz begründete Richtung der Verhaltensforschung wird heute vielfach "klassische" Ethologie genannt und von einem neueren Ansatz abgegrenzt, der "Verhaltensökologie" bzw. "Soziobiologie" genannt wird und auf William Hamilton und John Maynard Smith zurückgeht. Ich werde nach meiner Auseinandersetzung mit Lorenz auch kurz auf die Position der Soziobiologie bezüglich des Themas Aggression eingehen.

Instinktlehre

Für Lorenz ist die Aggression ein Trieb bzw. Instinkt, der sich aus inneren Gründen regeneriert und abreagiert. Lorenz spricht von der "Spontaneität seines [des Aggressionstriebes, W.H.] unaufhaltsamen, rhythmisch sich wiederholenden Hervorbrechens" (p. 9). Der Instinktbegriff ist nicht identisch mit dem psychoanalytischen Triebbegriff (vgl. Teil 1 der Vorlesung), auch wenn es einige Berührungspunkte gibt. Ich erläutere im folgenden zunächst die allgemeinen Merkmale des Instinktbegriffs, wie er von Lorenz

gebraucht worden ist, um dann auf die Besonderheiten des Aggressionsinstinktes einzugehen. Zunächst jedoch noch eine allgemeine Bemerkung zum Stellenwert der Verhaltensbiologie von Konrad Lorenz.

In gewisser Weise stellt die (biologische) Verhaltensforschung, wie sie Lorenz begründet hat, eine Gegenbewegung zum *Behaviorismus* dar. Zwar dominierte der Behaviorismus die *Psychologie* - eine Humanwissenschaft, wie man glauben könnte -, doch seine Forschungspraxis war weitgehend auf *Tiere* ausgerichtet. Da die Behavioristen eine *allgemeine* Theorie des *Verhaltens* begründen wollten, schienen ihnen die Unterschiede zwischen den Tierarten ohne Bedeutung zu sein. Schliesslich verhält sich jedes Tier, eingeschlossen der Mensch, also scheint eine allgemeine Verhaltenslehre artspezifische Merkmale nicht beachten zu müssen. Kommt dazu, dass die Behavioristen das Verhalten rein reaktiv verstanden, nämlich als Funktion äusserer Reize. Das Reiz-Reaktions-Schema erübrigt die Bezugnahme auf "innere" Verhaltensursachen. Deshalb kommt die behavioristische Verhaltensanalyse ohne motivationale Grössen aus. Wir haben dies im letzten Semester recht gut gesehen: Während die Psychoanalyse Freuds eine *Motivationstheorie* ist, sind die Lerntheorien der Aggression *Verhaltenstheorien*, die auf motivationale Prozesse nicht eingehen. Das Paradebeispiel gibt Patterson, der aggressives Verhalten ausschliesslich in Abhängigkeit von antezedenten und konsequenten Reizen untersucht.

Auf diese behavioristische Reduktion tierischen und menschlichen Verhaltens ist die Ethologie von Lorenz eine Reaktion. Wo die Behavioristen das Lebewesen als "black box" betrachten, da nimmt Lorenz phylogenetisch "programmierte" Kompetenzen an. Lorenz glaubt, dass es Verhaltensweisen gibt, die wie körperliche Organe im Evolutionsprozess selektiert worden sind, weil sie für eine Tierart von Überlebenswert sind. Diese Verhaltensweisen sind überindividuell und genauso geeignet, Tierarten zu klassifizieren wie morphologische Merkmale. Die taxonomisch relevanten Verhaltensweisen werden von Lorenz "Erbkoordinationen" genannt. Die Erbkoordinationen stehen in Verbindung mit einer endogenen automatischen Erregungsproduktion, die für die Aktivierung der Erbkoordinationen, das heisst die Aktivierung des Verhaltens verantwortlich ist. Lorenz geht davon aus, "... dass das Nervensystem spontan Energien erzeugt, die bestimmten, höchst spezifischen Bewegungsweisen zugeordnet sind ...". Damit bezieht Lorenz die Gegenposition zu den Behavioristen. Wo Verhalten für die Behavioristen rein reaktiv ist, ausgelöst durch Umweltreize, da geht Lorenz von der Spontaneität des Verhaltens aus, Spontaneität im Sinne endogener Energieproduktion. Zwar gibt es in der Umwelt einer Tierart Reize, die sogenannte "angeborene auslösende Mechanismen" (AAM) auszulösen vermögen, Reize, die wie ein Schlüssel, der in ein Schloss passt, die "Mecha-

nik" der Erbkoordinationen in Gang setzen. Doch ohne innere Bereitschaft vermag ein AAM kein Verhalten zu aktivieren.

Es gibt also drei Elemente, die tierisches Verhalten bedingen: eine motorische oder Bewegungskomponente (Erbkoordination), eine spezifische aktivierende Komponente (endogene aktivitätsspezifische Erregung) und eine epistemische Komponente bzw. ein Erkennungsmechanismus (AAM). Diese drei Komponenten zusammen machen das aus, was Lorenz einen *Instinkt* oder eine Instinktbewegung nennt. Wesentlich beim Lorenz'schen Instinktbegriff ist die zentrale Bedeutung der inneren Erregung. Die innere Erregung wird kontinuierlich erneuert und muss - ähnlich wie im Falle der Freudschen Triebtheorie - "abgeführt" werden. Findet ein Tier keine Gelegenheit, eine Erbkoordination bei Aufstauung der aktivitätsspezifischen Erregung abzureagieren, so kann das betreffende Verhalten ohne ersichtliche äussere Auslösung in Gang kommen. Einen solchen Vorgang nennt Lorenz eine "Leerlaufhandlung".

Lorenz geht von der Linearität der beiden Faktoren aktivitätsspezifische Erregung und AAM aus. Die innere Erregung kann zunehmen oder abnehmen. Es handelt sich um eine eindimensionale Grösse. Ebenso stellen die Reizwerte der angeborenen auslösenden Mechanismen eindimensionale Grössen dar. Und auch das Verhalten tritt in unterschiedlichen Intensitätsstufen auf. Das heisst, dass die Intensität einer beobachtbaren Verhaltensweise als Summe der inneren Erregung und der äusseren, auslösenden Reize verstanden wird. Zur Veranschaulichung seiner Instinktlehre hat Lorenz das folgende Bild verwendet:

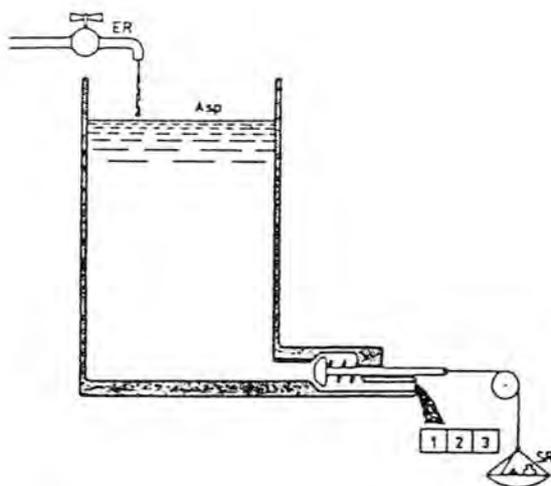


Abb. 3: Das psychohydraulische Modell nach Lorenz. ER = endogen automatische Erregungsproduktion; ASP = Aktionsspezifisches Potential; SR = Schlüsselreiz; 1,2,3 = Intensitätsstufen des Verhaltens. Aus Lorenz (1978).

Sie sehen die innere (endogene) automatische Erregungsproduktion (ER). Diese führt dazu, dass eine Verhaltensbereitschaft entsteht, dargestellt durch den Wasserbehälter. Je mehr der Wasserbehälter gefüllt ist, desto höher ist die Bereitschaft des Lebewesens, das betreffende Verhalten auszuführen: Aktionsspezifisches Potention (Asp). Die Ausführung der Verhaltensweise wird jedoch verhindert durch ein Ventil. An diesem Ventil setzen die Umweltreize, hier "Schlüsselreize" (SR) genannt, an. Die mit dem Ventil verbundene Mechanik entspricht dem AAM. Bei einem starken Schlüsselreiz - symbolisiert durch die Gewichte in der Waagschale - wird das Ventil geöffnet, und zwar auch im Fall eines niedrigen Energiepegels, und die Erbkoordination wird ausgeführt. Dabei fließt Energie bzw. Flüssigkeit ab. Je höher der Druck, desto grösser die Intensität der Verhaltensweise: "1, 2, 3" sind Intensitätsstufen des Verhaltens.

Das Modell zeigt anschaulich die ungleiche Bedeutung von endogener Energieproduktion und auslösendem Schlüsselreiz. Bei leerem Energiereservoir kommt kein Verhalten zustande, auch wenn ein noch so starker Schlüsselreiz gegeben wäre. Umgekehrt kommt bei vollem Energiereservoir sehr wohl ein Verhalten zustande, und zwar auch ohne Schlüsselreiz, weil sich dann nämlich das Ventil, das ein Überdruckventil ist, ohne äussere Einwirkung öffnet. Das entspricht einer Leerlaufhandlung.

Lorenz geht auch davon aus, dass das Ansteigen der endogenen Erregung zu einem "Appetenzverhalten" führt, das heisst einer aktiven Suche nach auslösenden Reizen. Dieses Appetenzverhalten kommt zu einem Ende, wenn das Lebewesen eine entsprechende Reizsituation gefunden hat und die aktionsspezifische Erregung "abfliessen" kann. Lorenz spricht dann von einer "Endhandlung". Allein die Durchführung dieser Endhandlung führt zur Antriebsverminderung, das heisst zur Herabsetzung der aktivitätsspezifischen Erregung und zur Einstellung des Appetenzverhaltens. Sie haben hier das Beispiel einer Katharsistheorie vor sich. Energie staut sich auf, setzt das Lebewesen in Bewegung und erfordert die Ausführung einer Endhandlung, was gleichbedeutend ist mit dem Abfliessen der Erregung, das heisst der Katharsis (Reinigung) des Lebewesens von der aktivierenden Energie.

Sie brauchen dieses formale Gerüst der Lorenz'schen Instinktlehre nur auf den Fall des aggressiven Verhaltens anzuwenden, und Sie haben die "klassische" verhaltensbiologische Erklärung der Aggression vor sich. Wir kommen gleich darauf zurück. Lorenz hat sein Triebmodell später durch Einführung einer weiteren Variablen, den motivierenden Aussenreizen, erweitert. "Mein altes Denkmodell mit dem ständig ansteigenden Pegel aktionsspezifischer Energie und dem von aussen gesteuerten Ventil wird der Tatsache nicht gerecht, dass das Eintreffen jedes nicht unmittelbar auslösenden Reizes Bereitschafts-steigernd wirkt." Nach diesem modifizierten

Modell haben Schlüsselreize nicht nur eine *auslösende* Wirkung, sondern es wird ihnen dann, wenn die aktuelle Höhe der aktionsspezifischen Energie für die Auslösung der Erbkoordination nicht ausreicht, zusätzlich eine Wirkung zugesprochen, die darin liegt, die *Bereitschaft* zur Ausführung der Erbkoordination heraufzusetzen. Lorenz hat auch diese erweiterte Theorie in einem Bild veranschaulicht. Der einzige Unterschied der modifizierten von der ursprünglichen Theorie besteht darin, dass Schlüsselreize zusätzlich als aufladende Reize (AR) wirksam werden.

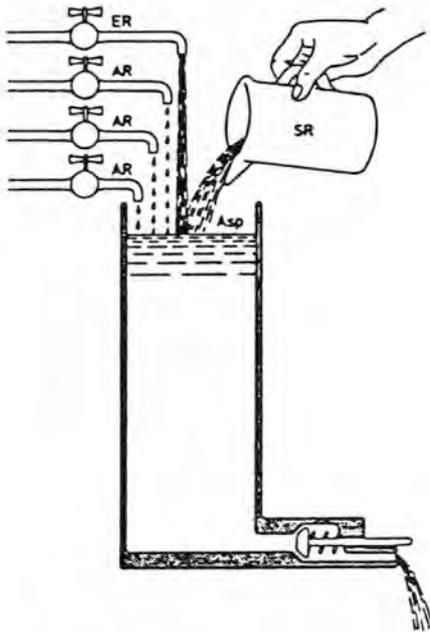


Abb. 4: Das modifizierte psychohydraulische Modell. ASP = Aktionsspezifisches Potential; AR = aufladende Reize; ER = endogen automatische Erregungsproduktion; SR = Schlüsselreiz. Aus Lorenz (1978).

Der Lorenz'schen Instinkttheorie liegt die Vorstellung zugrunde, dass eine Erbkoordination nur dann ausgelöst werden kann, wenn der Reizwert der aktuell vorliegenden Umweltsituation zusammen mit dem aktuellen Niveau der spezifischen Triebenergie einen Mindestschwellenwert überschreitet. Wird dieser Wert nicht erreicht, so wird die Erbkoordination nicht ausgelöst. Durch die gleichzeitig erfolgende aufladende Wirkung der Schlüsselreize (zweite, modifizierte Theorie) wird die aktionsspezifische Energie nach und nach angehoben, bis der Schwellenwert überschritten wird und es zur Auslösung der Erbkoordination kommt.

Der modifizierten Version von Lorenz' Instinkttheorie liegt weiter die Vorstellung zugrunde, dass *irgendwelche* Reize zu einer Erregungssteigerung führen können. Diese Vorstellung scheint nicht ganz abwegig zu sein,

wenn man einige psychologische Forschungsarbeiten zum aggressiven Verhalten in Rechnung stellt, bei denen sich zeigte, dass *unspezifische* Erregung aggressionsauslösend sein kann (vgl. Zillmann 1979, 1984).

Aggression als Instinkt

Lorenz geht davon aus, dass Lebewesen über eine Mehrzahl von Instinkten verfügen. Mit einem etwas fragwürdigen Vergleich spricht er vom "großen Parlament der Instinkte". In diesem Parlament wird unter den Instinkten gleichsam verhandelt, welches Verhalten konkret ansteht.

Im "Parlament der Instinkte" erhebt gelegentlich auch der Aggressionsinstinkt seine Stimme. Wen aber "repräsentiert" dieser Aggressionsinstinkt? Beachten wir, dass Lorenz Ethologe ist, das heisst ein Wissenschaftler, der in erster Linie *tierisches* Verhalten untersucht hat. Auch der Begriff der Aggression und derjenige des Aggressionsinstinktes sind am Beispiel tierischen Verhaltens entwickelt worden. Die Übertragung dieses am tierischen Verhalten entwickelten Begriffs auf die Situation beim Menschen ist daher grundsätzlich problematisch. Denn möglicherweise meint "Aggression" im Falle von tierischem Verhalten etwas ganz anderes als im Falle von menschlichem Verhalten. Wir müssen daher sehr genau untersuchen, wie Lorenz seinen Begriff des Aggressionsinstinktes einführt.

Beginnen wir mit der folgenden Äusserung von Lorenz. Er sagt, er gehe davon aus, "... dass agonistische Bewegungsweisen [Kampf- und Fluchtverhalten, W.H.] genau dieselbe Art von Spontaneität besitzen wie andere Instinktbewegungen auch". Das bedeutet, dass Aggression ein Instinkt ist, der Appetenzverhalten auslöst und u.U. angestaut wird und sich in einer "Leerlaufhandlung" entlädt. Für Lorenz ist der Appetenzcharakter der Aggression ausgemacht: "Jeder Tierkenner weiss, auch ohne dass er gezielte Experimente angestellt hat, wie stark bei vielen Arten die Appetenz nach dem Rivalenkampf ist." Wichtig ist, bei diesen Äusserungen darauf zu achten, dass Lorenz von *agonistischem* Verhalten, das heisst von Kampf, Rivalenkampf und Flucht spricht. Das zeigt bereits, in welche Richtung der Aggressionsbegriff von Lorenz ausgelegt wird.

Der Aggressionstrieb, den Lorenz postuliert, ist kein Tötungsinstinkt, kein Trieb, ein anderes Tier oder eine andere Person zu vernichten. Die Aggression, die Lorenz meint, ist definiert im Sinne der innerartlichen Aggression des Revierverhaltens, der Rangordnung, des Rivalenkampfes etc. Ein Todestrieb, wie ihn Freud angenommen hat (vgl. Teil 1 der Vorlesung), wäre in der Perspektive von Lorenz unsinnig. "Die Aggression ... ist ein Instinkt wie jeder andere und unter natürlichen Bedingungen auch ebenso lebens- und arterhaltend", schreibt Lorenz. Das ist ein wichtiger Punkt. Was die tierische Aggression anbelangt, ist ganz wesentlich zu unterscheiden, wel-

che Form von Aggression gemeint ist. So ist Aggression zwischen Tieren derselben Art zu unterscheiden von Aggression, die zwischen Tieren unterschiedlicher Arten stattfindet. Im ersten Fall spricht man von innerartlicher (intraspezifischer) Aggression, im zweiten von zwischenartlicher Aggression. Was Lorenz thematisiert, ist im wesentlichen die *innerartliche* Aggression. Daneben macht es ebenfalls einen Unterschied, ob wir das Beuteverhalten von Raubtieren vor Augen haben oder ein aggressives Verhalten, das nicht zum Beutefang gehört. Gerade was das Raubtierverhalten anbelangt, ist es eher unwahrscheinlich, dass menschliches Verhalten damit in irgendeiner Beziehung steht. Die Aggression des Menschen ist nicht die Aggression eines Raubtieres. Es ist daher eine fragwürdige Äusserung, wenn in einem Leserbrief zum Krieg im ehemaligen Jugoslawien steht, die Männer, die Frauen vergewaltigten, würden durch den Krieg zu Raubtieren gemacht ("Tages Anzeiger" 17.4.1993, S. 19). Die Stammesgeschichte des Menschen führt kaum über die Linie der Raubtiere. Darüber hinaus ist es auch fraglich, ob das Raubtierverhalten aggressiv genannt werden kann. Denn Raubtiere töten nicht aus einem aggressiven Motiv (Instinkt) heraus, sondern aus Hunger. Das Ziel des Beutefanges ist nicht die Schädigung der Beute, auch wenn es ohne diese Schädigung nicht geht, sondern die Beschaffung von Nahrung. Das Beispiel des Beutefanges zeigt ein weiteres Mal, dass bei der Definition und Identifikation von Aggression die Motivseite bzw. die Absicht oder das Ziel der aggressiven Handlung mit berücksichtigt werden müssen. Eine rein behavioristische Definition von Aggression greift in jedem Fall zu kurz.

Was nun das Buch von Konrad Lorenz "Das sogenannte Böse" anbelangt, in dem er seine Aggressionstheorie darlegt, so ist auch darin lediglich von jener Form von tierischer Aggression die Rede, die auf Artgenossen gerichtet ist. Es geht also um innerartliche Aggression. Dabei beobachtete Lorenz im Freien und im Aquarium, dass Fische gegen Artgenossen um ein Vielfaches aggressiver sind als gegen andersartige Fische. Dahinter verbirgt sich offenbar der Faktor Territorialität. Die Farbenpracht der Korallenfische löst beim Artgenossen - und nur bei diesem - Revierverteidigung aus, wenn er sich in seinem Territorium befindet. Ähnliches gilt für den Gesang der Vögel, der ebenfalls Signal an die Artgenossen ist, dass hier einer bereit ist, sein Revier zu verteidigen. Damit zeigt sich bereits, dass die Aggression, die zwischen Tieren derselben Art beobachtet werden kann, in erster Linie den Charakter der Konkurrenz hat. Im "Kampf ums Dasein" geht es darum, wer sich dem Konkurrenten gegenüber durchzusetzen vermag. Das Mittel der Konkurrenz ist die Aggression bzw. der Kampf.

Ein anderer Verhaltensforscher, Nikolaas Tinbergen (1973), spricht vom "Verteidigungskampf", der oft als letzter Ausweg von einem Tier angewandt

wird, das selbst nicht angegriffen hat, sondern vor einem Angreifer geflohen ist. In die Enge getrieben, kann es sich plötzlich gegen seinen Feind richten und "mit dem Mut der Verzweiflung" kämpfen. So dargestellt, ist eigentlich nicht ersichtlich, weshalb Aggression ein Instinkt im Sinne von Lorenz sein soll, das heisst ein Verhalten, das durch innere Erregung aktiviert wird und auch spontan, das heisst ohne äusseren Anlass auftreten kann.

Doch fahren wir weiter in der Auseinandersetzung mit Lorenz. Auch Lorenz ist der Meinung, dass im Falle von Raubtieren nicht von Aggression gesprochen werden sollte. Das Beuteverhalten der Raubtiere ist etwas anderes als Kampf. Die inneren, verhaltensphysiologischen Beweggründe des Jägers sind von denen des Kämpfers grundverschieden. "Der Büffel, den der Löwe niederschlägt, ruft dessen Aggression so wenig hervor, wie der schöne Truthahn, den ich soeben voll Wohlgefallen in der Speisekammer hängen sah, die meine erregt. Schon in den Ausdrucksbewegungen ist die Verschiedenheit der inneren Antriebe deutlich abzulesen. Der Hund, der sich voll Jagdpassion auf einen Hasen stürzt, macht dabei genau dasselbe gespannt-freudige Gesicht, mit dem er seinen Herrn begrüsst oder ersehnten Ereignissen entgegenseht. Auch dem Gesicht des Löwen kann man, wie aus vielen ausgezeichneten Photographien zu entnehmen ist, im dramatischen Augenblick vor dem Sprunge ganz eindeutig ansehen, dass er keineswegs böse ist: Knurren, Ohrenzurücklegen und andere vom Kampfverhalten her bekannte Ausdrucksbewegungen sieht man von jagenden Raubtieren nur, wenn sie sich vor einer wahrhaften Beute erheblich fürchten - und selbst dann nur in Andeutungen."

Halten wir fest, dass Lorenz bei seiner Herleitung des Aggressionsinstinkts von der Aggression ausgeht, die zwischen Tieren derselben Art beobachtet werden kann, das heisst der intraspezifischen Aggression. Lorenz betont nun den *arterhaltenden* Wert dieser innerartlichen Aggression. Dabei sieht er im wesentlichen vier Funktionen. Zunächst einmal bewirkt die innerartliche Aggression eine möglichst gleichmässige Verteilung der Lebewesen einer Art über einen Lebensraum. Wir haben diesen Punkt vorhin angesprochen mit dem Bezug auf die Territorialität bei Fischen und Vögeln. "Die Gefahr, dass in einem Teil des zur Verfügung stehenden Biotops eine allzu dichte Bevölkerung einer Tierart alle Nahrungsquellen erschöpft und Hunger leidet, während ein anderer Teil ungenutzt bleibt, wird am einfachsten dadurch gebannt, dass die Tiere einer Art einander *abstossen*. Dies ist, in dürren Worten, die wichtigste arterhaltende Leistung der intraspezifischen Aggression. ... Dieser verhaltensphysiologisch recht einfache Mechanismus des territorialen Kämpfens löst in geradezu idealer Weise die Aufgabe, gleichartige Tiere in 'gerechter', das heisst für die *Gesamtheit* der betreffenden Art günstiger Weise über das verfügbare Areal zu verteilen."

Es ist verständlich, dass Lorenz nicht von "Bösartigkeit" sprechen mag. Die territoriale Aggression ist sicher nicht "böse", denn sie dient dem "guten" Zweck der gleichmässigen Verteilung einer Art über ihr Biotop. Lorenz nimmt als sicher an, dass die gleichmässige Verteilung gleichartiger Tiere im Raum die *wichtigste* Leistung der intraspezifischen Aggression ist.

Trotzdem gibt es eine zweite Funktion der Aggression zwischen Tieren derselben Art. Dabei können wir auf die Argumentation von Bischof-Köhler zurückblenden. Durch Aggression zwischen den Männchen einer Tierart werden die besten und stärksten Exemplare zur Fortpflanzung selektiert. Der Rivalenkampf dient der Auslese der Männchen im Wettbewerb um die Fortpflanzung.

Eine dritte Funktion der innerartlichen Aggression liegt in der Brutverteidigung, das heisst in der Verteidigung der Nachkommenschaft gegenüber Feinden. Eine vierte Funktion liegt schliesslich in der sozialen Organisation, die Aggression möglich macht, und zwar dadurch, dass sie Hierarchien schafft. Mittels innerartlicher Aggression kann eine Rangordnung als Strukturierungsprinzip der Gruppe etabliert werden.

In allen vier Fällen intraspezifischer Aggression ist das "Ziel" der Aggression nicht die Vernichtung des Artgenossen. Lorenz meint, dass dies im Prinzip auch für unsere (menschliche) Aggressivität der Fall sein müsste. Auch unser Ziel, wenn wir aggressiv sind, sei nicht eigentlich die Vernichtung des anderen, sondern die Anerkennung unserer Überlegenheit durch den anderen. Daher ist Lorenz die innerartliche Aggression nicht vom Teufel, sondern ein Moment der system- und lebenserhaltenden Organisation allen Lebens.

Ich glaube, dass diese Beobachtungen von Lorenz zur innerartlichen Aggression grundsätzlich nicht falsch sind, obwohl man seine leichtfertigen Schlussfolgerungen hinsichtlich des menschlichen Verhaltens relativieren muss. Problematisch an der Position von Lorenz ist weniger diese Typologie von vier Formen innerspezifischer Aggression als der nächste Schritt, den er tut, nämlich die Verdinglichung der Aggression zu einem Aggressioninstinkt. Die gegen Artgenossen gerichtete Aggression soll ein Instinkt sein, heisst es, und zwar ein zur Erhaltung der Art "unentbehrlicher Instinkt". Damit wechselt die Wertung: "Gerade die Einsicht, dass der Aggressionstrieb ein echter, primär arterhaltender Instinkt ist, lässt uns seine volle Gefährlichkeit erkennen: Die Spontaneität des Instinktes ist es, die ihn so gefährlich macht. Wäre er nur eine *Reaktion* auf bestimmte Aussenbedingungen, was viele Soziologen und Psychologen annahmen, dann wäre die Lage der Menschheit nicht ganz so gefährlich, wie sie tatsächlich ist.

Dann könnte man grundsätzlich die reaktionsauslösenden Faktoren erforschen und ausschalten."

Für einen Instinkt im Sinne von Lorenz ist charakteristisch, dass er sich energetisch spontan erneuert und bei fehlendem äusseren Anlass blind entlädt. Der Instinkt ist ein Reservoir an Energie, das abfliessen muss, um wieder neu mit Triebenergie angefüllt zu werden. In diesem Sinne soll auch die Aggression ein Instinkt sein. Zur Erläuterung hat Lorenz ein Beispiel aus dem Humanbereich parat: "In der guten alten Zeit, da die Donaumonarchie noch bestand und es noch Dienstmädchen gab, habe ich an meiner verwitweten Tante folgendes gesetzmässige und voraussagbare Verhalten beobachtet. Sie hatte ein Dienstmädchen nie länger als etwa 8-10 Monate. Von der neu eingestellten Hausgehilfin war sie regelmässig aufs höchste entzückt, lobte sie in allen Tönen als eine sogenannte Perle und schwor, jetzt endlich die richtige gefunden zu haben. Im Laufe der nächsten Monate kühlte ihr Urteil ab. Sie fand erst kleine Mängel, dann Tadelnswertes und gegen das Ende der erwähnten Periode ausgesprochen hassenswerte Eigenschaften an dem armen Mädchen, das dann schliesslich, regelmässig unter ganz grossem Krach, fristlos entlassen wurde. Nach dieser Entladung war die alte Dame bereit, in dem nächsten Dienstmädchen wieder einen wahren Engel zu erblicken. Ich bin weit davon entfernt, mich über meine längst verstorbene und im übrigen sehr liebe Tante überheblich lustig zu machen. Ich habe an ernsten und aller nur erdenkbaren Selbstbeherrschung fähigen Männern, und selbstverständlich auch an mir selbst, genau die gleichen Vorgänge beobachten können - oder besser gesagt - müssen, und zwar in Kriegsgefangenschaft. Die sogenannte Polarkrankheit, auch Expeditions-koller genannt, bevorzugt kleine Gruppen von Männern, wenn diese in den durch obige Namen angedeuteten Situationen ganz aufeinander angewiesen und damit verhindert sind, sich mit fremden, nicht zum Freundeskreis gehörigen Personen auseinanderzusetzen. Aus dem Gesagten wird bereits verständlich sein, dass der Stau der Aggression umso gefährlicher wird, je besser die Mitglieder der betreffenden Gruppe einander kennen, verstehen und lieben. In solcher Lage unterliegen, wie ich aus eigener Erfahrung versichern kann, alle Reize, die Aggression und innerartliches Kampfverhalten auslösen, einer extremen Erniedrigung ihrer Schwellenwerte. Subjektiv drückt sich dies darin aus, dass man auf kleine Ausdrucksbewegungen seiner besten Freunde, darauf, wie sich einer räuspert oder sich schneuzt, mit Reaktionen anspricht, die adäquat wären, wenn einem ein besoffener Rohling eine Ohrfeige hineingehauen hätte. Einsicht in die physiologische Gesetzmässigkeit dieses begreiflicher Weise äusserst quälenden Phänomens verhindert zwar den Freundesmord, verhilft aber keineswegs zur Linderung der Qual. Der Ausweg, den der Einsichtige schliesslich findet, besteht darin, dass er still aus der Baracke (Expediti-

onszelt, Iglu) schleicht und einen nicht zu teuren, aber mit möglichst sinnfälligem Krach in Stücke springenden Gegenstand zuschanden haut. Das hilft ein wenig und heisst in der Sprache der Verhaltensphysiologie eine umorientierte oder neuorientierte Bewegung - redirected activity nach Tinbergen. Wir werden noch hören, dass dieser Ausweg in der Natur sehr häufig beschritten wird, um schädliche Auswirkungen der Aggression zu verhindern. Der Un-Einsichtige aber bringt den Freund um - das ist oft geschehen!" Das ist eine äusserst kurzschlüssige Übertragung einer biologischen Argumentation auf menschliches Verhalten. Es dürfte nicht allzu schwer fallen, die von Lorenz zitierten Beispiele für einen vermeintlich spontanen Aggressionstrieb beim Menschen anders zu deuten.

Doch kommen wir zurück auf das tierische Verhalten. Lorenz diskutiert ein als "Ritualisierung" bekanntes Phänomen, nämlich die Umwandlung der Bedeutung von Verhaltensweisen im Verlaufe der Phylogenese. Solche Verhaltensweisen verlieren ihre ursprüngliche Funktion und werden zu "symbolischen" Zeremonien. Die Ritualisierung hat bei tierischem Aggressionsverhalten eine wesentliche Funktion, insofern sie Aggressionen in "unschädliche Kanäle" abzuleiten vermag, wie sich Lorenz ausdrückt. Auch dabei nimmt Lorenz an, es handle sich um einen Instinkt. Aus der Ritualisierung entsteht ein neuer, autonomer Instinkt, der in das grosse Wirkungsgefüge aller anderen instinktmässigen Antriebe als unabhängige Kraft eingreift. Wobei Lorenz als die vier grossen Antriebe den Nahrungserwerb (Hunger), die Fortpflanzung (Liebe), die Flucht und die Aggression nennt.

Wie gesagt, liegt eine wesentliche Funktion der Ritualisierung von Verhaltensweisen in der "Kanalisation" bzw. Ablenkung aggressiven Verhaltens. Die vier Formen intraspezifischer Aggression, die wir diskutiert haben, sind insofern gefährlich, als sie ihr Ziel verfehlen und zum Tod von Artgenossen führen können. Es bedarf daher eines Mechanismus, der verhindert, dass die intraspezifische Aggression tödliche Konsequenzen hat. Dieser Mechanismus ist die Ritualisierung. Ein Beispiel geben die sogenannten Komment-Kämpfe. Es handelt sich dabei um Rivalenkämpfe, deren Ablauf weitgehend ritualisiert ist, weshalb sie im allgemeinen keinen tödlichen Ausgang nehmen. So wird die arterhaltende Leistung des Rivalenkampfes, nämlich die Auswahl des Stärkeren vollbracht, ohne dass ein Individuum geopfert oder auch nur beschädigt wird. Es gibt andere Beispiele für solche ritualisierten Verhaltensweisen, deren Funktion in der Bremsung oder Blockierung der Aggression des Artgenossen liegt. Oft werden kindliche Gebärden dazu verwendet, wie etwa bei Hunden und Hundeartigen.

Als Instinkte, die im "Parlament der Instinkte" mitreden, können sich die ritualisierten Verhaltensweisen gegen den Aggressionsinstinkt erheben.

Wie wichtig Lorenz die Relativierung des Aggressionsinstinktes durch ritualisierte Gegenkräfte ist, geht aus einer Bemerkung aus einem Interview hervor, in dem Lorenz sagte, der grösste Teil seines Buches über Aggression behandle "die Frage, wie Tiere Gewalt und Töten *vermeiden*". Tatsächlich erweist sich die Tierwelt vergleichsweise als friedlich, wenn wir Lorenz folgen wollen. Das eigentliche Problem stellt die Aggressivität des *Menschen* dar.

Die Aggressivität des Menschen

Mit der Aggressivität des Menschen, wie sie Lorenz sieht, wollen wir uns nun auseinandersetzen. Weshalb sind Aggressionen im Falle des Menschen dermassen destruktiv? Die tierische Aggression - so Lorenz - ist zweckmässig; sie ist von Überlebenswert für die einzelne Gattung. Was aber ist beim Menschen fehlgelaufen, dass er im Begriff ist, sich durch seine Destruktivität als Gattung selbst auszurotten? "Sähe man als voraussetzungsloser Beobachter den Menschen, wie er heute dasteht, in der Hand die Wasserstoffbombe, die ihm sein Geist beschert hat, im Herzen den von Anthropoiden-Ahnen ererbten Aggressionstrieb, den seine Vernunft nicht zu meistern vermag, man würde ihm kein langes Leben voraussagen!" Ähnlich hat Niko Tinbergen den Menschen geschildert: "Einerseits ist der Mensch vielen Tierarten gleich, indem er seine eigene Art bekämpft. Andererseits aber ist er unter den Tausenden von kämpfenden Arten die einzige, bei der das Kämpfen zerstörerisch ist. Bei den Tieren ist der Kampf innerhalb der Art meist unbedingt vorteilhaft. Dazu kommt, dass es allen Tierarten gewöhnlich gelingt, ihre Konflikte zu erledigen, ohne einander zu töten, sogar das Blutvergiessen ist selten. Der Mensch steht unter den Arten als einziger Massenmörder da, als einziger, der in seiner eigenen Gesellschaft aus der Reihe fällt."

Die Antwort, die Lorenz auf seine Frage nach der Destruktivität des Menschen gibt, liegt in der These eines biologischen Erbes, das dem Menschen von der Evolution mitgegeben worden ist, auf der einen Seite, und einer kulturellen bzw. zivilisatorischen Entwicklung, die sich der "Natur" des Menschen überlagert hat und deren Vorgaben missachtet, auf der anderen Seite. Die Situation des Menschen ist dadurch ausgezeichnet, dass ritualisierte Aggressionshemmungen kaum wirksam sind. Vor allem mit der Erfindung künstlicher Waffen "... wurde das vorher vorhandene Gleichgewicht zwischen den verhältnismässig schwachen Aggressionshemmungen und der Fähigkeit zum Töten von Artgenossen gründlich gestört".

Ein längeres Zitat soll die Argumentation von Lorenz illustrieren: "Wenn moralische Verantwortlichkeit und die aus ihr erwachsenen Tötungshemmungen auch seit der Erfindung des Faustkeiles erheblich gewachsen sind, so hat leider die Leichtigkeit des Tötens in gleichem Masse zugenommen,

und vor allem hat es die verfeinerte Tötungstechnik mit sich gebracht, dass dem Handelnden die Folgen seines Tuns nicht unmittelbar ans Herz greifen. Die Entfernung, auf die alle Schusswaffen wirken, schirmt den Tötenden gegen die Reizsituationen ab, die ihm anderenfalls die Grässlichkeit der Konsequenzen sinnlich nahebringen würden. Die tiefen gefühlsmässigen Schichten unserer Seele nehmen es einfach nicht mehr zur Kenntnis, dass das Abkrümmen eines Zeigefingers zur Folge hat, dass unser Schuss einem anderen Menschen die Eingeweide zerreisst. Kein geistig gesunder Mensch würde auch nur auf die Hasenjagd gehen, müsste er das Wild mit Zähnen und Fingernägeln töten. Nur durch Abschirmung unserer Gefühle gegen alle sinnfälligen Folgen unseres Tuns wird es möglich, dass ein Mensch, der es kaum fertig brächte, einem unartigen Kind eine verdiente [sic] Ohrfeige zu geben, es sehr wohl über sich bringen kann, den Auslöseknopf einer Raketenwaffe oder einer Bombenabwurf-Vorrichtung zu betätigen und damit Hunderte von liebenswerten Kindern einem grässlichen Flammentod zu überantworten. Gute, brave, anständige Familienväter haben Bombenteppiche gelegt. Eine entsetzliche und heute beinahe schon unglaubliche Tatsache!" Das Problem der menschlichen Aggressivität liegt darin, dass wir von den Tieren einen Aggressioninstinkt geerbt haben, der im Tierreich keine böartigen Folgen hat, da er adaptiv ist und durch ritualisierte Gegenkräfte in Schach gehalten wird, der aber bei uns gleichsam ungehemmt zum Ausdruck gelangen kann, weil wir uns dank unserer Intelligenz über unsere natürlichen Schutzreaktionen gegenüber dem böartigen Auswuchern des Aggressionsinstinktes hinwegsetzen können.

Um genau zu begreifen, wie sich Lorenz die Situation des Menschen denkt, muss sein eher statisches Verständnis vom Verhältnis angeborener und erworbener Verhaltenselemente in Rechnung gestellt werden. Es gibt angeborene und erlernte Elemente des Verhaltens. Wie die Anatomie eines Lebewesens über Jahrmillionen hinweg durch Mutation und Selektion eine stabile Form gefunden hat, so gibt es im Verhalten stabile Strukturen, die auf die genau gleiche Art und Weise im Evolutionsprozess entstanden sind. Diese Verhaltensstrukturen kennzeichnen eine Tierart auf genau gleiche Art und Weise wie die Anatomie oder Morphologie. Wo Verhalten *gelernt* wird, da bildet es individuelle *Ergänzungen* zur fixen Verhaltensstruktur einer Art. Lorenz spricht von einer "Instinkt-Dressur-Verschränkung". Der Instinkt ist von arttypischer Bedeutung wie die Anatomie. Er kann ergänzt werden durch "Dressur", das heisst durch Verhaltensweisen, die individuell erworben werden. Diese erworbenen Verhaltenselemente werden in den ansonsten starren Ablauf einer Instinkthandlung gleichsam eingefügt. Auch wenn Lorenz diese elementaristische Position später etwas relativiert hat, ist er ihr grundsätzlich treu geblieben. Das heisst, dass jede Tierart als Ergebnis ihrer Phylogenese über fixe Verhaltensstrukturen, "Instinkte", ver-

fügt, die durch Lernen zwar ergänzt, aber nicht grundsätzlich modifiziert werden können. Solche genetisch fixierten Verhaltenspartikel sind als phylogenetisches Erbe auch beim Menschen vorhanden. Nur stehen sie beim Menschen in einem neuen und anderen Kontext der Verhaltensorganisation, insofern beim Menschen gelernte Elemente eine grössere Rolle spielen. Es gibt beim Menschen weniger fixe Verhaltensmomente und mehr variable. Dadurch sind die fixen Strukturen in Gefahr, durch die variablen in ihrem biologischen Sinn gestört zu werden.

Genau so scheint sich Lorenz die Gefährlichkeit der Aggressivität beim Menschen vorzustellen. Während im Tierreich die Ausübung der instinktiven Aggressivität kontrolliert wird durch Mechanismen der Hemmung, die auf der Ritualisierung von funktionslos gewordenen Verhaltensweisen beruhen, vermögen beim Menschen diese Hemmungen nicht mehr zu spielen. Der Bomberpilot, der seine tödliche Fracht abwirft, sieht nicht mehr, was er anrichtet. Genauso wenig der Bürokrat, der ein Dekret zur Ausschaffung unerwünschter Personen unterzeichnet, oder der General, der einen Tagesbefehl ausstellt, welcher Hunderten von Soldaten den Tod bringen wird. Noch in der Vorgeschichte des Menschen war diese Konstellation ohne Bedeutung. Solange keine Waffen den Gegner auf Distanz töten konnten, funktionierten die ritualisierten Gebärden der Demutsbezeugung auch beim Menschen. "Als dann die Erfindung künstlicher Waffen mit einem Schlage neue Tötungsmöglichkeiten eröffnete, wurde das vorher vorhandene Gleichgewicht der verhältnismässig schwachen Aggressionshemmungen und der Fähigkeit zum Töten von Artgenossen gründlich gestört." Diese Störung des Gleichgewichts, so Lorenz, konnte und kann nur relativiert werden durch kulturelle Leistungen moralischer Art. Doch diese kulturellen Leistungen sind entweder zu schwach oder sie überfordern den Menschen. So entsteht ein Gegensatz zwischen Natur und Kultur, ähnlich wie wir ihn im letzten Semester auch bei Freud kennengelernt haben. Die Natur belastet den Menschen mit einem Erbe, das er mit Hilfe seiner Kultur nicht wirklich zu bewältigen vermag.

Die Natur im Menschen wäre - folgen wir Lorenz - *eigentlich* gut, denn im Falle der Tiere ist die natürliche Aggressivität von arterhaltendem Wert und nicht destruktiv. Insofern kann man Lorenz einen Rousseauisten nennen. Darin unterscheidet er sich auch wesentlich von Freud, für den die Natur im Menschen bestialisch ist (vgl. Teil 1 der Vorlesung). Doch in ihrer dualistischen Auffassung vom Menschen unterscheiden sich Freud und Lorenz kaum. Lorenz honoriert denn auch das dualistische Modell Freuds mit seiner inneren Triebwelt und der dieser auferlegten Kultur. Ich habe in der Auseinandersetzung mit Freud darauf hingewiesen, dass hinter dem Dualismus von Natur und Kultur das christliche Dogma der Erbsünde steht: Einer pervertierten, bösen, ererbten Sündigkeit des Menschen, die das Böse

verkörpert, steht eine dieser überlagerte, von Willen und Demut geprägte Moral, die das Gute beinhaltet, gegenüber. Interessanterweise findet sich dieser religiös bestimmte Dualismus auch bei Lorenz. In seinem Aggressionbuch spricht er vom "verderbliche(n) Mass an Aggressionstrieb, das uns Menschen heute noch als böses Erbe in den Knochen sitzt". Dieses "böse Erbe" ist die Folge unserer Vertreibung aus dem Paradies. Lorenz meint, es liege eine tiefe Wahrheit im Symbol der Früchte vom Baume der Erkenntnis. "Erkenntnis, die dem begrifflichen Denken entsprang, vertrieb den Menschen aus dem Paradies, in dem er bedenkenlos seinen Instinkten folgen und tun und lassen konnte, wozu die Lust ihn ankam." Im Paradies - dies nun meine Deutung - lebten die Menschen noch im Einklang mit der Natur - so wie sich auch Rousseau den Naturzustand der Menschheit vorgestellt hatte. Ihre Instinkte waren ihrer Umwelt angepasst. Die Vertreibung aus dem Paradies brachte die natürliche Harmonie durcheinander. Der Mensch entdeckte seine kognitiven Fähigkeiten. Mit dem Biss in den Apfel verlor er seine Nacktheit (= Natürlichkeit), das heisst er wurde sich seiner selbst bewusst. Dieses Selbstbewusstsein nötigte ihm Eigenleistungen ab, das heisst er musste sich mittels *kultureller* Leistungen aus eigener Kraft stabilisieren. Doch die Vernunft erwies sich als zweischneidiges Schwert. Das begriffliche Denken schenkte dem Menschen die ersten Werkzeuge, die er prompt dazu verwendete, seine Angehörigen totzuschlagen. "Das begriffliche Denken verlieh dem Menschen mit der Wortsprache die Möglichkeit zur Weitergabe über-individuellen Wissens und zur Kulturentwicklung; diese aber bewirkte in seinen Lebensbedingungen so schnelle und umwälzende Änderungen, dass die Anpassungsfähigkeit seiner Instinkte an ihnen scheiterte." Die Instinkte schleppt der Mensch als phylogenetisches Erbe mit sich herum. Als Wesen der Natur ist er mit inneren Antrieben ausgestattet, die im Horizont der kulturellen Lebensweise nicht wirklich gezähmt werden können.

So liegt das Drama der menschlichen Existenz im Gegensatz einer Natur in uns, die dem Leben unter vorkulturellen Bedingungen angepasst war, und einer Kultur, die nicht in der Lage ist, die leerlaufenden Mechanismen unserer Natur zu bändigen. Die Natur des Menschen, der aus dem Paradies vertrieben worden ist und Vernunft annehmen musste, ist selbst nicht vernünftig. Die Unvernunft des (modernen) Menschen ist natürliches Erbe. Das soziale Verhalten des Menschen wird eben "keineswegs ausschliesslich von Verstand und kultureller Tradition diktiert", denn es gehorcht "immer noch allen jenen Gesetzlichkeiten ..., die in allem phylogenetisch entstandenen instinktiven Verhalten obwalten, Gesetzlichkeiten, die wir aus dem Studium tierischen Verhaltens recht gut kennen".

Ähnlich hat wiederum Niko Tinbergen die Situation des Menschen gesehen. Die Kulturentwicklung, so Tinbergen, ist ein exponentiell wachsender

Vorgang, dank dem der Mensch seine Umwelt progressiv zu verändern vermochte. "Diese neue Entwicklungsart geht unvergleichlich viel schneller vor sich als die *genetische Evolution*. In genetischer Hinsicht haben wir uns seit dem Cro-Magnon-Mensch kaum auffallend entwickelt, aber kulturell sind wir nicht wiederzuerkennen, und wir verändern uns immer weiter mit zunehmender Geschwindigkeit. Zwar sind wir individuell sehr anpassungsfähig, so dass wir hoffen dürften, mit diesen Veränderungen Schritt zu halten. Ich bin aber nicht der einzige, der glaubt, dass diese Anpassungsfähigkeit in bezug auf unser Verhalten, wie jede Art von Modifikabilität, ihre Grenzen hat. Diese Grenzen werden durch unsere angeborene Konstitution bedingt, welche sich nur im viel langsameren Zeitmass der genetischen Evolution ändern kann. Der Schluss ist berechtigt, dass die begrenzte Anpassungsfähigkeit des menschlichen Verhaltens von den kulturbedingten Veränderungen seiner sozialen Umwelt überholt worden ist, mit dem Ergebnis, dass der heutige Mensch in *seiner eigenen Gesellschaft* nicht mehr hineinpasst."

Damit dürfte deutlich geworden sein, wie Lorenz und andere Vertreter der "klassischen" Ethologie den Menschen verstehen. Es gibt eine Natur in uns, die aus unserer tierischen Vergangenheit stammt und noch genauso in uns wirksam ist wie vor Millionen von Jahren, die aber mit der kulturellen Entwicklung, die wir mittlerweile durchlaufen haben, nicht mithalten können. Wie ein erratic Block ragt unser phylogenetisches Erbe in den Raum unserer Kultur. Wie ein Megalith bezeugt die Natur in uns, dass wir der Kultur um uns nicht wirklich angepasst sind. Es gibt einen Gegensatz von Natur und Kultur, der die besonders grausame Aggressivität, zu der Menschen fähig sind, erklären soll.

Was lässt sich machen? Wie sollen wir mit der unzivilisierten aggressiven Natur in uns umgehen? Die Lösung des Aggressionsproblems des Menschen sieht Lorenz in der Schaffung von Gelegenheiten, die aufgestauten Energien des Aggressionstriebes *abzureagieren*. Was seiner Ansicht nach nicht geht, und zwar deshalb nicht, weil die Aggression eben ein Instinkt ist, ist folgendes: Man kann die Aggression nicht dadurch ausschalten, dass man auslösende Reizsituationen vom Menschen fernhält, und zwar deshalb nicht, weil die Aggression ein Instinkt ist, der sich spontan, aus innerer Erneuerung regeneriert. Man kann die menschliche Aggressivität aber auch nicht dadurch meistern, dass man ein moralisch motiviertes Verbot über sie verhängt. Denn die Natur lässt sich nicht unterdrücken. Auch ein eugenisches Wegzichten der Aggression schliesst Lorenz aus. Offenbar deshalb, weil die intraspezifische Aggression auch beim Menschen *positive* Funktionen hat. Lorenz schreibt: "Wir wissen nicht, in wie vielen und wie wichtigen Verhaltensweisen des Menschen Aggression als motivierender Faktor mitenthalten ist. Ich vermute, dass deren sehr viele sind. Das 'Aggredi' im

ursprünglichsten und weitesten Sinne, das Anpacken einer Aufgabe oder eines Problems, die Selbstachtung, ohne die vom täglichen Rasieren bis hinauf zum sublimsten künstlerischen oder wissenschaftlichen Schaffen so ziemlich alles wegfallen würde, was ein Mann [sic] von morgens bis abends tut, alles, was mit Ehrgeiz, Rangordnungsstreben zu tun hat, und unzähliges anderes, ebenso Unentbehrliches würde wahrscheinlich mit der Ausschaltung des Aggressionstriebes aus dem menschlichen Leben verschwinden. Ebenso verschwände sehr wahrscheinlich eine sehr wichtige und spezifische menschliche Fähigkeit, nämlich das Lachen!" (Lorenz scheint das Lachen vor allem mit der Schadenfreude in Verbindung zu bringen.) Also bleibt allein die Abreaktion der Aggression als Methode.

In einer Arbeit aus dem Jahre 1955 schreibt Lorenz: "Ich glaube ..., dass der heutige Zivilisierte überhaupt unter ungenügendem Abreagieren aggressiver Triebhandlungen leidet. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass die bösen Auswirkungen der menschlichen Aggressionstriebe ... ganz einfach darauf beruhen, dass die intra-spezifische Selektion dem Menschen in grauer Vorzeit ein Mass an Aggressionstrieb angezchtet hat, für das er in seiner heutigen Gesellschaftsordnung kein adäquates Ventil findet." Der Aggressionsinstinkt braucht ein Ventil! Dabei denkt Lorenz an ein Abreagieren der Aggression an *Ersatzobjekten*. Leichter als andere Instinkte soll die Aggression mit Ersatzobjekten vorliebnehmen und an ihnen volle Befriedigung finden. Vor allem empfiehlt Lorenz den Sport als eine ritualisierte Sonderform des Kampfes. Allerdings hat er in diesem Punkt sehr viel Kritik erfahren. Vor allem aus der Perspektive der sozialen Lerntheorie (vgl. Teil 1 der Vorlesung) kann man erwarten, dass durch sogenanntes Abreagieren aggressives Verhalten eher aufgebaut als abgebaut wird. Lorenz ist denn auch in diesem Punkt von seiner ursprünglichen Position etwas abgerückt. In einem Interview (1979) räumte er ein, in dem Buch über Aggression habe er etwas gesagt, was er verbessern möchte, würde er es nochmals schreiben. "Und zwar habe ich heute starke Zweifel, ob das Beobachten aggressiven Verhaltens - gerade in der Gestalt des Sports - einen kathartischen Effekt überhaupt haben kann."

Kritik an Lorenz' Aggressionstheorie

Kommen wir nun zur Kritik an der Aggressionstheorie von Lorenz. Ein Grundproblem der Instinkttheorie von Lorenz ist deren statische Auffassung des Instinktes. Lorenz behandelt die Natur als absolut fixe Grösse, als ein Fels gleichsam, der allem Verhalten, auch dem menschlichen, zugrunde liegt. Allenfalls ist die Natur von Kultur überzogen wie von Moos, das über einen Jahrhunderte alten Stein wächst. Das kulturelle Moos vermag den natürlichen Felsen nicht zu beeinflussen. Es kann die steinige Blösse der Natur bloss überdecken.

Ähnlich wie Freud versteht Lorenz die Kultur als etwas Sekundäres, als eine Art fragiler Schutzschild, der uns mehr schlecht als recht vor uns selbst in Schutz nimmt, der aber nur allzu leicht vom "Tier in uns" attackiert und demoliert werden kann. Ausdrücklich spricht Lorenz von "angeborene(n) Programme(n) ..., denen all unser Sozialverhalten unterliegt" und von "kulturell bedingten Superstrukturen", die über diesen angeborenen Programmen liegen. Er spricht vom "herausquellenden inneren Trieb und den darüber [sic] sitzenden höheren Strukturen, die Aggressivität in andere instinktive Verhaltensmuster umleiten sollen". Die Kultur ist der Natur überlagert; sie dringt nicht in sie ein. Das Bild, das Lorenz zeichnet, ist dasjenige eines Schichtenmodells des Menschen (vgl. Lorenz 1971). Die tieferen Schichten des menschlichen Verhaltens sind natur-, die höheren kulturbedingt. Folglich gehört die Kultur nicht zur Natur des Menschen! Die Kultur ist kein natürliches Merkmal menschlichen Verhaltens.

Sie kennen vielleicht den berühmten Vergleich, den Freud zur Erläuterung seines Strukturmodells der menschlichen Psyche verwendet hat. Er vergleicht das Ich mit einem Reiter und das Es mit einem Pferd, auf dem das Ich bzw. der Reiter sitzt. Wörtlich heisst es bei Freud: "Man könnte das Verhältnis des Ichs zum Es mit dem des Reiters zu seinem Pferd vergleichen. Das Pferd gibt die Energie für die Lokomotion her, der Reiter hat das Vorrecht, das Ziel zu bestimmen, die Bewegung des starken Tieres zu leiten. Aber zwischen Ich und Es ereignet sich allzu häufig der nicht ideale Fall, dass der Reiter das Ross dahin führen muss, wohin es selbst gehen will." Das Es ist bei Freud Repräsentant der Triebe, das heisst der Natur im Menschen, das Ich ein Resultat der kulturellen Einwirkungen auf die Ontogenese. Lorenz denkt offensichtlich ähnlich wie Freud. So ähnlich, dass er dasselbe Bild verwendet. "Der Mensch muss wissen, dass das Pferd, auf dem er reitet, wild sein kann, und er sollte es zügeln, bevor es zu spät ist."

Die Kritik, die ich an dieser Theorie vorbringen möchte, besteht darin, dass ich das Verständnis des Menschen, das ihr implizit ist, als reduktionistisch und atomistisch zurückweise. Der Mensch erscheint bei Lorenz als zusammengesetzt aus zwei heterogenen Komponenten, Natur und Kultur; seine Aggressivität ist die Folge eines Nicht-(mehr)-Zusammenpassens der beiden Komponenten. Doch dieses elementaristische Verständnis des Menschen (aber auch des Tieres) ist höchst fragwürdig. Das zeigt die Dichotomie, die Lorenz zwischen angeborenem und erworbenem Verhalten macht. Wie wir gesehen haben, neigt Lorenz dazu, Verhaltensweisen in angeborene und erworbene einzuteilen. Dies ist deshalb eine problematische Auffassung, da sie die Ontogenese, das heisst die Entwicklung einer Verhaltensweise im individuellen Organismus, übergeht. Kritiker von Lorenz (Lehrman, Schneirla, Tinbergen) betonen, dass man beim Verhalten genauso wie bei anderen organismischen Funktionen den *Entwicklungsprozess*

beachten muss. Ebenso betonen sie, dass die ontogenetische Entwicklung eine hochkomplizierte Reihe von Wechselwirkungen zwischen dem wachsenden Organismus und seiner Umwelt bedingt. Wenn wir dies in Rechnung stellen, dann "... verwischt sich weitgehend der strenge Unterschied zwischen angeborenen oder unmodifizierbaren und angeeigneten oder modifizierbaren Verhaltensmustern, und zwar infolge der Entdeckung, dass einerseits angeborene Muster Bestandteile enthalten können, die sich auf einer früheren Stufe durch Wechselwirkung mit der Umwelt entwickelten, während andererseits das Lernen von einer Stufe zur nächsten durch innerlich bedingte Beschränkung begrenzt wird" (Tinbergen 1973). Wir können die Verhaltensentwicklung als "... ein Gewebe von Ereignissen bezeichnen, das mit den in den Zygoten enthaltenen angeborenen Programmierungsvorschriften beginnt, die sofort anfangen, mit der Umwelt wechselweise zu reagieren. Diese Wechselwirkung kann unterbrochen sein, indem Zeiten überwiegend interner Entwicklung mit Zeiten der Wechselwirkung oder empfänglichen Perioden alternieren. Die Wechselwirkungen werden durch aktive Untersuchung unterstützt und durch eine grosse Vielfalt selektiver Sollwerte gesteuert. So verzweigt sich stufenweise der Prozess, wobei Schichten immer komplizierterer Zusammensetzung in die Programmierung einbezogen werden" (ebd.). Das heisst auch, dass die Aufklärung der phylogenetischen Abstammung einer Verhaltensweise per se noch nichts sagt über deren Ontogenese. Natur und Kultur lassen sich nicht dermassen einfach auseinanderdividieren, wie dies Lorenz glaubt.

Was den *Instinktbegriff* von Lorenz betrifft, so bestehen mittlerweile so viele Zweifel an seiner Gültigkeit, dass er wohl als wissenschaftliches Konzept ausgeschieden werden muss. Der Instinktbegriff behauptet folgendes:

- 1) Jeder Instinkt ist denselben Regeln unterworfen, was die Beziehung zwischen innerer Erregung und äusserer Reizung anbelangt. - Das ist offensichtlich nicht richtig. Die verschiedenen Motivsysteme eines Tieres unterscheiden sich voneinander. Das Hungersystem beispielsweise funktioniert anders als das Kampfsystem.
- 2) Für jeden Instinkt gibt es eine oder mehrere spezifische Verhaltensweisen, die durch einen oder mehrere spezifische Schlüsselreize ausgelöst werden. - Auch diese Behauptung ist empirisch nicht korrekt. Viele scheinbar in ihrem Ablauf fixierte Verhaltensweisen erweisen sich als variabel, das heisst flexibel gegenüber veränderlichen Umweltbedingungen.
- 3) Die Wahrscheinlichkeit, dass eine instinktive Verhaltensweise auftritt, steigt mit der Zeit, die seit der letzten Ausführung der Verhaltensweise verflossen ist. - Auch diese Behauptung der Lorenz'schen Instinkttheorie gilt mittlerweile als widerlegt.

4) Mit zunehmender Zeit seit ihrer letzten Ausführung wird eine Instinkthandlung ausgeführt, auch wenn die angemessenen auslösenden Reize nur schwach oder gar nicht vorhanden sind. - Die Forschung zeigt, dass auch diese Annahme verworfen werden muss. Schon die Beispiele von Lorenz für sogenannte Leerlaufhandlungen sind eher anekdotisch als wissenschaftlich. Beobachtungen von aggressiven Leerlaufhandlungen bei Tieren, die in freier Wildbahn leben, scheint es überhaupt nicht zu geben.

5) Jede instinktive Handlung sollte vorübergehend lahmgelegt sein, nachdem sie mehrmals ausgeführt worden ist. - Das ist gleichsam die gegenteilige These zur vorhergehenden, insofern behauptet wird, dass ein Verhalten aus "Erschöpfung" des ihr zugrunde liegenden Instinktes vorübergehend nicht gezeigt wird. Aber auch diese Annahme scheint so nicht haltbar zu sein.

6) Es gibt keine Rückkopplung von den frühen Phasen einer Instinkthandlung zu den späten im Sinne einer Anpassung der späteren Phasen. - Dahinter verbirgt sich die Idee genetisch fixierter Anteile im Verhalten, die durch Erfahrung nicht beeinflussbar sind ("Instinkt-Dressur-Verschränkung", vgl. oben). Aber wiederum erweist sich diese Annahme als nicht mehr haltbar. Heute nimmt man an, dass praktisch alle Verhaltensweisen durch Feedback-Prozesse in ihrem Ablauf kontrolliert werden und damit variabel sind.

Eine amerikanische Forschergruppe (Klama 1988), die diese Kritikpunkte an Lorenz' Instinktmodell zusammengetragen hat, kommt zum Schluss, dass das psychohydraulische Modell aggressiven Verhaltens als Basis für eine wissenschaftliche Erklärung von Aggression nicht länger haltbar ist. Nicht nur das Instinktmodell von Lorenz, sondern alle energetischen Modelle aggressiven Verhaltens sind über Bord zu werfen, also beispielsweise auch das psychoanalytische Triebmodell.

Zu einem ähnlichen Urteil kommt die deutsche Biologie-Professorin Hanna-Maria Zippelius in ihrem Buch "Die vermessene Theorie - Eine kritische Auseinandersetzung mit der Instinkttheorie von Konrad Lorenz und verhaltenskundlicher Forschungspraxis" (1992). Zippelius kommt zu einer skeptischen Beurteilung des empirischen Gehalts der Verhaltenstheorie von Lorenz, und dies nicht etwa im Bereich der oft waghalsigen Extrapolationen von Lorenz auf das menschliche Verhalten, sondern im eigentlichen Kernbereich der Theorie, im Bereich des tierischen Verhaltens. Zippelius gibt in ihrem Buch mehrere, ausführliche Beispiele anerkannter Forschungsarbeiten, die in offensichtlichem Widerspruch zu zentralen Aussagen der Lorenz'schen Theorie stehen. Sie kommt zum Schlussergebnis, dass es nur gerade ein paar wenige Untersuchungen gibt, die als Stützen der Aggressionstheorie von Lorenz verstanden werden können, Unter-

suchungen, die sich aber als äusserst problematisch herausstellen. "Man fragt sich, wie über Jahre hinweg eine so erbitterte und kontroverse Diskussion über einen Aggressionstrieb bei einer so schwachen empirischen Basis geführt werden konnte."

Gilt diese Feststellung für den eigentlichen Zuständigkeitsbereich der biologischen Verhaltensforschung, nämlich die Welt der Tiere, um wieviel fragwürdiger müssen dann die Behauptungen von Lorenz hinsichtlich der menschlichen Aggressivität sein. Zwar räumt Lorenz in einem Interview ein, dass er beim Menschen über keine Beweise einer spontanen Aggressivität verfüge, doch sei er von deren Vorhandensein überzeugt. Überzeugung ist aber kein wissenschaftliches Argument. Und ein solches scheint ganz einfach nicht zu existieren. Für Zippelius verbleibt die Lorenz'sche Instinkttheorie "im Zustand der Vorwissenschaftlichkeit". "Ein Schlüsselexperiment, in dem einerseits der Anstieg der speziellen Triebenergie einer Erbkoordination in Abhängigkeit von der Zeit unter kontrollierten Versuchsbedingungen gemessen wurde, wie ebenso der Abbau der Energie durch ein- oder mehrmaliges Agieren, liegt bis jetzt nicht vor. Einer kritischen Betrachtung können die zum Thema 'Messung der Motivation' vorgelegten Arbeiten nicht standhalten. Dagegen liegen sehr viele Befunde vor, die offensichtlich im Widerspruch zur Theorie stehen."

Ich glaube, dass wir damit endgültig Abschied nehmen können von Theorien, die die (menschliche) Aggressivität als Folge eines *Triebes* oder *Instinktes* deuten. Die begriffliche und empirische Basis für solche Theorien ist ganz einfach nicht tragfähig genug. Was wir nun auch zu erkennen vermögen, ist die Tatsache, dass die blosse Gegenüberstellung eines Anteils Natur und eines Anteils Kultur im menschlichen Verhalten theoretisch ungenügend ist. Damit ergibt sich für die Frage nach der "Natürlichkeit" der Geschlechterdifferenz im aggressiven Verhalten ein erstes Ergebnis. Genauer gesagt sollten wir auf dem Hintergrund der Auseinandersetzung mit der Aggressionstheorie von Lorenz versuchen, dieses Ergebnis explizit zu formulieren und festzuhalten. Das ist es, was ich zum Abschluss des Kapitels über biologische Theorien der Aggression noch tun möchte. Dabei gehe ich kurz auch auf einige soziobiologische Äusserungen zum Thema Aggression ein.

Was heisst "Natur"?

Der Gegensatz von Natur und Kultur ist uns vertraut. Wir reden fast ständig in Kategorien dieses Gegensatzes. "Natürlich" ist für uns oft ein Argument, um etwas zu kritisieren, was uns an unserer Gesellschaft nicht gefällt. Gerade im Horizont der Pädagogik wird die Natur gerne als Massstab beigezogen, um ein "unnatürliches" Schulsystem oder eine Erziehung, die nicht "naturgemäss" ist, zurückzuweisen. Erziehung und Unterricht sollen

nach "natürlicher" Methode oder nach dem "Gang der Natur" (Rousseau; Pestalozzi) eingerichtet werden. "Kindgemässheit" meint gemäss der "Natur des Kindes". Erziehung soll "natürlich" sein, insofern sich der Erzieher/die Erzieherin die Natur zum Vorbild des Handelns macht. "Beobachtet die Natur und folgt dem Weg, den sie euch zeigt!" schreibt Rousseau in seinem "Emil". Diese Position setzt eine "gute" Natur voraus und eine Natur, deren Anleitungen man befolgen kann. Wie aber vermögen wir, die Natur zu erkennen? Denn als Menschen leben wir immer in kulturellen Verhältnissen. Wer daher glaubt, dem Vorbild der Natur folgen zu können, der muss fähig sein, die Kultur von der Natur zu subtrahieren. Wie aber findet man zu dieser kulturfreien Natur des Menschen? Vielleicht mit den Mitteln der Biologie, etwa in der Art, wie Lorenz Natur und Kultur des Menschen trennt?

Natur im Sinne von Lorenz ist - wir haben es gesehen - phylogenetisches Erbe. Natur umfasst all das an Dispositionen und Aktivitäten, was aufgrund von evolutiven Anpassungen der Morphologie und des Verhaltens einer Art entstanden ist. Unter einer evolutiven Anpassung ist all das zu verstehen, was als Merkmal eines Lebewesens existiert, weil es aufgrund von Selektionsprozessen anderen Merkmalen vorgezogen worden ist.

Dieses evolutionstheoretische Verständnis des Naturbegriffs kann unterschieden werden von anderen Auffassungen. Natur kann zum Beispiel rein deskriptiv definiert werden als alle jene Merkmale, die ausschliesslich Menschen im Unterschied zu (anderen) Tieren zukommen. Dazu würde zum Beispiel gehören: Sprache, Lachen, Blickkontakt des Säuglings während des Stillens etc. Dieser Naturbegriff ist nicht identisch mit dem vorher erwähnten. Auch der folgende ist damit nicht identisch: Natur könnte all das genannt werden, was als Merkmale bei allen Menschen beobachtet werden kann. Der Vergleich mit den Tieren wäre in dieser Perspektive nicht relevant. Schliesslich könnte Natur das genannt werden, was ohne besondere Anleitung gelernt wird, wie zum Beispiel Gehen, im Gegensatz zu Leistungen, die ein spezielles Training erfordern, wie zum Beispiel Purzelbäume schlagen. Etc.

Erläutern wir noch etwas den Unterschied zwischen Natur im Sinne von Merkmalen, die sich bei allen Menschen finden, und Natur im Sinne von phylogenetischer Anpassung. Es ist denkbar, dass alle Menschen gerne Schokolade essen. Folgt daraus, dass Schokoladessen als phylogenetische Adaptation entstanden ist? Wohl kaum. Eher dürfte eine Tendenz, süsse Früchte zu mögen, durch natürliche Selektion entstanden sein; diese Tendenz äussert sich unter Bedingungen der *kulturellen* Innovation der Herstellung von Schokoladetafeln universell als Vorliebe für Schokolade. Das heisst, ein menschliches Verhalten, das sich universell beobachten lässt, braucht nicht notwendigerweise eine (phylo-)genetische Basis zu haben,

jedenfalls nicht in dem Sinne, dass das betreffende Verhalten durch den Evolutionsprozess selektiert worden ist.

Es könnte sein, dass Maccoby und Jacklin mit ihrer Behauptung einer "natürlichen" Differenz der Geschlechter im Bereich des aggressiven Verhaltens diesen Naturbegriff gemeint haben: Natur im Sinne einer universell beobachtbaren Verhaltensdifferenz zwischen den Geschlechtern, die aber nicht direkter Ausdruck einer phylogenetisch bedingten Anpassung ist, sondern vermittelt über kulturelle Mechanismen auf eine genetische Basis zurückreicht.

Für den Begriff der Aggressivität folgt aus dieser Überlegung: Auch wenn wir heute feststellen sollten, dass Aggressivität in allen menschlichen Kulturen vorkommt, kann dies per se kein gültiger Beweis für eine phylogenetische Basis menschlicher Aggressionen sein. Denken Sie daran, dass Menschen fähig sind, von anderen Menschen fast unbeschränkt Verhaltensweisen, von denen wir kaum je annehmen, sie seien als evolutive Anpassungen entstanden, zu übernehmen. Ein Instrument wie das Fagott zu spielen, ist eine kulturelle Erfindung Europas. Doch nichts spricht dagegen, dass jeder Mensch in jeder Kultur auf dieser Welt fähig ist, Fagott zu spielen. Und sollte einmal auf der ganzen Welt Fagott gespielt werden, käme trotzdem kaum jemand auf die Idee, darin eine phylogenetische Anpassungsleistung der Menschheit zu sehen. Warum sollte es im Falle aggressiven Verhaltens anders sein? Damit ist auch gesagt, dass es alles andere als einfach ist, empirisch festzustellen, welche universell beobachtbaren Verhaltensweisen des Menschen zu seiner phylogenetisch determinierten Natur gehören und welche nicht. Vieles, wenn nicht das meiste, was Menschen tun, trägt die Zeichen der kulturellen Modifikation einer evolutiv entstandenen Anpassung im Verhalten. Es lässt sich daher nicht ohne weiteres sagen, wie viel biologische Anpassung dahinter steht.

Kommt dazu, dass die Auffassung einer Instinkt-Dressur-Verschränkung im Sinne von Lorenz nicht haltbar ist. Wir haben dies bereits diskutiert. Auch wenn wir im Einzelfall fähig wären, unsere "Natur" im Sinne einer Serie von Merkmalen, die durch Selektionsprozesse entstanden sind, auszumachen, könnte dies noch nicht heissen, dass allein diese Natur unser Verhalten bestimmt. Eine genetische "Disposition" enthält noch nicht das Resultat der Entwicklung dieser Disposition. Die Ontogenese ist in jedem Fall ein zur Phylogenese einer Verhaltensweise hinzukommender separater Einfluss auf eben diese Verhaltensweise. Was phylogenetisch entstanden ist, braucht daher in der Ontogenese nicht unbeeinflussbar zu sein.

Zweifellos gibt es die genetische Ebene des Verhaltens, doch tritt sie nicht als solche in Erscheinung. Sie wird über die Ontogenese vermittelt mit den Lebensbedingungen, unter denen ein Lebewesen aufwächst. Die Ontoge-

nese ist nicht einfach die Ausführung eines prädeeterminierten "Programms". Die Idee eines "Programms", das die Entwicklung steuert, ist irreführend, jedenfalls wenn man bei "Programm" an die Software eines Computers denkt, die in einer deterministischen Art und Weise dessen "Verhalten" bestimmt. Die genetischen "Anweisungen", die die Ontogenese anleiten, sind aber nicht so zu verstehen. Sie sind eher mit einem Kochrezept vergleichbar, das einen recht breiten Spielraum zulässt, wenn es von einem begnadeten Koch oder einer einfallreichen Köchin in eine Mahlzeit, das heisst in das "Endverhalten" verwandelt wird.

Wenn wir zum Beispiel davon ausgehen, dass die Sprache spezifisch menschlich ist, dann zeigt die Ontogenese des Spracherwerbs, wie vielfältig das Ergebnis ausfallen kann. Alle "natürlicherweise" gegebenen menschlichen Verhaltensweisen dürften durch kulturelle Einflüsse in ihrer Ontogenese beeinflussbar sein. Eine Verhaltensweise, die eine genetische Grundlage hat, braucht somit in keiner Weise kulturellen Einflüssen entzogen zu sein. Das gilt selbst für Erbkrankheiten, die je nachdem medizinisch behandelt werden können, zum Beispiel Phenylketonurie (eine Stoffwechselerkrankung). Die Unterscheidung Genom versus Umwelt ist nicht deckungsgleich mit der Unterscheidung unveränderlich versus veränderlich.

Zusammengenommen folgt aus diesen Überlegungen nicht nur, dass es methodisch äusserst schwierig ist, die Natur des Menschen im Sinne seiner durch phylogenetische Anpassungen evoluierten Merkmale ausfindig zu machen, sondern auch, dass die allfällige Identifizierung dieser Natur des Menschen keinerlei Aussagen zulässt über die Unveränderlichkeit der damit gegebenen natürlichen Merkmale des Menschen. Das bedeutet aber, dass die (biologische) Natur des Menschen in keiner Weise grundlegender ist als seine Kultur. Die Vorstellung, die Natur wäre so etwas wie der Fels, auf dem die Kultur wachsen kann, und dies erst noch kaum anders als im Sinne einer dünnen Mooschicht, die jederzeit abgetragen werden kann, diese Vorstellung ist ganz einfach falsch. Unsere Natur ist nicht mehr, aber auch nicht weniger unser Schicksal als unsere Kultur.

Auch die Dichotomie Natur versus Kultur ist nicht deckungsgleich mit der Dichotomie unveränderlich versus veränderlich. Lorenz versteht die Natur als unveränderlich. Sie wird damit zum unbeeinflussbaren und unabänderlichen Schicksal des Menschen. Die Natur des Menschen soll all das umfassen, was (phylogenetisch) determiniert ist. Als Gegensatz erscheint dann die Freiheit als Attribut der Nicht-Natur des Menschen, das heisst seiner Kultur. Doch (auch) dies ist ein falscher Gegensatz. Denn unsere Kultur kann genauso verhaltensdeterminierend sein wie unsere Natur. Wenn wir etwas lernen, dann heisst dies nicht, dass wir weniger festgelegt werden, als wenn dasselbe Verhalten anlagebedingt wäre. Was uns zur Gewohnheit geworden ist, kann uns genauso unfrei machen wie eine genetisch fixierte

Natur. Wer wollte ein Kind für die Umwelt verantwortlich machen, in der es aufgewachsen und zu dem geworden ist, was es ist? Die Umwelt des Elternhauses ist für das Kind genauso Schicksal wie das genetische Erbe, das es von seinen Eltern mitbekommen hat. Zu behaupten, die Kultur verkörpere die menschliche Freiheit, während die Natur seine Unfreiheit (Determiniertheit) ausmache, ist daher ebenfalls falsch.

Ein weiterer problematischer Gegensatz, der mit Lorenz' Naturbegriff gegeben ist, ist die Auffassung von der moralischen Neutralität der menschlichen Natur, während es Aufgabe der Kultur sei, Moral in das Leben der Menschen zu bringen. Die "vernunftmässige *Verantwortlichkeit* des Menschen" entspringt dem "begrifflichen Denken" und nicht den natürlichen Instinkten, schreibt Lorenz. Mit Hilfe unserer Vernunft könnten wir einsehen, dass wir verpflichtet sind, sogar unsere Feinde zu lieben, worauf wir aufgrund unserer natürlichen Neigungen nie verfallen würden. Lorenz glaubt, dass auf der biologischen Ebene die (intraspezifische) Aggression um Millionen Jahre älter ist als persönliche Freundschaft und Liebe. Die persönliche Bindung zwischen Tieren sei "zweifellos" aus der intraspezifischen Aggression entstanden, durch Ritualisierung von Angriffs- und Drohverhalten.¹⁰

Aggression in der Perspektive der Soziobiologie

Auch mit Blick auf die Weiterentwicklung der Ethologie in der *Soziobiologie* bleibt die Beobachtung gültig, dass der Begriff der Natur amoralisch konzipiert wird. Die Reduktion der biologischen Dynamik auf die genetische Ebene führt beispielsweise Richard Dawkins dazu, vom "egoistischen Gen" zu sprechen. Was uns folglich *von Natur aus* zukommt, ist ein Egoismus der Gene. Dieser Egoismus ist ein natürliches Faktum der menschlichen Existenz, das ohne moralische Bedeutung ist. Aus der Feststellung einer Tatsache lässt sich eben keine normative Forderung herleiten. Doch gerade die Tatsache der egoistischen Natur des Menschen fordert eine moralische Gegenbewegung. Richard Dawkins drückt sich folgendermassen aus: "Mein persönliches Gefühl ist, dass eine menschliche Gesellschaft, die lediglich auf dem Gesetz der Gene eines universellen, rücksichtslosen Egoismus beruhte, eine abscheuliche Gesellschaft wäre. Wie sehr wir allerdings darüber klagen mögen, es ändert nichts daran, dass dies die Wahrheit ist. Dieses Buch hat die Absicht, interessant zu sein, aber wenn Sie eine Moral daraus ziehen wollen, dann lesen Sie es als eine Warnung. Seien Sie gewarnt, dass, wenn Sie wie ich eine Gesellschaft aufbauen wollen, in der die Individuen grosszügig und selbstlos kooperieren und ihrem gemeinsa-

¹⁰ Andere Ethologen, wie beispielsweise Eibl-Eibesfeldt, nehmen diesbezüglich allerdings einen anderen Standpunkt ein.

men Wohl nachleben, dass Sie dabei von der biologischen Natur wenig Hilfe erwarten dürfen. Versuchen wir [daher], Grosszügigkeit und Altruismus zu *lehren*, weil wir egoistisch geboren werden." Der Egoismus liegt in unserer Natur, der Altruismus ist eine Aufgabe unserer Kultur, genauer: unserer Erziehung. Das "Böse" ist naturbedingt, das "Gute" eine Frucht der Kultur.

Die Position von Dawkins, die im wesentlichen der neueren, soziobiologischen Erklärung tierischen und menschlichen Verhaltens entspricht, zeigt eine Abwendung vom klassischen verhaltensbiologischen Ansatz von Lorenz. Dawkins argumentiert auf der Ebene der individuellen Gene. Das heisst, dass die traditionelle Unterscheidung in Selbst- und Arterhaltung unterlaufen wird. Was zählt, nach Auffassung der Soziobiologen, ist einzig die Erhöhung der individuellen genetischen Fitness. Lebewesen sind - in der überzogenen Sprache von Dawkins - "Überlebensmaschinen", von den Genen gebaut, um darin leben und sich replizieren zu können. Der individuelle Körper ist eine egoistische Maschine, die versucht, das Beste für seine Gene zu machen. Egoismus der Gene bedeutet, dass alles getan wird, um den eigenen Genen zum Überleben und zur Vermehrung zu verhelfen. Eigene Gene können allerdings auch in einem nächstverwandten Lebewesen "aufbewahrt" sein (zum Beispiel in den leiblichen Kindern), weshalb es in diesem Fall Sinn macht, dass sich ein Organismus der eigenen Brut gegenüber "altruistisch" verhält. Doch handelt es sich dabei um einen blossen Scheinaltruismus, dessen wahres Motiv die egoistische Verbreitung der Gene ist, die man mit Seinesgleichen teilt. Wenn es daher in der Tierwelt Zeichen von Hilfeleistung, Fürsorge und Selbstlosigkeit gibt, dann verbirgt sich dahinter die Strategie einer egoistischen Natur.

Das Bild von der "wahren" Natur von Tier und Mensch ist bei den Soziobiologen kaum anders als bei Lorenz. Der Unterschied liegt in der Begründung. Lorenz untersuchte die Aggression unter dem Blickwinkel der *Arterhaltung*. Genauso wie die zwischen-artliche soll die inner-artliche Aggression eine arterhaltende Funktion haben. Auch sie "vollbringt eine arterhaltende Leistung" (Lorenz). "Als gute Darwinisten ... fragen wir nach der arterhaltenden Leistung, die das Kämpfen gegen Artgenossen unter natürlichen, oder besser gesagt vorkulturellen, Bedingungen vollbringt und die jenen Selektionsdruck ausgelöst hat, dem es seine hohe Entwicklung bei so vielen höheren Lebewesen verdankt." Diese Vorstellung, dass es biologische Strategien gibt, die auf die *Arterhaltung* ausgerichtet sind, wird von den Soziobiologen zurückgewiesen. Die Selektion wirkt auf der *individuellen* Ebene und ausschliesslich auf dieser. Daraus folgt, dass tierisches und menschliches Verhalten, was seine biologische Seite anbelangt, egoistisch ist, da es den genetischen Interessen der *Individuen* dient und nicht denjenigen von Gruppen oder Arten.

Aus der Abkehr vom Prinzip der Arterhaltung folgt eine Kritik am Instinkt-begriff als arterhaltendem Mechanismus. Die Biologen selbst gehen damit auf Distanz zur Instinktlehre der Aggression von Lorenz und anderen (zum Beispiel Eibl-Eibesfeldt). Die Zurückweisung des Instinkt-begriffs bedeutet auch, dass die innerartliche Aggression nicht mehr im gleichen, gleichsam romantischen Licht wie bei Lorenz gesehen wird. Lorenz betonte die ritualisierten, gleichsam ritterlichen Auseinandersetzungen zwischen Tieren derselben Art. Die Rivalenkämpfe der Männchen haben etwas Edles an sich, wenn man deren Schilderung bei Lorenz liest. Töten von Tieren derselben Art erachtete Lorenz mehr oder weniger als Zufall, als Pathologie oder Fehler. Lorenz hatte, wie wir gesehen haben, ein rousseauistisches Bild der Natur. Dieses Bild zerbricht in den Händen der Soziobiologen. Töten von Artgenossen ist nicht mehr eine Panne und auch nicht mehr das Privileg des Menschen. Gemäss Dawkins töten sich Tiere nur deshalb nicht gegenseitig, weil die dabei anfallenden Kosten zu gross wären. Wo die "Kosten-Nutzen-Analyse", die selbstverständlich von den Tieren nicht bewusst durchgeführt wird, günstig ausfällt, da töten Tiere auch Artgenossen. Und in der Tat zeigen Tierbeobachtungen mittlerweile, dass beispielsweise bei den Moschusochsen jährlich 5 bis 10 Prozent der erwachsenen Bullen bei Auseinandersetzungen um Weibchen an den Folgen von Beschädigungskämpfen sterben. Da der Massstab der Soziobiologie die individuelle genetische Fitness ist, kann es sich u.U. "lohnen", einen Artgenossen zu töten, dann nämlich, wenn durch den Tod des Artgenossen der reproduktive Erfolg der eigenen Gene erhöht wird.

Das Bild der Natur, das die Soziobiologen zeichnen, ist, was deren moralischen Gehalt anbelangt, düsterer geworden. Tiere scheinen zu geradezu macchiavellistischen Strategien fähig zu sein, um ihren genetischen Egoismus durchzusetzen. Damit tradiert auch die Soziobiologie das christliche Bild des Dualismus von böser Natur, die des Teufels ist, und guter Gegenatur, wie sie den Menschen von Gott eingegeben wird. Ich zitiere zur Illustration dieser Parallele von moderner Naturwissenschaft und christlichem Glauben eine Stelle aus dem Römerbrief. Dort heisst es: "Wir wissen ja, dass das Gesetz geistlich [sic] ist; ich aber bin fleischlich, unter die Sünde verkauft. Denn was ich vollbringe, erkenne ich nicht; denn nicht, was ich will, das führe ich aus, sondern was ich hasse, das tue ich. Wenn ich aber das tue, was ich nicht will, so stimme ich dem Gesetz bei [und erkenne an], dass es gut ist. Nun aber vollbringe nicht mehr ich es, sondern die Sünde, die in mir wohnt. Denn ich weiss, dass in mir, das ist in meinem Fleische, nichts Gutes wohnt [sic]. Denn das Wollen ist zwar bei mir vorhanden, das Vollbringen des Guten aber nicht. Denn nicht das Gute, das ich will, tue ich, sondern das Böse, das ich nicht will, das führe ich aus. Wenn ich aber das tue, was ich nicht will, so vollbringe nicht mehr ich es, sondern die

Sünde, die in mir wohnt. Ich finde also für mich, der ich das Gute tun will, das Gesetz gültig, dass das Böse bei mir vorhanden ist. Denn nach dem inwendigen Menschen habe ich Lust an dem Gesetz Gottes; ich sehe aber ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, das dem Gesetz meines Innern widerstreitet und mich zum Gefangenen des Gesetzes der Sünde macht, das in meinen Gliedern ist. Ich elender Mensch! wer wird mich erlösen von diesem Leibe des Todes?" (Römer 7, 14-24). Unsere Natur neigt zum Bösen; das Gute, das wir vermögen, ist das Verdienst Gottes. Es ist das Gesetz des Geistes, wie Paulus meint. Natur und Geist fallen auseinander; sie sind Gegensätze.

Die Parallele ist erstaunlich. In unseren modernsten, vermeintlich wertneutralen naturwissenschaftlichen Theorien äussert sich ein Denken, dessen Wurzeln höchst traditionell sind. Wenn die Soziobiologen über den Menschen nachdenken, dann übernehmen sie - scheinbar unbemerkt - die Vorstellung von der bösen Natur in uns, der das Gute, das von *aussen* kommt, gegenübersteht. Dawkins fragt, ob es irgendwelche guten Gründe gebe anzunehmen, dass die menschliche Art besonders ist. Die Antwort, glaubt er, sei "ja". Das meiste, was besonders sei beim Menschen, könne in dem Wort "Kultur" zusammengefasst werden. Auch die Kultur ermögliche Evolution. Und es gebe noch etwas Weiteres: Voraussicht. In der Voraussicht sieht Dawkins unsere Hoffnung. Selbst wenn wir auf unsere dunkle Seite schauen und annehmen, die menschlichen Individuen seien grundsätzlich egoistisch, könne uns unsere bewusste Voraussicht, das heisst unsere Fähigkeit, die Zukunft in unserer Phantasie zu simulieren, vor den schlimmsten Exzessen des Egoismus bewahren. Zumindest hätten wir die geistige Ausstattung, um eher unsere langfristigen als unsere kurzfristigen egoistischen Interessen zu pflegen. Wir allein auf Erden haben die Kraft, gegen die Tyrannei der egoistischen Gene zu rebellieren. Dawkins sagt nicht, woher wir diese Kraft haben. Im Kontext der Bibel ist es Gott, der uns die Kraft verleiht, gegen das Böse zu kämpfen. Einen Gott jedoch gibt es im Kontext des Darwinismus nicht.

Sicher hat das dichotomische Denken nicht nur christliche Wurzeln. Auch das griechisch-antike und das jüdische Denken haben Strukturation und Destruktion polarisiert und konträr behandelt. "Der ordnenden Schöpferkraft des die Welt strukturierenden göttlichen Logos wurden die Figuren der Zerstörung gegenübergestellt. Es war dies v.a. der Anführer der abgefallenen Engel, der ehemalige Lichtträger (Luzifer), der sich nach dem Abfall von Gott und seiner Ordnung (Logos) als Zerstörer, 'Durcheinanderwerfer' (Diabolos) bestätigende Teufel" (Rosenmayr).

Eine Einschränkung dieser Kritik muss allerdings gemacht werden. Es wäre falsch, die Frage nach dem moralischen Verhalten im Tierreich mit dem Hinweis auf den Egoismus der Gene beantwortet zu lassen. Tatsächlich ist

die Soziobiologie weit weniger in Gefahr, ein traditionelles religiöses Denken zu kolportieren, als dies bei Freud und Lorenz der Fall ist. "Altruismus" im Tierreich beschränkt sich nicht auf den Scheinaltruismus zwischen genetisch verwandten Tieren. Die biologische Forschung zeigt, dass es unter Tieren Verhältnisse der Reziprozität gibt, die eine einfache Gegenseitigkeit im sozialen Verhalten zum Ausdruck bringen. Man spricht von "reziprotem Altruismus". Damit ist gemeint, dass bei zwei Tieren, die sich begegnen, das eine eine Vorleistung erbringt. Begegnen sich die Tiere erneut, so wird abgewartet, ob nun das andere Tier eine Gegenleistung erbringt. Ist dies der Fall, wechseln die Tiere von nun an mehr oder weniger ab in der Unterstützung des anderen. Man kann sagen: "Die eine Hand wäscht die andere." Wichtig bei dieser Beobachtung an Tieren ist, dass ein Prozess des reziproken Austausches *kooperativ* beginnt, jedenfalls nicht mit Gewalt oder Aggression. Die Kooperativität hält zumindest so lange an, bis das andere Tier reagiert hat. So gesehen, ist nicht nur das Böse in der Natur angelegt, sondern auch das Gute.

Vielleicht kann man jeden Menschen dazu bringen, dass er sich aggressiv oder gewalttätig verhält. Man kann ihn in Situationen bringen, Einflüssen aussetzen, ihm Umstände bereiten, unter denen er oder sie schliesslich gewaltsam reagieren wird. Heisst das nun, dass der Mensch über eine aggressive Natur verfügt, über eine Disposition zu aggressivem Verhalten, die in seinem Inneren, im Kern seines Menschseins liegt? Und heisst dies, dass die aggressive Bereitschaft in irgendeiner Weise fundamentaler ist als die Bereitschaft zu friedlichem Verhalten? Das heisst es wohl nicht! Menschen sind zu vielem fähig. Sie stehen Schlange vor Billettschaltern, sie versammeln sich um brennende Scheiterhaufen und singen patriotische Lieder, sie bleiben vor roten Ampeln stehen, sie schicken Ansichtskarten aus fernen Ländern, und sie gehen an Orte, wo zweimal elf Männer einem einzigen Ball nachrennen, nur um zuzuschauen. Tun sie dies, weil sie eine biologische Disposition dazu haben, eine natürliche Bereitschaft, so etwas zu tun? Wir würden wohl alle sagen, dass eine solche Disposition zwar vorhanden sein mag, dass die betreffenden Verhaltensweisen aber stark kulturell geprägt sind. Ist es dann aber nicht naheliegend anzunehmen, dass auch im Falle der Gewalt, die Menschen ausüben, kulturelle Prägungen eine Rolle spielen? Umgekehrt ist nicht a priori auszumachen, weshalb das gewaltlose Verhalten von Menschen weniger natürlich sein soll als das gewalttätige. Beides liegt in unserer Natur: Gewalttätigkeit und Friedfertigkeit. Beides ist aber auch ein Ergebnis unserer Kultur. Weder das eine noch das andere ist in irgendeiner Form grundlegender. Zwar neigen wir scheinbar unbeherrschbar dazu, das Natürliche als fundamentaler und zugleich als weniger leicht veränderlich wahrzunehmen als das, was kulturbedingt ist. Viele Biologen und viele Sozialwissenschaftler denken so, als gäbe es einen biolo-

gischen Kern fixer Verhaltensmerkmale, um den herum sich eine Schicht kultureller und variabler Merkmale anlagert. Das Biologische liefert die harte Grundlage, das Soziale und Kulturelle den weichen Überbau. Doch so sollten wir nicht denken.

Wir müssen davon ausgehen, dass die Natur in uns - im Sinne des phylogenetischen Erbes, das wir in uns tragen - im Verlaufe der Ontogenese von Kultur *durchdrungen* und *geformt* wird. Kultur ist Deutung und Artikulation von Natur. Auch wenn wir eine fixe genetische Ausstattung haben, folgt daraus nicht, dass deren Effekte auf der Verhaltensebene ebenfalls fix wären. Was sich auf der Verhaltensebene manifestiert, ist immer mit das Produkt von Umwelteinflüssen, die auf die ontogenetische Entwicklung Einfluss nehmen. Der Entwicklungsprozess, wenn er nicht im traditionellen Sinn als bloße Entfaltung - als Abwicklung eines präformierten Planes - missverstanden wird, ist daher für Fragen der psychologischen Analyse menschlichen Verhaltens die fruchtbarste Betrachtungsebene. In der menschlichen Entwicklung durchdringen sich Natur und Kultur. In ihr kann auch die Pädagogische Psychologie das ihrer Betrachtungsweise angemessene Analyseniveau finden.

Im Rahmen des prozessorientierten Denkens einer nicht-reifungstheoretisch verkürzten Entwicklungspsychologie ist nicht zu sehen, weshalb unsere phylogenetische Natur unser Verhalten tiefer und wirksamer prägen sollte als die aktuellen Bedingungen, unter denen wir aufwachsen. Auf der anderen Seite wird damit anerkannt, dass es biologische Bedingungen der menschlichen Entwicklung gibt, das heißt eine Natur, die nicht jede Formung durch Kultur zulässt.

Wenn wir nun nochmals auf die Frage Geschlecht und Gewalt zurückblenden, dann glaube ich nicht, dass die Antwort auf einfache Weise in der "Natur" gefunden werden kann. Dass die "Natur" ihren Anteil an den Geschlechterdifferenzen hat, scheint mir unbestritten. Nur ist die Natur, das heißt unser phylogenetisches Erbe, nicht jener fixe, unveränderliche Fels, auf dem alles Übrige aufruht. Die Natur macht uns Vorgaben, mit denen wir uns auseinandersetzen können und müssen. Die Besonderheit des Menschen liegt wohl darin, dass er sich zu sich selbst verhalten kann. Damit kann er sich auch zu seinen Grenzen verhalten. Die Natur setzt uns Schranken. Wir haben zum Beispiel keine Flügel und können daher nicht ohne technische Mittel in die Luft abheben. Ist es aber deshalb "unnatürlich", in ein Flugzeug zu steigen? Offensichtlich können wir mit unserer Natur umgehen, selbst mit den Grenzen, die uns unsere Natur setzt. Kultur ist Auseinandersetzung mit Natur.

Die Selbstgestaltung ist das Merkmal der (menschlichen) Kultur. Als Menschen können wir uns selbst erforschen, selbst lieben und selbst hassen -

bis hin zur Selbsttötung. Wir können uns selbst beherrschen oder uns selbst nachgeben. Wir können das gesamte Repertoire sozialer Verhaltensweisen auf uns selbst anwenden. Diese Reflexivität ist den Tieren verwehrt. Daraus ergibt sich für den Menschen und das Verständnis der menschlichen Aggressivität eine besondere Konstellation.

In Richtung dieser besonderen Konstellation möchte ich nun die Vorlesung weiterführen. Was heisst es für eine Theorie aggressiven Verhaltens, dass wir Menschen uns nicht nur einfach verhalten, sondern uns auch zu uns selbst verhalten? Welchen Stellenwert haben Selbst, Selbstwert, Selbstachtung und Selbstentwicklung im Rahmen einer Erklärung menschlicher Aggressivität?

Methodologische Bilanz

Doch bevor ich auf diese Fragen eingehe, möchte ich noch eine Art methodologische Bilanz unserer Auseinandersetzung mit den biologischen Theorien der Aggression ziehen. Die evolutionstheoretische und soziobiologische Betrachtungsweise kann uns methodologisch etwas verdeutlichen, nämlich die Unterschiede verschiedener Erklärungsformen für tierisches und menschliches Verhalten.

Die Perspektive der Evolutionstheorie liegt auf der historischen Genese von Verhalten. Sie fragt nach der Entstehungsgeschichte einer Verhaltensweise im Zeitraum von Generationen von Lebewesen. Eng damit verbunden ist die Frage nach der Funktion einer Verhaltensweise. Denn nur jene Merkmale einer Tierart formen sich im Prozess der Phylogenese heraus, die von Überlebenswert sind. Die Funktion umschreibt in etwas lockerer Formulierung den Zweck, den ein Verhalten erfüllt. Innerartliche Aggression beispielsweise erfüllt den Zweck der Verteilung einer Tierart über ein Territorium. Nach soziobiologischer Überzeugung steht alles Verhalten unter dem Zweck der Weitergabe und Weiterverbreitung der eigenen Gene. Dies soll die ultimate Ursache aller biologischen Phänomene sein. Die Frage nach der Phylogenese einer Verhaltensweise ist jedoch nicht identisch mit der Frage nach ihrer (aktuellen) Funktion. Wir haben dies am Beispiel der Ritualisierung gesehen. Durch Ritualisierung kann einer Verhaltensweise eine neue Funktion zukommen. Die Frage nach der Funktion einer Verhaltensweise ist also die Frage nach dem Überlebenswert der Verhaltensweise im aktuellen Kontext.

Von der funktionalen Frage unterschieden werden muss die Frage nach dem "Mechanismus", der einer Verhaltensweise zugrunde liegt. Der Mechanismus erklärt die proximativen Ursachen einer Verhaltensweise. Ein Auto ist da, damit man sich von einem Ort zu einem anderen bewegen kann. Dies ist seine Funktion, sein Zweck. Um die (ultimate) Funktion zu verste-

hen, brauchen wir von der Mechanik des Autos nichts zu wissen. Vergleichbar ist die Situation im Falle biologischer und psychologischer Erklärungen. Der Zweck einer Verhaltensweise liegt auf einer anderen Ebene als ihr Mechanismus. Die Instinkttheorie von Lorenz ist ein Beispiel für eine ursächliche (proximate) - im Gegensatz zu einer funktionalen (ultimaten) - Erklärung tierischen Verhaltens. Die Soziobiologen verbleiben letztlich auf der funktionalen Ebene. Sie behaupten die Zweckmässigkeit von Aggressionen, ohne auf den konkreten Mechanismus bzw. das *Motivsystem* aggressiven Verhaltens einzugehen. Insofern sind die Soziobiologen mit den Behavioristen vergleichbar, die das Lebewesen ebenfalls als "black box" betrachten und keine Aussagen über die innere Motivdynamik aggressiven Verhaltens machen.¹¹

Der Unterschied lässt sich auch so benennen: Die funktionale Betrachtungsweise stellt die Frage "Wozu?", die kausale fragt "Wie?". Das sind zwei verschiedene Fragen, die auf zwei verschiedene Erklärungsformen zielen. Wenn wir wissen, wozu etwas dient, dann wissen wir noch nicht, wie es funktioniert. Nehmen Sie nochmals das Beispiel des Autos: Wer weiss, wozu ein Auto da ist, der weiss noch nicht, wie es funktioniert. Dieser Unterschied zweier Erklärungsformen ist bei den Psychologen nicht besonders bekannt, da sie eher dazu neigen, die Physik statt die Biologie zu imitieren. In der Physik gibt es aber keine "Wozu"-Fragen.

Die vierte Ebene der Verhaltensanalyse ist schliesslich die Ebene der Ontogenese. Genauso wie wir die Phylogenese (die Stammesgeschichte) einer Verhaltensweise untersuchen können, können wir deren Ontogenese, das heisst die Individualentwicklung verfolgen.

Es gibt also vier Ebenen der Verhaltensanalyse:

- (1) die Ebene der Phylogenese (Stammesgeschichte)
- (2) die Ebene der Funktion: Was ist der (aktuelle) Überlebenswert einer Verhaltensweise?
- (3) die Ebene der Mechanismen des Verhaltens und
- (4) die Ebene der Ontogenese (Individualentwicklung)

Auf allen diesen Ebenen können sinnvolle Fragen gestellt werden. Es ist aber nicht so, dass die Antwort auf eine Frage der einen Ebene die Antwort auf eine Frage einer anderen Ebene vorwegnimmt. Dies anzunehmen, dass nämlich auf einer Ebene sich auch die Fragen auf den anderen Ebenen entscheiden lassen, ist der Fehler, den einige Ethologen und Soziobiologen machen.

¹¹ Der Weg vom Behaviorismus über die "klassische" Ethologie von Lorenz zur Soziobiologie ist also in gewisser Hinsicht ein Weg der Distanzierung vom und Wiederannäherung an den Behaviorismus.

Die Tatsache, dass man als Biologe und Psychologe verschiedene Fragen stellen kann, gerade auch, was aggressives Verhalten anbelangt, bedeutet, dass es verschiedene Ebenen der Erklärung von Aggression gibt. Ebenen, die sich nicht aufeinander reduzieren lassen, Ebenen, die auch nicht gegeneinander ausgespielt werden sollten. Es kommt eben darauf an, was man im einzelnen wissen will. Wenn man wissen will, weshalb der Mensch eine Bereitschaft zu aggressivem Verhalten aufweist, ist eine funktionale Betrachtungsweise angebracht. Wie wir bei der Auseinandersetzung mit Erich Fromm gleich sehen werden, ist es durchaus sinnvoll anzunehmen, dass wir Menschen über ein aggressives Potential verfügen, und zwar als Ergebnis unserer Stammesgeschichte, ein aggressives Potential, das "gutartigen" Charakter hat, da es im Dienste unserer (Über-)Lebenssicherung steht. Wenn wir jedoch wissen wollen, wie ein konkreter individueller Mensch dazu gekommen ist, einen anderen umzubringen, dann wird der Rückgriff auf unsere Phylogenese wenig hilfreich sein. Dann brauchen wir einen Blick in die Ontogenese und ein Verständnis für die "Mechanismen" des aggressiven Verhaltens.

Es kann sinnvoll sein zu fragen, was für eine Funktion aggressives Verhalten für ein Lebewesen hat, ohne zugleich die Frage zu stellen, wie das Verhalten konkret motiviert wird. Trotzdem sind Motivationstheorien für die Erklärung aggressiven Verhaltens unerlässlich. Motivationstheorien der Aggression, wie die Triebtheorie Freuds und die Instinkttheorie von Lorenz, sind kausale Theorien, die nach der (proximaten) Ursache aggressiven Verhaltens in der inneren Dynamik des Lebewesens fragen. Es geht um die Nahursachen des Verhaltens im Gegensatz zu seinen Fernursachen, die durch eine funktionale Betrachtungsweise aufgedeckt werden können.

Bei diesem Blick auf die Nahursachen wollen wir auch im folgenden bleiben. Wir fragen also - wie Lorenz - nach dem Motivsystem, das aggressivem Verhalten zugrunde liegt. Nur suchen wir es anderswo als Lorenz. Wenn wir die Trieb- und Instinkttheorien ablehnen, dann heisst dies nicht, dass wir jede Art von Motivationstheorie zurückweisen. Was wir nicht zulassen wollen, sind lediglich hydraulische Modelle aggressiven Verhaltens, das heisst jene Ansätze, die eine spontane, innere Energieerzeugung postulieren. Nicht abgelehnt werden damit Theorien, die die Motividynamik der Aggression im Selbst des Individuums ansiedeln. Solchen Theorien wollen wir uns nun zuwenden.

Selbsttheorien der Aggression I: Erich Fromm

Was der Begriff "Selbst" im einzelnen bedeutet, werden wir sukzessive erfahren. Zunächst so viel: Mit "Selbst" soll die Tatsache angezeigt werden, dass wir als Menschen immer auch eine Beziehung zu uns selbst haben. Wenn wir Aggression aus dieser Selbstbeziehung heraus zu verstehen versuchen, dann in dem Sinne, dass uns die Selbstbeziehung eine Aufgabe ist, die wir im Prozess unserer Entwicklung zu bewältigen haben, wobei das Misslingen der Bewältigung unter Umständen zu Aggression und Destruktivität führen kann. Das Selbst ist ein *Beziehungskonstrukt*. Das Selbst ist ein *Verhältnis*. Ich möchte dies gleich mit Bezug auf unseren ersten Autor, Erich Fromm, erläutern.

Fromm verfiicht ein soziales Verständnis des Menschen. Freud hatte den Menschen gleichsam monadisch begriffen, als ein in sich abgeschlossenes Wesen, das nur aufgrund des Druckes seiner Triebe soziale Beziehungen eingeht (vgl. Herzog 1991, Kap. 3). Das Soziale ist bei Freud sekundär, ein Mittel zum Zweck der Triebbefriedigung. Von dieser Auffassung distanziert sich Fromm. Seine Überzeugung ist, "dass das Schlüsselproblem der Psychologie die spezifische Art der Bezogenheit des Individuums zur Welt und nicht die Befriedigung oder Nicht-Befriedigung dieses oder jenes triebhaften Bedürfnisses *an sich* ist" (Fromm 1983). Menschen sind aufeinander bezogen; sie sind auf die Welt ausserhalb ihrer selbst bezogen; und sie sind auf sich selbst bezogen. "Ich vertrete den Standpunkt", schreibt Fromm, "... dass die menschliche Persönlichkeit grundsätzlich nur in ihrer Beziehung zur Welt, zu den anderen Menschen, zur Natur und zu sich selbst zu verstehen ist. Ich halte den Menschen *primär* für ein gesellschaftliches Wesen und glaube nicht, wie Freud es tut, dass er primär selbstgenügsam ist und nur sekundär die anderen braucht, um seine triebhaften Bedürfnisse zu befriedigen. In diesem Sinne glaube ich, dass die Individualpsychologie im Grunde Sozialpsychologie ist, oder - um mit Sullivan¹² zu sprechen - Psychologie zwischenmenschlicher Beziehung. Das Schlüsselproblem der Psychologie ist das Problem der besonderen Art der Bezogenheit des einzelnen auf die Welt, und nicht die Befriedigung oder Frustrierung einzelner triebhafter Begierden. Das Problem der Befriedigung der triebhaften Begierden des Menschen ist als Teil des Gesamtproblems seiner Beziehung zur Welt zu verstehen, und nicht als *das* Problem der menschlichen Persönlichkeit. Deshalb sind meiner Meinung nach die Bedürfnisse und Wünsche, bei denen es um die Beziehung des einzelnen zu anderen Menschen geht, wie zum Beispiel Liebe, Hass, Zärtlichkeit und Symbiose, die fundamentalen psychologischen Phänomene, während Freud

¹² Gemeint ist Harry Stack Sullivan (1892-1949), amerikanischer Psychiater und Neo-Psychoanalytiker [W.H.].

in ihnen nur die sekundären Resultate aus Frustrationen oder Befriedigungen triebhafter Bedürfnisse sieht".

Für Fromm steht die Art der Bezogenheit an Stelle der Freudschen Libidotheorie. Aus der Art der Gestaltung dieser Bezogenheit ergeben sich Charakterstrukturen. Die Charakterstrukturen wurzeln in bestimmten Formen der Bezogenheit des Individuums auf die Aussenwelt und auf sich selbst. Der Begriff des Charakters will also die Bezogenheit des Menschen fassen und die Dichotomisierung von Trieb und Umwelt aufheben. Der Charakter kann als Motivsystem verstanden werden. Ein Charakterzug - ob liebevoll oder destruktiv - treibt den Menschen dazu an, sich in bestimmter Weise zu verhalten.

Der Begriff des Selbst macht noch auf etwas Zweites aufmerksam, nämlich darauf, dass aggressives Verhalten mit der *Gesamtheit* unserer Existenz in Verbindung steht und nicht mit einem blossen Teilmoment. In diesem Sinne schreibt beispielsweise Fromm in seinem Buch "Anatomie der menschlichen Destruktivität": "Meine These ... lautet, dass Destruktivität und Grausamkeit keine instinktiven Triebe[,] sondern Leidenschaften sind, die in der Gesamtexistenz des Menschen wurzeln. Sie gehören zu den Möglichkeiten, dem Leben einen Sinn zu geben; sie sind beim Tier kaum zu finden, sie können dies auch nicht sein, weil sie ihrer Natur nach im 'Menschsein' verwurzelt sind."

Somit umfasst der Begriff des Selbst zwei wesentliche Aspekte: 1. den Aspekt der Bezogenheit allen menschlichen Verhaltens und 2. den Aspekt der Ganzheitlichkeit menschlichen Verhaltens. Allein schon diese beiden Merkmale machen aus den Selbsttheorien besondere psychologische Theorien.

Was heisst Aggression?

Kommen wir nun etwas detaillierter auf die Position von Erich Fromm zu sprechen. Zunächst ein paar Bemerkungen zu seiner Biographie. Erich Fromm wurde am 23. März 1900 in Frankfurt am Main geboren. Er studierte in Heidelberg Soziologie, Psychologie und Philosophie und promovierte 1922 zum Dr. phil. bei Alfred Weber. 1924 lernte er die Psychoanalytikerin Frieda Reichmann kennen, bei der er mit einer Analyse begann. 1926 heiratete er Reichmann. 1927 veröffentlichte er erste psychoanalytische Arbeiten. 1930 wurde er Mitglied des "Instituts für Sozialforschung" in Frankfurt. 1931 Trennung von Frieda Fromm-Reichmann. 1934 Umzug nach New York. 1938 Trennung vom "Institut für Sozialforschung". 1940 amerikanische Staatsbürgerschaft. 1949 Übersiedlung nach Mexico City. 1951 Professor an der Universität von Mexico. 1956 Gründung der mexikanischen psychoanalytischen Gesellschaft und Umzug nach Cuernavaca.

Seit Ende der 60er Jahre Aufenthalte im Tessin. Erich Fromm ist am 18. März 1980 im Tessin gestorben.

Fromm hat eine Vielzahl von Veröffentlichungen vorgelegt, die mittlerweile in einer Gesamtausgabe (Deutsche Verlags Anstalt 1980/1981) vorliegen. Über Aggression hat Fromm 1973 das Buch "The Anatomy of Human Destructiveness" vorgelegt, das in deutscher Übersetzung als "Anatomie der menschlichen Destruktivität" erschienen ist.

Was versteht Fromm unter "Aggression"? Als "Aggression" bezeichnet er alle Akte, "die einer anderen Person, einem Tier oder einem unbelebten Objekt Schaden zufügen oder dies zu tun beabsichtigen". Gegenstand der Aggressionstheorie von Fromm ist das *Motivsystem*, das dem aggressiven Verhalten zugrunde liegt. Es geht - wie Fromm sagt - um aggressive Impulse. Dabei unterscheidet Fromm zwischen zwei aggressiven Systemen. Er unterscheidet in Aggression und Destruktivität bzw. gleichbedeutend in "gutartige Aggression" und "böartige Aggression". "Aggression" bzw. "gutartige Aggression" meint Abwehr von Angriffen. "Destruktivität", "böartige Aggression" und "Grausamkeit" meinen die spezifisch menschliche Leidenschaft, zu zerstören und absolute Kontrolle über ein anderes Lebewesen auszuüben. "Wir müssen beim Menschen *zwei völlig verschiedene Arten der Aggression* unterscheiden. Die erste Art, die er mit allen Tieren gemein hat, ist ein phylogenetisch programmierter Impuls anzugreifen (oder zu fliehen), sobald lebenswichtige Interessen bedroht sind. Diese *defensive* 'gutartige' Aggression dient dem Überleben des Individuums und der Art; sie ist biologisch angepasst und erlischt, sobald die Bedrohung nicht mehr vorhanden ist. Die andere Art, die 'böartige' Aggression, das heisst die *Destruktivität und Grausamkeit*, ist spezifisch für den Menschen und fehlt praktisch bei den meisten Säugetieren; sie ist nicht phylogenetisch programmiert und nicht biologisch angepasst; sie dient keinem Zweck, und ihre Befriedigung ist lustvoll. Der grösste Teil der früheren Diskussion über dieses Thema war dadurch beeinträchtigt, dass versäumt wurde, zwischen diesen beiden Arten von Aggression zu unterscheiden, die verschiedener Herkunft sind und verschiedene Merkmale haben."

Die gutartige Aggression ist reaktiv und defensiv, die böartige aktiv und offensiv. Die beiden Formen von Aggression haben verschiedene Wurzeln. Die gutartige Aggression wurzelt in physiologischen (organischen) Bedürfnissen des Menschen, die böartige Aggression ist in seinem "Charakter", genauer: in seinen *Leidenschaften* verwurzelt. Den Charakter nennt Fromm die "zweite Natur" des Menschen und versteht ihn als "Ersatz für seine nur schwach entwickelten Instinkte". Die Leidenschaften sind Antworten auf die existentiellen Bedürfnisse des Menschen. Darauf werden wir zurückkommen.

Wie wir bereits gesehen haben, lehnt Fromm die Freudsche Triebtheorie ab. Die Dynamik des menschlichen Verhaltens wurzelt nicht in einer ausschliesslich biologisch vorgegebenen Schematik zweier antagonistischer Triebe. Fromm nennt seine Betrachtungsweise "soziobiologisch". Dieses Wort hat aber eine andere Bedeutung als in der Disziplin gleichen Namens (vgl. oben). Was Fromm mit "soziobiologisch" sagen will, ist, dass gesellschaftliche Faktoren in seine Theorie einbezogen werden. Fromm will das menschliche Verhalten weder auf Triebe noch auf Instinkte reduzieren. "Die Instinkte sind eine rein natürliche Kategorie, während die im Charakter verwurzelten Leidenschaften eine soziobiologische, historische Kategorie sind. Obwohl sie nicht dem physischen Überleben dienen, sind sie genauso stark - und oft sogar stärker - als die Triebe. Sie bilden die Grundlage für das Interesse des Menschen am Leben, für seine Fähigkeit zu Begeisterung und freudiger Erregung; sie sind der Stoff, aus dem nicht nur seine Träume, sondern auch Kunst, Religion, Mythos und Drama geschaffen werden - kurz alles, was das Leben lebenswert macht."

Fromm wendet sich gegen die Ansicht, ein Motiv könne nur dann intensiv sein, wenn es einem organischen Bedürfnis diene. Der Mensch kann Leidenschaften haben, die überhaupt keine organische Funktion erfüllen, die aber trotzdem äusserst stark und intensiv sind. Solche Leidenschaften werden nicht erst aktiv, nachdem die biologischen Bedürfnisse befriedigt sind.¹³ "Sie wurzeln im Grund menschlicher Existenz und sind keineswegs nur eine Art Luxus, den wir uns gestatten können, nachdem unsere normalen 'niedrigeren' Bedürfnisse befriedigt sind. Menschen haben Selbstmord begangen, weil sie ihren leidenschaftlichen Drang nach Liebe, Macht, Ruhm oder Rache nicht befriedigen konnten. Fälle von Selbstmord wegen mangelnder sexueller Befriedigung kommen praktisch nicht vor." "Natürlich verhält sich auch der Mensch so, wie es seinem Selbstinteresse entspricht, doch tut er dies nicht immer und nicht notwendigerweise. Er handelt oft auch nach seinen Leidenschaften, seinen niedrigsten und seinen edelsten, und ist oft bereit - und fähig - sein Selbstinteresse, seinen Besitz, seine Freiheit und sein Leben für seine Liebe, für die Wahrheit und für seine Integrität - oder auch für seinen Hass, seine Habgier, seinen Sadismus und seine Destruktivität - aufs Spiel zu setzen." Das heisst, dass im Falle der menschlichen Bedürfnisse ein Schichtenmodell zu kurz greift.¹⁴ Es gibt nicht primäre Bedürfnisse, die zuerst befriedigt sein müssen, und sekundäre Bedürfnisse, die gleichsam über den primären Bedürfnissen luxurieren. "Was aber den Menschen angeht, so macht ihn die Befriedigung seiner or-

¹³ Darin unterscheidet sich die Motivationstheorie Fromms wesentlich von derjenigen Abraham Maslows (vgl. Maslow 1984).

¹⁴ Wie es (auch) von Lorenz vertreten wird (vgl. oben).

ganischen Triebe allein nicht glücklich, und sie garantiert auch nicht sein Wohlbefinden. Sein Problem wird auch nicht damit gelöst, dass er zunächst seine körperlichen Bedürfnisse befriedigt, und dann, als eine Art Luxus, seine charakterbedingten Leidenschaften entwickelt. Letztere sind von allem Anfang an in seinem Dasein vorhanden und haben oft grössere Macht als seine organischen Triebe."

Die Hauptmotive des Menschen sind seine Leidenschaften. Die Leidenschaften sind nicht triebbedingt; sie wurzeln im *Charakter*. Und trotzdem sind sie von enormer Kraft. Das zeigt uns nochmals, dass kulturelle und soziale Einflüsse in keiner Weise von geringerer Bedeutung sind als biologische. Die Kultur kann genauso schicksalsbestimmend sein wie die Natur.

"In Wahrheit", schreibt Fromm, seien "alle menschlichen Leidenschaften, die 'guten' wie die 'schlechten', nur als Versuch des Menschen zu verstehen, die banale Existenz der reinen Fristung des Lebens zu transzendieren." Menschen *wollen* Mensch sein und nicht wie ein lebloses Ding oder ein von Instinkten getriebenes Tier dahinvegetieren. Daher begreift man die Leidenschaften nur, "... wenn man über den Bereich der reduktionistischen Psychologie hinausgeht und sie als das erkennt, was sie sind: *der Versuch des Menschen, seinem Leben einen Sinn zu geben und das Äusserste an Intensität und Kraft zu erleben, was unter den gegebenen Verhältnissen möglich ist (oder was er für möglich hält)*". Als nicht-festgestelltes Tier sucht der Mensch für sein Leben einen Sinn. Und die Leidenschaften legen Zeugnis ab von der Sinnsuche des Menschen. Dabei versteht Fromm jede Art von Leidenschaft als Antwort auf die "Sinnfrage". Auch die destruktiven Neigungen sind Antworten auf die Sinnfrage. Liebe *und* Grausamkeit können im Dienste der Sinnsuche stehen. "Auch der sadistischste und destruktivste Mensch ist ein Mensch, so menschlich wie der Heilige. Man kann ihn als verkrüppelten und kranken Menschen bezeichnen, der keine bessere Antwort auf die Herausforderung finden konnte, als Mensch geboren zu sein, und man hätte recht damit; man kann ihn auch als einen Menschen bezeichnen, der auf der Suche nach seinem Heil den falschen Weg eingeschlagen hat."

Destruktivität und Grausamkeit stellen ein Paradoxon dar: Im Bestreben, dem Leben einen Sinn zu geben, wenden sie sich gegen dieses selbst. Die Paradoxie wird nur verständlich, wenn wir die besondere Situation des Menschen in Rechnung stellen. Allein der Mensch ist in der Lage, seine Artgenossen ohne biologischen oder ökonomischen Grund zu töten und zu quälen und dabei Befriedigung zu empfinden. Fromm sieht darin eine biologisch nicht angepasste und phylogenetisch nicht programmierte Aggression. Die destruktive, bösartige Aggression zu erklären, ist das eigentliche

Problem und die zentrale Aufgabe einer dem menschlichen Verhalten gerecht werdenden Aggressionstheorie.

Die "gutartige" Aggression und die Wahrnehmung von Bedrohung

Versuchen wir nun, die Aggressionstheorie Fromms etwas genauer darzustellen. In seinem Buch "Anatomie der menschlichen Destruktivität" setzt sich Fromm ausführlich mit den Trieb- und Instinkttheorien der Aggression auseinander. Ich verzichte auf eine ausführliche Darstellung dieser Teile seines Buches. Fromm kommt im wesentlichen zur Feststellung, dass die biologische Forschung die Aggression als eine Defensivreaktion ausweist: "Wenn man die neurophysiologische und psychologische Literatur über die tierische und die menschliche Aggression überblickt, erscheint der Schluss unumgänglich, dass das aggressive Verhalten eine Reaktion *auf jede Art der Lebensbedrohung* ist - oder, wie ich lieber in einem allgemeineren Sinne sagen möchte, der *vitalen Interessen eines Lebewesens* - als Individuum und als Mitglied seiner Art. Diese allgemeine Definition trifft auf viele verschiedenartige Situationen zu. Die offenkundigste ist die direkte Bedrohung des Lebens eines Individuums oder eine Bedrohung seiner sexuellen Bedürfnisse und seines Nahrungsbedürfnisses; eine komplexe Form ist das "Crowding", die Beengung, die eine Bedrohung der Bewegungsfreiheit beziehungsweise der sozialen Struktur der Gruppe darstellt. Gemeinsam ist jedoch sämtlichen Bedingungen der Erregung aggressiven Verhaltens, dass sie vitale Interessen bedrohen. Die Mobilisierung der Aggression in den entsprechenden Gehirnregionen geschieht im Dienste des Lebens, als Reaktion auf eine lebensgefährdende Bedrohung des Individuums oder der Art; das heisst die *phylogenetisch programmierte Aggression, wie sie bei Tieren und beim Menschen vorkommt, ist eine biologisch angepasste, defensive Reaktion.*" Die biologisch häufigste Reaktion auf Angriff und Bedrohung scheint allerdings *Flucht* zu sein. Nur wenn diese nicht gelingt, wird das Tier aggressiv und kämpft. Es besteht kein Grund zur Annahme, die Aggression sei "natürlicher" als die Flucht.

Zusammengenommen geht Fromm davon aus, dass es eine biologisch adaptive Form von Aggression gibt. Diese "... ist eine Reaktion auf eine Bedrohung der vitalen Interessen; sie ist phylogenetisch programmiert; sie ist Tieren und Menschen gemeinsam; sie ist nicht spontan und steigert sich nicht von selbst, sondern sie ist reaktiv und defensiv; sie zielt darauf ab, die Bedrohung zu beseitigen, indem sie sie entweder vernichtet oder ihre Ursache beseitigt". Oder, nochmals anders formuliert: "Was die defensive Aggression betrifft, so stellt sie eine Reaktion auf eine Bedrohung dar." Ihr Ziel ist nicht Zerstörung, "sondern die Erhaltung des Lebens". Ist das Ziel erreicht, verschwindet die Aggression wieder.

Unproblematisch ist die defensive Aggression allerdings nicht. Denn was im konkreten Fall als bedrohlich erscheint, kann von Individuum zu Individuum verschieden sein. Da der Mensch mit der Fähigkeit zur Voraussicht und mit Phantasie begabt ist, kann er nicht nur auf gegenwärtige und reale Gefahren und Bedrohungen reagieren, sondern auch auf bloss vorgestellte. Der Mensch kann sich Gefahren einbilden und Bedrohungen antizipieren, die allenfalls in Zukunft eintreten könnten. Dazu kommt, dass sich Menschen in unterschiedlichem Ausmass bedroht fühlen können. Für den einen ist schon eine nebensächliche Bemerkung bedrohlich, für den anderen braucht es den Gewehrlauf auf der Brust, damit er sich bedroht fühlt.

Exkurs: Die Untersuchungen von Kenneth Dodge

Es ist interessant, wie die empirische psychologische Forschung zum Thema der wahrgenommenen Bedrohung vertiefende Aussagen machen kann. Ich schiebe an dieser Stelle einen Exkurs zu einigen Arbeiten von Kenneth Dodge ein. Dodge hat 1980 einen Artikel veröffentlicht, in dem er die These aufstellt, dass aggressive Kinder, genauer gesagt: aggressive Knaben - denn Mädchen hat er nicht untersucht -, dazu neigen, neutrales Verhalten anderer Kinder als aggressiv motiviert wahrzunehmen.

Dodge (1980) führte die folgende Untersuchung durch: Er wählte je 15 aggressive und 15 nicht-aggressive männliche Schüler der Klassen 2, 4 und 6 aus, insgesamt 90 Versuchspersonen. Ob die Schüler aggressiv oder nicht aggressiv waren, wurde durch Befragung der Lehrpersonen und der Mitschüler festgestellt. Die 90 Versuchspersonen wurden einzeln in eine Versuchssituation gebracht, die folgendermassen gestaltet war: Es gab zwei Versuchsräume, die unmittelbar nebeneinander lagen. Dem Kind wurde von der Experimentatorin gesagt, es könne einen Preis gewinnen, indem es ein Puzzle zusammensetze. Dabei wurde ihm gesagt, dass im Zimmer nebenan ein weiterer Knabe ebenfalls ein solches Puzzle lösen würde. Man zeigte ihm ein Mikrophon und einen Lautsprecher, was den Eindruck erweckte, die beiden Räume seien durch eine Gegensprechanlage miteinander verbunden. Tatsächlich war der "andere Knabe" jedoch ein Tonbandgerät, auf dem bestimmte Texte, gesprochen von einem neunjährigen Knaben, aufgezeichnet waren. Das experimentelle Subjekt konnte verschiedene Preise gewinnen, je nachdem wie viele Teile des Puzzles zusammengesetzt wurden. Die Zeit für die Lösung war beschränkt. Nachdem die Versuchspersonen mit der Aufgabe begonnen und 13 Stücke erfolgreich zusammengesetzt hatten, sagte die Experimentatorin, sie würde nun eine Pause machen. Sie eröffnete der Versuchsperson, sie möchte den beiden Teilnehmern in den beiden Räumen zeigen, wie weit der jeweils andere gekommen sei. Danach verliess sie den Raum mit dem teilweise fertigen Puzzle des experimentellen Subjekts und ging in den Raum, wo vermeintlich das an-

dere Subjekt sass. Ein paar Sekunden danach wurde das Tonbandgerät eingeschaltet, und das experimentelle Subjekt glaubte, die Experimentatorin spreche zum anderen Knaben. Sie sagte zum anderen Knaben, er solle das Ergebnis des experimentellen Subjekts anschauen, während sie kurz nach aussen gehe. Danach geschahen je nach experimenteller Situation drei verschiedene Dinge: Im einen Fall - in der aggressiven Bedingung - bestand die auf dem Tonband simulierte Reaktion des anderen Knaben in etwa darin, dass er sich ärgerte über die bessere Leistung des experimentellen Subjekts, was ihn dazu verleitete, das Puzzle seines Konkurrenten zu zerstören. Im anderen Fall - der freundlichen Bedingung - akzeptierte der andere die bessere Leistung und äusserte gar den Willen, das Puzzle noch etwas weiter zu komplettieren, dabei zerstörte er es jedoch aus Missgeschick. Im dritten Fall - der neutralen bzw. mehrdeutigen Bedingung - sagte der Knabe im Nebenraum lediglich: "Es scheint, er ist schon weit gekommen." Nach einer längeren Pause hörte man, wie das Puzzle kaputtging. Nach dieser Sequenz hörte man im Lautsprecher die Experimentatorin zurückkehren. Dann erschien sie mit beiden Puzzles im Raum des experimentellen Subjekts. Dieses konnte nun sehen, dass sein Puzzle zerstört und dasjenige des vermeintlichen Konkurrenten halb fertig war. Die Experimentatorin sagte nun zum experimentellen Subjekt, es solle die beiden Puzzles anschauen und verliess erneut den Raum. Danach filmte ein Videorecorder, der hinter einer Einwegscheibe versteckt war, die Reaktion des experimentellen Subjekts. Ebenso wurden seine stimmlichen Äusserungen aufgezeichnet. Das Verhalten des experimentellen Subjekts in dieser Situation bildete die abhängige Variable der Untersuchung. Danach kam die Experimentatorin wieder zurück und beendete die Untersuchungssitzung. Die Kinder schienen die Täuschung nicht durchschaut zu haben.

Das videoaufgezeichnete Verhalten wurde auf Zeichen von Aggressivität hin ausgewertet, zum Beispiel Zerstörung des Puzzles des vermeintlichen Konkurrenten, Schlagen gegen die Wand, verbale Feindseligkeit etc. Die Ergebnisse sehen folgendermassen aus: Zunächst einmal zeigte sich, dass alle Knaben unter der aggressiven Bedingung aggressiv reagierten, während sie unter der freundlichen Bedingung - obwohl ihr Puzzle auch in diesem Fall kaputt gegangen war - mit wenig Aggression reagierten. Dieses Ergebnis erklärt sich mit der Absichtlichkeit des destruktiven Verhaltens. Im einen Fall - unter der aggressiven Bedingung - wurde das Puzzle absichtlich zerstört, im anderen Fall - unter der freundlichen Bedingung - unabsichtlich. Eine aggressive Reaktion wird dann ausgelöst, wenn die Attacke des anderen als beabsichtigt wahrgenommen wird. Interessanterweise konnte kein Alterseffekt festgestellt werden. Bereits siebenjährige Knaben reagierten so wie die neun- und elfjährigen.

Was nun das Verhalten der aggressiven im Vergleich zu den nichtaggressiven Knaben anbelangt, zeigte sich, dass die aggressiven Versuchspersonen in der mehrdeutigen Situation in etwa gleichermassen aggressiv reagierten wie unter der aggressiven Bedingung, während die Aggressivität der nicht-aggressiven Knaben im Falle der mehrdeutigen Situation statistisch signifikant tiefer war als unter der aggressiven Bedingung und sich nicht von deren Reaktion auf die freundliche Situation unterschied. Mit anderen Worten, der wesentliche Unterschied im Verhalten zwischen der Gruppe der aggressiven und der Gruppe der nicht-aggressiven Kinder lag darin, dass die aggressiven Kinder die mehrdeutige Situation so wahrgenommen hatten, als handle es sich um Feindseligkeit seitens des Konkurrenten, während die nicht-aggressiven Kinder dieselbe, mehrdeutige Situation so wahrgenommen hatte, als hätte der Konkurrent freundliche Absichten gehabt. Darin liegt das Hauptergebnis der ersten Studie, die Dodge in diesem Artikel aus dem Jahre 1980 präsentiert hat. Uneindeutige bzw. mehrdeutige Stimuli werden von aggressiv disponierten Knaben verzerrt wahrgenommen und zwar in dem Sinne verzerrt, dass sie ihrem Gegenüber unfreundliche Absichten unterstellen, obwohl objektiv gesehen dazu kein Anlass besteht.

Was allerdings die kognitiven Prozesse anbelangt, so wurden diese in der eben referierten Studie aus der Verhaltensbeobachtung der Kinder *erschlossen*. In einer zweiten Studie, publiziert in demselben Artikel, hat Dodge die kognitiven Prozesse genauer untersucht. Dabei wurden die Kinder direkt befragt und ihre Antworten per Tonband aufgezeichnet. Den Kindern wurden hypothetische Geschichten erzählt, deren Hauptakteur ein aggressiver bzw. nicht-aggressiver Mitschüler war. In einer der Geschichten musste sich das experimentelle Subjekt zum Beispiel vorstellen, an einem Mittagstisch zu sitzen. Dann kommt der Mitschüler, dessen Milch auf dem Tablett umkippt und über den Rücken des experimentellen Subjekts ausleert. Die Intention des Akteurs der Geschichte war aufgrund der Formulierung mehrdeutig. Das experimentelle Subjekt musste nun schildern, wie es zu dieser Situation hat kommen können.

Die Ergebnisse zeigen folgendes: Aggressive Versuchspersonen unterstellten dem Akteur in der hypothetischen Geschichte 50% häufiger eine feindselige Absicht als nicht-aggressive Versuchspersonen. Damit bestätigte sich das Ergebnis der ersten Studie. Ein noch deutlicherer Effekt zeigte sich beim Status des Akteurs der Geschichte. Aggressiven Mitschülern wurde fünfmal häufiger eine feindselige Absicht unterstellt als nicht-aggressiven. Wer als aggressiv gilt, dem wird also sehr viel leichter untergeschoben, auch in einer mehrdeutigen Situation absichtlich aggressiv gehandelt zu haben, auch wenn es objektiv gesehen keine klaren Anhaltspunkte gibt. Die Reputation eines Kindes als aggressiv bewirkt eine Art "self-ful-

filling prophecy", insofern man sich diesem Kind gegenüber so verhält, als ob es aggressiv gehandelt habe. Das bedeutet auch, dass man Kindern mit einer aggressiven Reputation eher aggressiv begegnet: man beantwortet ihre (vermeintliche) Aggressivität mit Gegenaggression. Das aber kann heißen, dass diese unberechtigterweise aggressiv behandelt worden sind, was ihnen Anlass gibt, nun ihrerseits zurückzugeben. Umgekehrt führt aber auch die Tendenz aggressiver Kinder, mehrdeutiges Verhalten anderer als aggressiv wahrzunehmen, zu Fehlreaktionen, die als Gegenaggression missverstanden werden und dem aggressiven Kind gleichsam bestätigen, dass *seine* Wahrnehmung richtig war. In beiden Fällen kann ein Teufelskreis in Gang kommen, der zur Verfestigung aggressiver Interaktionen beiträgt.¹⁵

Wichtig scheint mir noch die Feststellung von Dodge zu sein, dass Kinder, die *unberechtigterweise* aggressiv auf andere reagieren, in der peer group abgelehnt werden, während Kinder, die berechtigterweise aggressiv sind, ein besonderes Ansehen genießen. Wir haben schon bei Patterson gesehen, dass aggressive Kinder oft sozial isoliert sind (vgl. Teil 1 der Vorlesung). Der Grund scheint darin zu liegen, dass sie mit ihrer verzerrten Wahrnehmung andere vor den Kopf stoßen. Aggression als solche führt nicht zu sozialem Ansehen. Lediglich Aggression, die in den Augen anderer als berechtigt erscheint, tut dies.

Dodge und seine Mitarbeiter/innen haben eine Reihe weiterer Untersuchungen durchgeführt, auf die ich hier nicht im einzelnen eingehen kann. U.a. hat er festgestellt, dass aggressive Knaben in ihrem Urteilsverhalten sehr viel rascher sind als nichtaggressive. Sie urteilen sehr viel schneller über eine andere Person und ziehen kaum alternative Informationen in Erwägung. Dieses Urteilsverhalten steht in enger Beziehung zur Attribuierung feindseliger Absichten. Je schneller das Urteil gefällt wird, desto weniger braucht die erwartete Hostilität des Gegenübers in Frage gestellt und überprüft zu werden. Ein weiteres Ergebnis von Dodges Forschungen liegt darin, dass aggressive Knaben feindselige Situationen leichter erinnern als freundliche. Sie tragen gleichsam ständig feindselige Gedanken und Szenen mit sich herum. Auch dadurch erhöht sich die Bereitschaft, in mehrdeutigen Situationen feindselige Intentionen auszumachen.

Ein weiteres Ergebnis der Studien von Dodge liegt darin, dass aggressive Knaben mehrdeutige Situationen nur dann als feindselig wahrnehmen, wenn sie selbst davon betroffen sind. Dodge konnte zeigen, dass in Situationen, wo aggressive Knaben Provokationen zwischen anderen Personen beobachten, nicht dazu neigen, die Interaktion verzerrt wahrzunehmen. Das

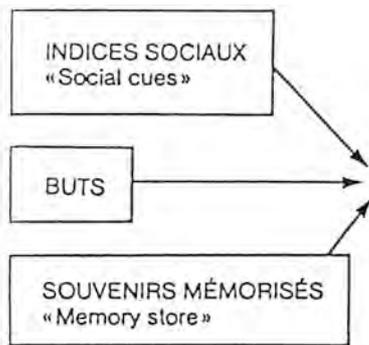
¹⁵ Vgl. in diesem Zusammenhang nochmals die Untersuchungen von Patterson, v.a. auch dessen Aussagen zur negativen Reziprozität, im Teil 1 der Vorlesung.

lässt auf Fromm zurückblenden, der betont, dass defensive Aggression provoziert wird, die Frage jedoch, was im Einzelfall provokativ wirkt, vom betroffenen Subjekt abhängig ist. Der eine fühlt sich eben früher provoziert als der andere. Genauso scheint es sich bei aggressiven Knaben zu verhalten: Sie fühlen sich leichter betroffen und persönlich angegriffen als nicht-aggressive Knaben.

Wesentlich - und das zeigen die Untersuchungen von Dodge ebenfalls - ist, dass die wahrgenommene Provokation verhaltenswirksam ist. Wer sich angegriffen fühlt, der reagiert mit Gegenangriff. Der Grund liegt wohl darin, dass der Gegenangriff als defensiv verstanden wird und als (moralisch) berechtigt erscheint. Es bestehen subtile Vernetzungen zwischen Aggression (Gewalttätigkeit) und Moral. Menschen sind selten in der Lage, Böses einfach so zu tun. Vielmehr kommt das Böse im Mantel des Guten daher, weshalb es Strategien der Abwehr moralischen Empfindens und der Transformation des moralisch Verwerflichen in moralisch Gerechtfertigtes gibt (vgl. die "Mechanismen der moralischen Selbstentlastung", wie sie Bandura beschrieben hat [Teil 1 der Vorlesung]).

Dodge hat aufgrund seiner Untersuchungen ein Modell entwickelt, das die kognitiven Prozesse bei aggressivem Verhalten erfassen soll. Das Modell beruht auf einem Informationsverarbeitungsansatz und unterscheidet fünf Schritte der sozialen Informationsverarbeitung. Jeder dieser Schritte kann bei aggressiven Individuen teilweise oder ganz defizitär sein.

Der erste Schritt umfasst die Codierung der relevanten Information. Dazu gehören Prozesse der Aufmerksamkeit und Wahrnehmung. Der zweite Schritte umfasst die Interpretation der registrierten Information, zum Beispiel was die Intentionalität einer beobachteten Verhaltensweise anbelangt. Auch die Attribution der Verhaltensursachen gehört dazu. Der dritte Schritt umfasst die Abwägung einer Reaktion, indem verschiedene mögliche Konsequenzen von Reaktionen überdacht werden. Der vierte Schritt umfasst die Entscheidung für eine bestimmte Reaktion. Der fünfte Schritt schließlich besteht in der Ausführung der Reaktion, für die sich das Individuum entschieden hat.



1. Encodage
 - (a) Perception des indices sociaux
 - (b) Recherche et sélection des indices
 - (c) Focalisation
2. Interprétation
 - (a) Intégration des nouvelles données aux buts poursuivis et aux données mémorisées
 - (b) Recherche d'interprétation
 - (c) Pairage des données avec des règles d'interprétation
3. Recherche de solutions
 - (a) Solutions possibles
 - (b) Solutions pertinentes
4. Choix de solutions
 - (a) Évaluation des conséquences de chaque solution
 - (b) Évaluation de l'adéquacité des solutions pertinentes
 - (c) Sélection de la meilleure solution
5. Performance
 - (a) Recours au répertoire de comportements appris
 - (b) Exécution

Figure 1
La compétence sociale selon un modèle de traitement de l'information
(Traduction et adaptation de Dodge 1985b, 1986, sous presse)

Gelegentlich ist noch von einem sechsten Schritt die Rede, der darin besteht, das ausgeführte Verhalten zu evaluieren. Da dabei aber von neuem Information aufgenommen werden muss, kann auch davon ausgegangen werden, dass der Zyklus der Informationsverarbeitung erneut durchlaufen wird.

Wie gesagt, kann jeder dieser Schritte defizitär sein. Aggressive Kinder nehmen wenige Informationen auf, beachten nicht alle und nicht immer die relevanten Informationen. Sie bevorzugen Hinweise auf aggressives Verhalten. Beim zweiten Schritt, im Falle der Interpretation der Information, tendieren aggressive Kinder - wie wir gesehen haben - dazu, anderen eher negative und feindselige Absichten zu unterstellen. Die Fähigkeit, wahrgenommenes Verhalten angemessen zu interpretieren und dessen Ursachen richtig zu attribuieren, ist bei aggressiven Kindern defizitär. Beim dritten Schritt, bei der Suche nach einer angemessenen Reaktion, zeigen aggress-

sive Kinder ein Defizit an sozialen Fertigkeiten.¹⁶ Ihre Fähigkeit, soziale Problemsituationen prosozial zu bewältigen, ist mangelhaft entwickelt. Sie verfügen kaum über alternative soziale Strategien und scheinen aggressives Verhalten als Mittel der Problemlösung zu favorisieren. Aufgrund dieser Defizite bei der Evaluation von Reaktionen fällt die Entscheidung aus: Aggressive Kinder entscheiden sich eher für aggressive als für nicht-aggressive Reaktionen als Mittel der sozialen Problemlösung. In ihrem Handeln erweisen sie sich dann erneut als defizitär. Sie haben Mühe, Blickkontakt aufrechtzuerhalten, sie haben Schwierigkeiten, Fragen zu stellen und anderen Hilfe anzubieten etc. Schliesslich zeigt die Stufe der Evaluation eine Voreingenommenheit aggressiver Kinder derart, dass sie ihre eigene Aggressivität unterschätzen und diejenige anderer überschätzen.

Zusammengefasst lässt sich sagen: Aggressive Kinder neigen dazu, weniger sozial relevante, dafür vorzugsweise aggressive Situations- und Verhaltensmerkmale zu beachten, anderen Individuen - vor allen in mehrdeutigen Situationen - negative und böse Absichten zu unterstellen, bei anderen unfreundliche Reaktionen zu erwarten, kaum nach alternativen, nicht-aggressiven Lösungen für soziale Probleme zu suchen; sie zeigen weniger Empathie und scheinen falsche Vorstellungen von Aggressionen und deren Wirkungen zu haben. Es ist denkbar, dass aggressives Verhalten dadurch einen positiven Wert gewinnt - als Strategie der Durchsetzung eigener Ansprüche und der Verfolgung persönlicher Ziele - und dessen negative Seite weniger klar gesehen wird (vgl. Asarnow & Callan 1985; Creak & Dodge 1989; Perry, Perry & Rasmussen 1986). Allerdings zeigte sich in einer Untersuchung von Foreman (1980), dass aggressive Kinder sehr wohl die Konsequenzen ihres Tuns erkennen, diese für sich selbst aber nicht negativ bewerten.

Gesamthaft gesehen, scheinen kognitive Verzerrungen aggressives Verhalten zu erleichtern. Die Verzerrungen können dazu beitragen, dass sich Aggressivität zu einem stabilen Verhaltensmuster verfestigt: "The more the child behaves aggressively, the more the child is exposed to aggressive scenarios to be encoded. The more scenarios the child has encoded, the more are available to be rehearsed. The more scenarios are rehearsed, the more likely are they to be retrieved when a social problem arises. The more likely aggressive strategies are to be retrieved, the less likely are other strategies to be retrieved. The child behaves aggressively, and the cycle continues" (Huesman & Eron 1984, p. 244).

So weit der Exkurs zu den theoretischen und empirischen Arbeiten von Kenneth Dodge. Die Arbeiten von Dodge können verständlich machen,

¹⁶ Auch dies haben wir schon im Zusammenhang mit unserer Auseinandersetzung mit Patterson gesehen (vgl. Teil 1 der Vorlesung).

wie aggressives Verhalten aufrechterhalten wird und wie es eskalieren kann. Sie erklären nicht, wie die Bereitschaft zu Aggressionen entsteht. Insofern sind die Arbeiten von Dodge mit denjenigen von Patterson vergleichbar, mit dem Unterschied allerdings, dass Dodge kognitive Prozesse untersucht, während Patterson im wesentlichen auf der Verhaltensebene verbleibt (vgl. Teil 1 der Vorlesung). Dodge thematisiert die kognitiven Prozesse, die möglicherweise zu defizitären Urteilen über die Aggressivität einer anderen Person oder einer sozialen Situation führen. Er sagt nichts über die Entstehung dieser kognitiven Verzerrungen, und er sagt nichts über das motivationale System, das die kognitiven Prozesse steuert und aufrechterhält. Die Untersuchungen von Dodge scheinen mir wichtig zu sein, weil sie die kognitive Seite aggressiven Verhaltens herausstreichen und deutlich machen, dass Aggression mit kognitiven Defiziten, das heisst mit irrationalen oder unlogischen Schlussfolgerungen zu tun haben kann. Warum aber diese kognitive "Mechanik" überhaupt so abläuft, sagen sie nicht. Über die motivationalen Prozesse, die hinter den kognitiven Verzerrungen stehen, gibt Dodge keine Auskunft.

Dadurch, dass Dodge seine Erklärungen für das spezifische Attributionsverhalten aggressiver Knaben auf Differenzen im kognitiven Bereich beschränkt, ist sein Ansatz nicht selbst-psychologisch. Die Frage, warum aggressive Kinder dazu neigen, neutrale Stimuli als aggressiv intendiert wahrzunehmen, wird lediglich mit Bezug auf kognitive Prozesse beantwortet, ohne das Selbst als motivationale Grösse anzusprechen. Wenn wir nun zu Fromm zurückkehren, dann gibt uns dieser zumindest eine Hypothese bezüglich der motivationalen Dynamik, die hinter diesen Attributionsverzerrungen steht. Die defensive Aggressivität wird bei Gefühlen der *Bedrohung* ausgelöst. Wann wir uns bedroht fühlen, ist jedoch abhängig von uns selbst bzw. von unserer Verletzlichkeit. Menschen sind unterschiedlich verletzlich. Als besonders leicht verletzbar gelten narzisstische Menschen. Ich werde darauf ausführlich zurückkommen bei der Auseinandersetzung mit Heinz Kohut. Im Moment mag die Feststellung genügen, dass narzisstische Menschen sehr stark auf sich selbst bezogen sind und dadurch fast ständig ein Gefühl von Betroffenheit haben. Fast alles, was um sie herum geschieht, erscheint in irgendeiner Hinsicht sie selbst zu betreffen. Narzisstische Menschen sind fast ständig mit sich selbst beschäftigt. Fromm bezeichnet den Narzissmus als einen Erlebniszustand, "... in dem nur die Person selbst, *ihr* Körper, *ihre* Bedürfnisse, *ihre* Gefühle, *ihre* Gedanken, *ihr* Eigentum, alles und jedes, was zu *ihr* gehört, als völlig real erlebt wird, während alles und jedes, was keinen Teil der eigenen Person bildet und nicht Gegenstand der eigenen Bedürfnisse ist, nicht interessiert, keine volle Realität besitzt und nur intellektuell wahrgenommen wird; *affektiv* bleibt es ohne Gewicht und Farbe. In dem Masse, wie ein Mensch

narzisstisch ist, hat er einen doppelten Massstab für seine Wahrnehmungen. Nur er selbst und was zu ihm gehört, besitzt Signifikanz, während die übrige Welt mehr oder weniger ohne Gewicht und Farbe ist, und *ein narzisstischer Mensch weist aufgrund dieses doppelten Massstabs schwere Defekte in seinem Urteilsvermögen und seiner Fähigkeit zur Objektivität auf*" (letzte Hervorhebung von W.H.). Narzissmus bedeutet eine Selbstüberhöhung - allerdings, wie wir noch sehen werden, zumeist gekoppelt mit dem Gegenteil: einer Selbsterniedrigung. Die Selbstüberhöhung macht anfällig für defensive Reaktionen. Fehlt die Bewunderung durch andere oder wird die eigene Person gar kritisiert, sind Wut und Rachegefühle die Reaktion.

Es ist nun leicht, sich vorzustellen, dass bei Menschen mit einer narzisstischen Konstellation defensive Aggressivität sehr viel häufiger und schneller ausgelöst wird als bei anderen Menschen. Die kognitiven Prozesse, die Dodge auf einer weitgehend deskriptiven Ebene festgestellt hat, sind vermutlich eingebunden in eine Psychodynamik (Motivdynamik), bei der das Selbst eine zentrale Rolle spielt. Wer sich ständig durch das Verhalten anderer betroffen fühlt, der neigt auch eher dazu, anderen böswillige Absichten zu unterstellen.

Wenn Sie sich in diesem Zusammenhang nochmals an Lorenz' Tante und ihre neunmonatlich wechselnden Dienstmädchen erinnern, dann haben Sie hier eine mögliche alternative Erklärung für deren Verhalten. Die Tante scheint eine sehr narzisstische Person gewesen zu sein, die es nicht akzeptieren konnte, dass andere, vor allem eine ihr untergebene Person, eigene Ansichten, Einstellungen und Ideen, überhaupt: Eigenständigkeit zeigen. Von anderen Menschen, insbesondere von Bediensteten, erwartete sie, dass sie bedingungslos für sie da sind. Sie hatten ihr ergeben zu sein, sie zu bewundern, als überlegen anzuerkennen und ganz im Dienen aufzugehen. Kein Wunder, dass unter diesen Umständen ein Dienstverhältnis jeweils nur gerade ein paar Monate dauern konnte. Denn die Ausbeutung durch einen narzisstischen Menschen hält man nicht sehr lange aus. Nicht gestaute Triebenergie, sondern ein narzisstischer Charakter erklärt somit das Verhalten von Lorenz' Tante.

Die existentiellen Bedürfnisse des Menschen

Kommen wir auf Fromm zurück. Fromm anerkennt eine natürliche Basis menschlicher Aggressivität dahingehend, dass die Bereitschaft, sich bei Angriff und Bedrohung zu verteidigen, biologisch bedingt ist. Was er nicht anerkennt, ist die Auffassung, auch die *destruktive* Aggressivität des Menschen lasse sich von dieser biologischen Bereitschaft herleiten. Der Mensch besitzt eine potentielle Aggression, die durch die Bedrohung seiner vitalen Interessen mobilisiert wird. Von dieser "gutartigen" Aggression

führt aber kein Weg zur "böartigen", destruktiven und grausamen Aggression, die für den Menschen kennzeichnend ist. Tiere, insbesondere Säugetiere und Primaten, sind keine Mörder und Folterer. "Der Mensch ist das einzige Säugetier, das in grossem Massstab ein Mörder und Sadist ist." Tiere scheinen keine Lust daran zu haben, anderen Tieren Schmerz und Leid zuzufügen, und sie töten auch nicht "um nichts und wieder nichts". Menschen jedoch können dergleichen tun. "Der Wunsch, zu zerstören um des Zerstörens willen, ist etwas anderes. Nur der Mensch scheint Lustgefühle zu empfinden, wenn er Leben grundlos und nur um der Zerstörung willen vernichtet. Allgemeiner ausgedrückt scheint allein der Mensch über das Ziel der Selbstverteidigung oder der Befriedigung seiner Bedürfnisse hinaus destruktiv zu sein." Die Grausamkeit und Destruktivität des Menschen wurzelt gemäss Fromm nicht in unserem "tierischen Erbe", sondern in Faktoren, "durch die sich der Mensch von seinen tierischen Ahnen *unterscheidet*".

Fromm geht davon aus, dass die Destruktivität des Menschen eine mögliche Reaktion auf Bedürfnisse ist, die in der Existenz des Menschen verwurzelt sind, und sie das Ergebnis der Interaktion verschiedener sozialer Bedingungen mit den existentiellen Bedürfnissen des Menschen ist. Fromm unterscheidet in "organische Triebe", wie Nahrung, Kampf, Flucht, Sexualität, deren Funktion es ist, das Überleben des Individuums und der Art zu sichern, und "nichtorganische Triebe", das heisst im Charakter wurzelnde Leidenschaften. Diese sind nicht phylogenetisch "programmiert" und nicht allen Menschen gemeinsam. Fromm zählt dazu das Streben nach Liebe und Freiheit sowie die Destruktivität, den Narzissmus, den Sadismus und den Masochismus.

Wenn somit die Destruktivität spezifisch menschlich ist, dann benötigen wir eine Umschreibung dessen, was das Spezifische des Menschen ausmacht. Für Fromm liegt das Humanspezifische darin, dass der Mensch auf der biologischen Ebene kaum mehr durch Instinkte determiniert ist, während die Entwicklung seines Gehirns ein Maximum erreicht hat. Daraus ergibt sich für den Menschen die Notwendigkeit, dass er sein Leben selbst führen muss. Er kann nicht einfach das Muster seiner Spezies wiederholen. "Er muss leben. Der Mensch ist das einzige Lebewesen, das sich in der Natur nicht zu Hause fühlt, das sich aus dem Paradies vertrieben fühlen kann, das einzige Lebewesen, für das die eigene Existenz ein Problem ist, das es lösen muss und dem es nicht entinnen kann. Er kann nicht zu dem vor-menschlichen Zustand der Harmonie mit der Natur zurückkehren, und er weiss nicht, wohin er kommt, wenn er vorwärts geht. Der existentielle Widerspruch im Menschen führt zu einer ständigen Störung seines inneren Gleichgewichts. Diese Störung unterscheidet ihn vom Tier ...". Fromm kommt dadurch zu einer Hypothese über die Definition des Menschen:

"Ich glaube nicht, dass man die menschliche Natur mit einer bestimmten Eigenschaft positiv definieren könnte, wie etwa mit Liebe, Hass, Vernunft, dem Guten oder dem Bösen, sondern nur mit den fundamentalen *Widersprüchen*, die die menschliche Existenz charakterisieren und die letztlich auf die biologische Dichotomie zwischen den fehlenden Instinkten und dem Bewusstsein seiner Selbst zurückzuführen sind. Der existentielle Konflikt im Menschen erzeugt bestimmte psychische Bedürfnisse, die allen Menschen gemeinsam sind. Er ist gezwungen, das Entsetzen vor seiner Isoliertheit, seiner Machtlosigkeit und seiner Verlorenheit zu überwinden und neue Formen des Bezogenseins zur Welt zu finden, durch die er sich in ihr zu Hause fühlen kann. Ich habe diese psychischen Bedürfnisse als 'existentielle Bedürfnisse' bezeichnet, weil sie auf die Bedingungen der menschlichen Existenz selbst zurückzuführen sind. Sie werden von allen Menschen geteilt, und ihre Erfüllung ist für die Erhaltung der seelischen Gesundheit ebenso notwendig, wie die Befriedigung seiner organischen Triebe notwendig ist, um den Menschen am Leben zu erhalten. Aber jedes dieser existentiellen Bedürfnisse kann auf verschiedene Weise befriedigt werden, Verschiedenheiten, die jeweils von seiner sozialen Lage abhängen. Diese unterschiedliche Art, die existentiellen Bedürfnisse zu befriedigen, manifestiert sich in Leidenschaften wie Liebe, Zärtlichkeit, Streben nach Gerechtigkeit, Unabhängigkeit und Wahrheit; in Hass, Sadismus, Masochismus, Destruktivität und Narzissmus. Ich bezeichne sie als im Charakter verwurzelte Leidenschaften - oder einfach als menschliche Leidenschaften -, weil sie im *Charakter* des Menschen integriert sind." Der Charakter ist ein relativ permanentes System nicht-instinktiver Triebe, durch die der Mensch sich mit der menschlichen und natürlichen Welt in Beziehung setzt.

Was aber sind die existentiellen Bedürfnisse des Menschen und was sind die Leidenschaften, die darin wurzeln? Das erste Bedürfnis, das Fromm erwähnt, ist das Bedürfnis nach *Orientierung*. Es geht dabei um ein Bild der Welt und ein Bild vom Platz des Menschen in der Welt. "Die Intensität des Bedürfnisses nach einem Orientierungsrahmen erklärt eine Tatsache, die schon viele Forscher, welche sich mit dem Menschen befassten, in Erstaunen gesetzt hat, nämlich wie leicht es den Menschen fällt, der Faszination irrationaler Doktrinen politischer oder religiöser oder auch anderer Art zu verfallen, obwohl es sich für jemand, der nicht unter ihrem Einfluss steht, ganz offensichtlich um wertlose Konstrukte handelt. ... Der Mensch wäre vermutlich weniger leicht beeinflussbar, hätte er nicht ein so vitales Bedürfnis nach einem in sich geschlossenen Orientierungsrahmen. Je mehr eine Ideologie vorgibt, *alle* Fragen widerspruchlos beantworten zu können, um so attraktiver ist sie; hier dürfte der Grund dafür zu suchen sein,

weshalb irrationale oder sogar ganz offensichtlich verrückte Gedankensysteme eine solche Anziehungskraft ausüben."

Das zweite existentielle Bedürfnis des Menschen ist das Bedürfnis nach *Verwurzelung*. Es geht hier um Schutz und Geborgenheit. Das dritte Bedürfnis ist *Einheit*. "Die existentielle Gespaltenheit des Menschen wäre unerträglich, wenn er sich nicht ein Gefühl der Einheit in sich selbst und mit der natürlichen und menschlichen Welt ausserhalb erstellen könnte." Man könnte von einem Bedürfnis nach Identität sprechen. Fromm tut dies zwar nicht. Aber was er meint, kommt dem nahe, was Erik Erikson mit "Identität" umschreibt. Ich habe letztes Semester darauf hingewiesen, dass dieses "Bedürfnis" nach Identität so gross sein kann, dass Menschen lieber eine "negative Identität" ausbilden als gar keine. Es scheint unerträglicher zu sein, keine Identität zu haben als eine negative, abweichende und sozial unerwünschte.

Das vierte existentielle Bedürfnis des Menschen ist das Bestreben, *etwas zu bewirken*. "Das Bewusstsein des Menschen, in einer seltsamen, übermächtigen Welt zu leben, und sein daraus entspringendes Gefühl der Ohnmacht könnten ihn leicht überwältigen. Wenn er sich als völlig passiv, als blosses Objekt erleben würde, so würde er seinen eigenen Willen, seine Identität nicht empfinden. Um dies zu verhindern, muss er das Gefühl erwerben, dass er fähig ist, etwas zu tun, jemand zu etwas zu bewegen, einen 'Eindruck zu hinterlassen', oder, um es mit dem treffendsten Wort auszudrücken: er muss 'effektiv' sein, das heisst, er muss 'wirken'." Dieses Motiv der Effektivität oder Wirksamkeit wird in der Psychologie mittlerweile unter verschiedenen Namen diskutiert: Kompetenz, interner "locus of control", Kontrollüberzeugung, self-efficacy etc. "Wenn man sich mit Depressionen und Langeweile beschäftigt, stösst man auf reiches Material, aus dem hervorgeht, dass das Gefühl, zur Wirkungslosigkeit verdammt zu sein - das heisst, zu einer völligen vitalen Impotenz, von der die sexuelle Impotenz nur einen kleinen Teil darstellt -, eines der schmerzlichsten und vielleicht fast unerträglichen Erlebnisse ist und dass der Mensch fast alles versuchen wird, um es zu überwinden - von Arbeitswut oder Drogen bis zu Grausamkeit und Mord."

Als fünftes Bedürfnis erwähnt Fromm *Erregung* und *Stimulation*. Für die Tatsache, dass Leben in einem Zyklus von Spannung und Erregung stattfindet, spricht u.a. das Verhalten von Zootieren. "Gefangene Tiere mögen noch so gut gefüttert und gehegt sein, sie haben 'nichts zu tun'. Wenn man der Ansicht ist, dass die Befriedigung aller physiologischen Bedürfnisse genügt, um bei einem Tier (oder Menschen) ein Gefühl des Wohlbehagens hervorzurufen, dann müsste ihr Leben im Zoo sie höchst zufrieden machen. Aber dieses Parasitenleben beraubt sie der Reize, die es ihnen ermöglichen würden, ihren körperlichen und geistigen Fähigkeiten aktiv Ausdruck zu

geben; so werden sie oft gelangweilt, teilnahmslos und apathisch. A. Kortlandt berichtet: 'Anders als die Zoo-Schimpanzen, die mit den Jahren meist immer gelangweilter und unausgefüllter aussehen, schienen die älteren Schimpanzen unter den in der freien Wildnis lebenden lebhafter, an allem interessierter und menschlicher' (A. Kortlandt, 1962). S.E. Glickman und R.W. Sroges (1966) äussern sich ähnlich, wenn sie von der ständigen 'reizarmen Welt' in den Zookäfigen und der sich daraus ergebenden 'Langeweile' sprechen." Das ist zwar ein Beispiel aus dem Tierreich und damit gerade nicht geeignet, die Spezifität der menschlichen Situation zu erhellen. Doch Fromm meint: "Beobachtungen aus dem täglichen Leben weisen darauf hin, dass der menschliche Organismus genau wie der tierische, ebenso wie er ein bestimmtes Minimum an Ruhe braucht, auch ein gewisses Minimum an Erregung und Stimulation nötig hat."

Ich habe einleitend zu dieser Vorlesung von der Faszination gesprochen, die das Thema Gewalt auslösen kann, und dabei auf das Moment der Erregung bzw. Ereignislosigkeit hingewiesen. Fromm hat hier etwas ähnliches vor Augen: "In Anbetracht dessen, dass das Leben des Durchschnittsmenschen langweilig, routinemässig und ohne jedes Abenteuer verläuft, muss man in der Bereitschaft, in den Krieg zu ziehen, auch den Wunsch sehen, dieser langweiligen Routine des täglichen Lebens ein Ende zu machen und sich in ein Abenteuer zu stürzen - in das einzige Abenteuer, das sich der Durchschnittsmensch praktisch in seinem Leben erhoffen kann." "Der Mensch strebt nach Spannung und Erregung; wenn er auf höherer Ebene keine Befriedigung findet, schafft er sich selbst das Drama der Zerstörung." Diese Äusserung zeigt, wie Fromm bestrebt ist, psychologische mit soziologischen Überlegungen zu verbinden. Es ist dies einer der interessantesten Aspekte von Fromms Arbeiten: der Versuch, Psychologie im Kontext von Gesellschafts- und Kulturtheorie zu betreiben.

Fromm unterscheidet zwei Formen der Stimulation: Stimulation durch "einfache" Reize und Stimulation durch "aktivierende" Reize. Einfache Reize entsprechen einem Reflexbogen, das heisst die Reaktion wird weitgehend automatisch durch den Reiz ausgelöst. Wer von einem einfachen Reiz betroffen wird, der reagiert, er agiert nicht. Aktive Reize dagegen stimulieren zur Aktivität. "Ein derartiger aktivierender Stimulus könnte zum Beispiel ein Roman, ein Gedicht, eine Idee, eine Landschaft, ein Musikstück oder eine geliebte Person sein. Keiner dieser Reize verursacht eine einfache Reaktion; sie fordern uns sozusagen auf zu reagieren, indem wir uns aktiv und teilnehmend auf diese Reize beziehen; dass wir an unserem 'Objekt' aktiv *interessiert* werden und immer neue Aspekte an ihm sehen und entdecken (damit hört es auf, ein blosses Objekt zu sein) ... Der Unterschied zwischen diesen beiden Arten von Reizen und Reaktionen hat sehr wichtige Konsequenzen. Reize der ersten, 'einfachen' Art, werden, wenn

sie über eine bestimmte Schwelle hinaus wiederholt werden, nicht mehr registriert und verlieren ihre stimulierende Wirkung. (Es ist dies auf ein neuro-physiologisches Sparsamkeitsprinzip zurückzuführen, das die Wahrnehmung von Reizen eliminiert, die durch ihre häufige Wiederholung anzeigen, dass sie nicht wichtig seien.) Eine fortdauernde Stimulation setzt voraus, dass der Reiz entweder an Intensität zunimmt oder sich seinem Inhalt nach ändert; ein gewisses Element der Neuheit ist erforderlich. Aktivierende Reize haben eine andere Wirkung. Sie bleiben nicht 'dieselben'. Dadurch dass sie eine produktive Reaktion hervorrufen, sind sie immer neu, ändern sie sich ständig: derjenige, der stimuliert wird (der 'Stimulierte') macht den Stimulus lebendig und verändert ihn dadurch, dass man immer neue Aspekte an ihm entdeckt. Zwischen dem Stimulus und dem 'Stimulierten' besteht eine Wechselbeziehung und nicht die mechanische Einweg-Beziehung $S \rightarrow R$."

Aktivierende Reize setzen eine entsprechende Sensibilität voraus, eine Bereitschaft, auf die Einladung zur Aktivität einzutreten. Einfache Reize stumpfen ab, führen in die Langeweile. Und sie müssen immer wieder erneuert oder in ihrer Intensität gesteigert werden, damit sie ihre Wirksamkeit nicht verlieren. Für das Thema Aggression ist diese Unterscheidung deshalb von Bedeutung, weil Gewalt als einfacher Reiz wirkt. Stimulation durch "sex and crime" führt nicht zur Aktivität, sondern verlangt nach immer mehr desselben. "Über Stimuli wie Unfälle, Feuersbrünste, Verbrechen oder Kriege kann man in der Zeitung lesen, man kann von ihnen im Rundfunk hören oder man kann sie sich im Fernsehen oder im Kino ansehen. Auch kann man sie selbst produzieren, indem man sich einen Grund sucht zu hassen, zu zerstören und andere zu beherrschen. (Wie stark dieses Bedürfnis ist, zeigt sich an den Millionen von Dollars, die die Massenmedien damit verdienen, dass sie diese Art von Erregung verkaufen.) Tatsache ist, dass viele Ehepaare nur deshalb beieinander bleiben, weil ihnen ihre Ehe Gelegenheit bietet, Hass, Streiterei, Sadismus und Unterwerfung zu erleben. Sie bleiben nicht *trotz* ihrer Kämpfe beieinander, sondern *wegen* dieser Kämpfe. Masochistisches Verhalten, die Lust am Leiden und sich Unterwerfen wurzelt zum Teil in diesem Bedürfnis nach Erregung. Masochistische Personen leiden darunter, dass es ihnen sehr schwer fällt, eine Erregung selbst hervorzurufen und unmittelbar auf normale Reize zu reagieren. Sie können jedoch reagieren, wenn ein Reiz sie sozusagen übermannt, wenn sie sich der ihnen aufgezwungenen Erregung hingeben können."

Fromm sieht einen engen Zusammenhang zwischen dem Problem der Stimulation und der Langeweile, insofern diese an der Erzeugung von Aggression und Destruktivität beteiligt ist. Langeweile kann durch aktive Stimulation überwunden werden, nicht aber durch einfache Reize. "Woher

kommt das? Der Grund ist darin zu suchen, dass bei dieser oberflächlichen Behebung der Langeweile die Gesamtpersönlichkeit unberührt bleibt, besonders was ihr tieferes Gefühl, ihre Phantasie, ihre Vernunft, kurz alle ihre wesentlichen Fähigkeiten und psychischen Möglichkeiten betrifft. Sie werden nicht zum Leben erweckt. Die Langeweile kompensierenden Mittel sind wie ein füllendes Nahrungsmittel, das keinerlei Nährwert hat. Der sie benutzende Mensch hat weiter ein Gefühl der 'Leere', und er bleibt in einer tieferen Schicht unberührt. Er 'narkotisiert' das unbehagliche Gefühl durch die momentane Erregung, durch den 'Nervenkitzel', den 'Spas' durch Alkohol oder Sex - aber *unbewusst* bleibt er gelangweilt." Ungenügend bewältigte Langeweile kann zu Gewalttätigkeit und Destruktivität führen. Zumindest zum bereitwilligen Konsum von Berichten über Verbrechen, tödliche Unfälle und andere blutige und grausame Szenen. "Viele reagieren deshalb so begierig auf solche Berichte, weil man sich auf diese Weise am schnellsten in Erregung versetzen kann und so seine Langeweile ohne innere Aktivität loswird. Bei der Diskussion über die Wirkung der Darstellung von Gewalttätigkeiten wird meist übersehen, dass Langeweile die Voraussetzung dafür ist, dass solche Darstellungen ihre Wirkung ausüben. Es ist allerdings nur ein kleiner Schritt von der passiven Freude an Gewalttätigkeiten und Grausamkeit bis zu den vielen Formen, aktive Erregung durch sadistisches oder destruktives Verhalten zu erzeugen." Das kann in schwerwiegenden Fällen so weit gehen, dass Gewalttätigkeit zum einzigen Mittel wird, das es dem Täter ermöglicht, überhaupt etwas zu empfinden und sich als lebender Mensch zu fühlen. Einen anderen Menschen zu töten, hat dann die Funktion, sich selbst zu beweisen, dass man noch am Leben ist. Das Motiv für derartige Taten ist nicht Hass, "... sondern ... ein unerträgliches Gefühl der Langeweile und Ohnmacht und das Bedürfnis zu erleben, dass es doch noch jemand gibt, der reagiert, jemand auf den man einen Eindruck machen kann, eine Tat, die der Monotonie des täglichen Lebens ein Ende machen wird. Wenn man jemand umbringt, so gibt das die Möglichkeit zu erleben, dass man *ist* und dass man auf ein anderes Wesen eine Wirkung ausüben kann". Von diesen Überlegungen her gewinnt der auf den ersten Blick unverständliche Mord an Andrea Rüeggesser erstmals eine gewisse psychologische Plausibilität.

Kommen wir noch zum sechsten und letzten Bedürfnis, das Fromm als spezifisch menschlich betrachtet: das Bedürfnis nach *Entwicklung einer Charakterstruktur*. "Die Vermutung liegt nahe, dass der Mensch, der noch weniger als der Schimpanse von Instinkten determiniert ist, ein biologischer Versager wäre, wenn er für die fehlenden Instinkte keinen Ersatz entwickelt hätte. Dieser Ersatz musste die *Funktion* der Instinkte erfüllen: Er musste den Menschen instand setzen, so zu handeln, *als ob* er von Instinkten motiviert wäre. Dieser Ersatz ist der menschliche *Charakter*. Der

Charakter ist die spezifische Struktur, in der die menschliche Energie organisiert ist, damit der Mensch seine Ziele verfolgen kann; er motiviert das Verhalten je nach seinen dominierenden Zielen ...".

Die menschlichen Leidenschaften und die "böartige" Aggression

Was sind nun die menschlichen *Leidenschaften*? Wie wir schon gesehen haben, wurzeln die Leidenschaften in den existentiellen Bedürfnissen des Menschen. Fromm geht davon aus, dass die existentiellen Bedürfnisse auf verschiedene Weise befriedigt werden können. Das Bedürfnis nach Orientierung "... kann durch die Hingabe an Gott, an Liebe und Wahrheit - oder durch den Götzendienst an destruktiven Idolen befriedigt werden. Das Bedürfnis nach einer Beziehung zu anderen kann durch Liebe und Freundlichkeit - oder durch Abhängigkeit, Sadismus, Masochismus und Destruktivität befriedigt werden. Das Bedürfnis nach Einheit und Verwurzeltheit kann durch leidenschaftliche Hingabe an Solidarität, Brüderlichkeit, Liebe und durch mystische Erlebnisse befriedigt werden - oder auch durch Trunkenheit, Drogenabhängigkeit oder Entpersönlichung. Das Bedürfnis nach Wirkung kann durch Liebe und produktive Arbeit befriedigt werden - oder auch durch Sadismus und Destruktivität. Das Bedürfnis nach Stimulation und Erregung kann durch ein produktives Interesse an Menschen, Natur, Kunst und Ideen befriedigt werden - oder auch durch die gierige Jagd nach immer neuen Vergnügungen." Fromm unterteilt die Reaktionen auf die existentiellen Bedürfnisse in zwei Gruppen, nämlich in lebensfeindliche und lebensförderliche. Die lebensförderlichen Leidenschaften dienen dem Wachstum und dem Wohlbefinden des Organismus. Dazu gehören etwa Liebe, Zärtlichkeit, Solidarität, Freiheit, Wahrheit. Darauf kann ich nicht näher eingehen, weil das Thema unserer Vorlesung Aggression und Gewalt ist. Nicht alle Aggression ist jedoch lebensfeindlich, wie wir gesehen haben. Die "gutartige" Aggression ist biologisch sinnvoll und dem Leben dienlich. Unser Thema ist nun die lebensfeindliche ("böartige") Aggression.

Als böartige Formen von Aggression diskutiert Fromm Sadismus und Nekrophilie. Beides sind charakterbedingte Formen von Destruktivität. Der Sadismus ist das leidenschaftliche Verlangen nach unbeschränkter Macht über ein anderes empfindendes Wesen, die Nekrophilie das Verlangen, Leben zu zerstören und das Hingezogensein, zu allem, was tot, verfault oder mechanisch ist. Wir können hier nicht erschöpfend auf die Ausführungen Fromms zur Destruktivität eingehen. Wesentlich ist der Versuch Fromms, Destruktivität und andere Formen lebensfeindlicher Aggressivität aus der Struktur der existentiellen Bedürfnisse des Menschen herzuleiten.

So liegt dem Sadismus von Menschen das Bedürfnis, etwas zu bewirken, zugrunde. Dieses Bedürfnis, das auf normale Weise nicht befriedigt wer-

den kann, führt zum Versuch der Beherrschung eines anderen Menschen. Der Keim des Sadismus ist "... die Leidenschaft, absolute und uneingeschränkte Herrschaft über ein lebendes Wesen auszuüben, ob es sich nun um ein Tier, ein Kind, einen Mann oder eine Frau handelt." "Der Sadismus ist eine der Antworten auf das Problem, als Mensch geboren zu sein, wenn keine besseren Lösungen zur Verfügung stehen. Das Erlebnis der absoluten Herrschaft über ein anderes Wesen, das Erlebnis der Allmacht gegenüber diesem Wesen schafft die Illusion, die Grenzen der menschlichen Existenz zu überschreiten, besonders für jemand, dessen wirklichem Leben Schöpferkraft und Freude abgehen. Der Sadismus besitzt seinem Wesen nach kein praktisches Ziel; er ist nicht 'trivial', sondern 'devotional'. *Er ist die Verwandlung der Ohnmacht in das Erlebnis der Allmacht.* Er ist die Religion der seelischen Krüppel." Für den Sadisten muss alles Lebendige kontrollierbar sein. Er will das Leben beherrschen und *tötet daher sein Opfer nicht*. Darin unterscheidet er sich vom eigentlich destruktiven Menschen. "Dieser möchte sein Opfer beseitigen, eliminieren, er möchte das Leben selbst vernichten; der Sadist möchte die Empfindung haben, das Leben zu beherrschen und zu ersticken. ... Der sadistische Charakter hat vor allem Angst, was nicht sicher und voraussehbar ist, was Überraschungen bietet, die ihn zu spontanen Reaktionen zwingen könnten. Aus diesem Grund hat er Angst vor dem Leben. Das Leben erschreckt ihn eben deshalb, weil es seinem Wesen nach nicht voraussagbar und ungewiss ist."

Der Sadist fühlt sich unlebendig und machtlos. Seine Grundkonstellation ist diejenige einer "vitalen Impotenz". Genauso empfindet der Masochist, weshalb Sadismus und Masochismus psychodynamisch eine Einheit bilden. Der Sadist erstrebt die Macht über Menschen, weil er nicht die Macht besitzt, zu leben. Er will die anderen *haben*, weil er nicht *sein* kann.

Anders die Reaktion des Nekrophilen auf die existentielle Situation des Menschseins. Der Nekrophile will töten und vernichten. "Die Nekrophilie kann man im charakterologischen Sinn definieren als *das leidenschaftliche Angezogenwerden von allem, was tot, vermodert, verwest und krank ist; sie ist die Leidenschaft, das, was lebendig ist, in etwas Unlebendiges umzuwandeln; zu zerstören um der Zerstörung willen; das ausschliessliche Interesse an allem, was rein mechanisch ist. Es ist die Leidenschaft, lebendige Zusammenhänge zu zerstückeln.*" Eine Manifestation des nekrophilen Charakters ist die Überzeugung, dass sich Probleme und Konflikte nur mit Gewalt lösen lassen. Den klassischen Ausdruck für die nekrophile Haltung findet Fromm in König Salomons Urteil im Rechtsstreit der beiden Frauen, die beide behaupteten, das Kind sei das ihre. "Als der König vorschlägt, das Kind zu teilen, will es die echte Mutter lieber der anderen Frau überlassen; die Frau, welche nur vorgab, die Mutter zu sein, entscheidet sich dafür, das Kind zu teilen. Ihre Entscheidung ist typisch für einen nekro-

philen, besitzbesessenen Menschen. Einen etwas weniger drastischen Ausdruck findet die Nekrophilie in dem auffälligen Interesse an Krankheit in allen ihren Formen und am Tod. Ein Beispiel dafür ist etwa die Mutter, die sich ständig für die Krankheiten ihres Kindes und für sein Versagen interessiert und dunkle Prognosen für seine Zukunft stellt; gleichzeitig macht ihr eine günstige Veränderung keinerlei Eindruck, sie reagiert nicht auf die Freude und Begeisterung des Kindes und bemerkt nichts Neues, das in ihm wächst. Sie fügt dem Kind damit keinen offenen Schaden zu, und doch kann sie langsam seine Lebensfreude, seinen Glauben an sein Wachstum ersticken und es mit ihrer eigenen nekrophilen Orientierung anstecken."

Für viele Menschen, besonders für solche, die keine anderweitigen Interessen haben, die sich nicht durch aktivierende Stimuli anregen lassen, sind Krankheit und Tod die einzigen erregende Elemente in ihrem Leben. "Eine weitere Dimension nekrophiler Reaktionen ist die Einstellung zur Vergangenheit und zum Besitz. Der nekrophile Charakter erlebt nur die Vergangenheit und nicht die Gegenwart oder Zukunft als ganz real. Das, was gewesen ist, das heisst, was tot ist, beherrscht sein Leben: Institutionen, Gesetze, Eigentum, Traditionen und Besitztümer. Kurz gesagt, *die Dinge beherrschen den Menschen; das Haben beherrscht das Sein; das Tote beherrscht das Lebendige.*" Wir haben auch hier, beim nekrophilen Charakter, eine Dominanz des Habens über das Sein.

Grenzen der Frommschen Aggressionstheorie

So weit meine Darstellung der Aggressionstheorie von Erich Fromm. Fromm geht von der Besonderheit des Menschen aus - man könnte sagen, von der "Natur" des Menschen, im Sinne dessen, was den Menschen im Unterschied zum Tier auszeichnet - und sucht in dieser Besonderheit die Ursache für die menschliche Destruktivität. Daneben anerkennt er eine "Natur" des Menschen im Sinne phylogenetischer Adaptationen. Zu dieser Natur gehört eine "gutartige" Aggressivität, die wesentlich defensiven Charakter hat. Die "böartige" Aggressivität des Menschen wurzelt in Leidenschaften, die der Mensch in Auseinandersetzung mit seinen existentiellen Bedürfnissen (seiner "Natur" im vorhin erwähnten ersten Sinne) entwickelt. Ich halte diese Analyse der menschlichen Aggression in ihrer theoretischen Ausrichtung für richtig. Was bei Fromm jedoch nicht deutlich wird, ist der *Prozess*, der im einen Fall zu Destruktivität, im anderen zu Normalität führt. Das zeigt etwa die Auseinandersetzung Fromms mit der Person von Adolf Hitler.

In Fromms Buch über "Die Anatomie der menschlichen Destruktivität" findet sich ein ganzes Kapitel über Adolf Hitler. Hitler wird als Beispiel eines nekrophilen Charakters dargestellt. Wobei andere Aspekte seines Charakters, vor allem sein Narzissmus, ebenfalls Beachtung finden. Des

weiteren ist das Bild Hitlers auch von Sadismus gezeichnet. Hitler wollte beides: andere unterwerfen und andere vernichten. Hitlers Narzissmus zeigte sich darin, dass ihn letztlich nichts interessierte, was nicht mit ihm selbst zu tun hatte. Er hatte für niemanden und nichts ein echtes Interesse, ausser es war für ihn von persönlichem Nutzen. Er war zu menschlichen Kontakten unfähig, kalt und ohne Mitgefühl.

Fromm setzt sich mit Hitlers Kindheit auseinander, mit seinem Vater und seiner Mutter. Doch weder der Vater noch die Mutter scheinen in irgendeiner Form auffallende Persönlichkeiten gewesen zu sein. Allenfalls dass die Mutter den kleinen Adolf zu sehr bewundert hatte und ihm das Gefühl gab, etwas Besonderes zu sein. Daraus aber Hitlers Destruktivität erklären zu wollen, dürfte schwer fallen. Fromm belässt es bei Vermutungen und Hypothesen. Im wesentlichen nimmt er eine sehr enge frühe Bindung an die Mutter an, die nie wirklich aufgelöst werden konnte und dazu führte, dass Hitler einen ausgesprochen narzisstischen Charakter entwickelte. Hitler blieb Gefangener seiner Bindung an die Mutter, die er aber keineswegs verehrte oder auch nur liebte. Er blieb in seiner Entwicklung zurück und vermochte nie, den Narzissmus der ersten Kindheit zu überwinden. Er blieb im Horizont eines magischen Denkens gefangen. Sein Narzissmus wurde auf verschiedene Weise frustriert: durch Versagen in der Schule, durch Abweisung von den Kunstakademien in Wien und München, durch sein Scheitern als Kunstmaler, durch die Niederlage Deutschlands im Ersten Weltkrieg. Das Versagen in der Schule war Hitlers erste Demütigung. Fromm nimmt an, dass diese Erfahrung seine Verachtung und seinen Hass gegen alle, die Ursache oder Zeuge seiner Niederlagen waren, erheblich verstärkt hat. Der Hass könnte sehr wohl den Anfang seiner Nekrophilie darstellen, meint Fromm. Der Erste Weltkrieg wurde zunächst zur Erlösung für diesen interesselosen, einsamen Menschen voller Ressentiments. Doch das Ende des Krieges schien Hitler als erneutes persönliches Scheitern zu empfinden. Sein Hass und sein Rachedurst wurden weiter geschürt. Das Schicksal seines nekrophilen Charakters nahm seinen Lauf ... Hitler überdeckte seine destruktive, nekrophile Leidenschaft mit einem zuvorkommenden, höflichen und beherrschten Auftreten. Fromm spricht von einer "Tarnschicht", und er legt Wert auf die Feststellung, dass ein wahrhaft böser Mensch, wie es Hitler war, nicht leicht erkannt werden kann. "Solange man ... der Meinung ist, dass ein böser Mensch Hörner hat, wird man einen bösen Menschen nicht erkennen."

Das ist, etwas verkürzt, alles, was Fromm zur Genese der Destruktivität Hitlers sagt. Fromm schildert Hitler als einen narzisstischen Menschen, geprägt von einem nekrophilen Charakter. Was er aber nicht deutlich herauszuarbeiten vermag, ist die Ontogenese dieses Charakters, seine Individualgeschichte.

Selbsttheorien der Aggression II: Heinz Kohut

Die Frage nach der Individualgeschichte, nach der Genese einer Charakterstruktur, in der Aggressivität und Grausamkeit dominieren, möchte ich nun in der Auseinandersetzung mit Heinz Kohut aufgreifen. Kohut kann als der eigentliche Begründer der psychoanalytischen Selbstpsychologie gelten. Synonym ist von "Narzissmustheorie" die Rede. Bevor ich näher auf Kohut und seine Arbeiten eingehe, möchte ich im Sinne einer Einleitung zu Kohut und zur Narzissmustheorie erläutern, was Narzissmus überhaupt meint.

Die "psychische Geburt" des Menschen

Wir sind bereits bei Fromm auf das Konzept des Narzissmus gestossen. Wir können nochmals bei Fromm anknüpfen, um zu erläutern, was damit gemeint ist. Der pathologische Narzissmus lässt sich als Ergebnis eines Scheiterns der "psychischen Geburt" des Menschen verstehen. Fromm geht von drei Gegebenheiten aus: Erstens wird der einzelne Mensch ohne seinen Willen geboren. Niemand wird gefragt, ob er in diese Welt eintreten will oder nicht. Zweitens fehlen dem Menschen die starren Anpassungen an die Umwelt, über die die Tiere verfügen. Der Mensch muss ein Arrangement mit seiner Umwelt allererst finden. Er wird in die Welt "geworfen", wie Heidegger sich ausdrückte, und muss aus dieser "Geworfenheit" aus eigenen Stücken etwas machen. Drittens ist sich der Mensch seiner selbst und seiner besonderen Situation bewusst. Dieses Selbstbewusstsein ist der Grund dafür, weshalb der Mensch an seiner Situation scheitern kann. Die Erkenntnis seiner fehlenden Einpassung in die Umwelt bewirkt ein Gefühl der Abgeschiedenheit und Ohnmacht. Das Gefühl der Ohnmacht ruft eine existentielle Angst hervor. Der Mensch erlebt Angst, die Welt könnte ihn überschwemmen, er würde machtlos in den Fluten der Aussenwelt untergehen. Etwas anders formuliert: In dem Moment, wo sich der Mensch seiner mangelnden instinktiven Anpassung bewusst wird, gewinnt alles, was ihn umgibt, eine bedrohliche Mächtigkeit. Sie löst Angst aus, der Umwelt nicht gewachsen zu sein, einer Umwelt, die die eigene Existenz in ihrer Grundstruktur gefährdet. Deshalb die Bezeichnung *existentielle* Angst.

Die Erfahrung der "Geworfenheit", der Getrenntheit und der Angst, die damit einhergeht, macht insbesondere das Kind. Es ist das Neugeborene, das sich seiner selbst allmählich bewusst wird und als "Fremdling" auf dieser Welt erfährt. Nicht die physische Geburt führt in diesen Zustand, sondern das, was man die "psychische Geburt" des Menschen nennen kann. Die Erfahrung des Getrenntseins, das Selbstbewusstsein und das Erlebnis der existentiellen Angst fallen auf einen späteren Zeitpunkt der Entwicklung. Entscheidend ist die Tatsache, dass bis zum Zeitpunkt dieser Erfahrung das

Kind bereits in Beziehung zu seiner sozialen Umwelt aufwächst, so dass die Bewältigung der Erfahrung von Trennung und Angst davon abhängig ist, wie sich diese soziale Beziehung entwickelt hat. Bei angemessener Unterstützung durch seine Bezugspersonen wird das Kind die "psychische Geburt" ohne nachhaltige Probleme meistern und hat damit die Chance, zu einem psychisch ungestörten Menschen heranzuwachsen. Versagt die soziale Umwelt aus irgendeinem Grund, so wird es dem Kinde nicht gelingen, seine existentielle Angst zu überwinden, und es wird mit grosser Wahrscheinlichkeit sein Leben lang von einem unerträglichen Gefühl des Getrenntseins und der Ohnmacht behelligt werden.

Das mag vielleicht etwas allzu einfach tönen, und es ist sicher in dieser Form auch zu wenig differenziert. Ich möchte aber auf folgendes hinweisen: Erstens haben wir mit diesen Überlegungen die Ebene gefunden, auf der die pathologischen Fäden des Narzissmus zusammenlaufen. Anders nämlich als in der Pathologie der klassischen Neurosen (Hysterie, Zwangneurosen, Phobien), bei denen der ödipale Konflikt im Zentrum steht, wurzelt die narzisstische Störung nach psychoanalytischer Auffassung tiefer. Michael Balint (1973) spricht von einer "Grundstörung" und hebt hervor, dass diese "Grundstörung" im Bereich einer Zweierbeziehung, der Beziehung von Mutter und Kind, verankert ist, während die ödipale Störung den Bereich einer Dreierbeziehung, nämlich die Beziehung Vater-Mutter-Kind, betrifft. Noch etwas anderes ist wichtig, nämlich dass die pathologischen Wurzeln des Narzissmus nicht in einem *Konflikt* liegen, sondern in einer existentiellen Störung. Die ödipale Situation ist durch einen ausgesprochenen Konflikt bestimmt: der Knabe begehrt die Mutter als Sexualobjekt, wird aber vom Vater bei der Verwirklichung dieses Begehrens gehindert. Bei der "Grundstörung" haben wir nichts dergleichen. Es besteht kein Konflikt. Balint (1973) sagt folgendes: "Wir sind gewohnt, uns die dynamischen Kräfte der seelischen Vorgänge entweder in Gestalt eines biologischen Triebes oder in Gestalt eines Konflikts vorzustellen. Aber die aus der Grundstörung stammende Energie hat, obwohl sie hochgradig dynamisch ist, weder Trieb- noch Konfliktform. Es ist eine Störung, ein Defekt in der psychischen Struktur, eine Art Mangel, der behoben werden muss. Es ist nicht etwas Aufgestautes, für das man eine Abfuhr suchen muss, sondern eher eine Not, die entweder aktuell besteht oder schon fast das ganze Leben des Patienten hindurch bestanden hat. Ein Triebbedürfnis kann befriedigt, ein Konflikt gelöst werden, aber eine Grundstörung kann im besten Fall geheilt werden, vorausgesetzt, dass die seinerzeit fehlenden Bestandteile gefunden werden."

Das mag abstrakt und schwer verständlich tönen, ist aber Ausdruck der Tatsache, dass die neuere Psychoanalyse den Stellenwert des ödipalen Konfliktes stark relativiert hat und gleichsam tiefer liegende Störungen be-

arbeitet. Der pathologische Narzissmus ist ein Beispiel einer solchen tiefer liegenden, hinter die ödipale Dynamik zurückreichenden Störung der psychischen Entwicklung. Mit Fromm formuliert, geht es um eine existentielle Problematik und nicht um den (ödipalen) Konflikt zwischen Mutter, Vater und Kind.

Narzisstisch gestörte Menschen, so können wir damit als erstes festhalten, sind Menschen, deren "psychische Geburt" nicht wirklich gelungen ist. Sie leiden an den Folgen dieses Misslingens, das heisst an der gescheiterten Verarbeitung des Erlebnisses des Getrenntseins. Fromm (1990) diskutiert drei Arten der Auseinandersetzung mit der Situation des Getrenntseins: 1) Das Erlebnis der Getrenntheit kann *ausgeschaltet* werden durch ekstatische oder orgiastische Praktiken (Trance, Orgien, Alkohol, Drogen). Auf diese Weise verschwindet die Umwelt und damit auch das Gefühl der Getrenntheit. 2) Die genau entgegengesetzte Möglichkeit, das Gefühl der Getrenntheit zu überwinden, ist die Vernichtung der eigenen Individualität. Man löst sich auf in einer Gruppenidentität bzw. in der Konformität mit den Erwartungen anderer. "Wenn ich genau so bin wie alle anderen, wenn ich weder Gefühle noch Gedanken habe, die mich von ihnen unterscheiden, wenn ich in Bräuchen, Kleidung, Vorstellungen mit dem Vorbild der Gruppe übereinstimme, bin ich gerettet, gerettet vor dem entsetzlichen Erlebnis der Einsamkeit." Man kann auf diese Weise den Konformismus erklären. Denn das Nicht-Übereinstimmen mit der Meinung anderer lässt die existentielle Angst und das Gefühl des Getrenntseins aufkommen; man wird daran erinnert, dass zwischen Ich und Nicht-Ich eine Trennlinie besteht, die man nicht überwinden gelernt hat. Deshalb löst jede Abweichung von der Konformität existentielle Angst aus. Folglich tut man alles, diese Angst von sich fernzuhalten, das heisst man passt sich maximal den Erwartungen der anderen an. 3) Eine dritte Möglichkeit, dem Gefühl des Getrenntseins zu entrinnen, ist der Suizid.

Diese drei Wege der Überwindung des Gefühls der Getrenntheit gelten letzten Endes als pathologisch. Eine konstruktive Überwindung des Gefühls der Getrenntheit von Ich und Welt ist dagegen die schöpferische Tätigkeit. "In jeder schöpferischen Arbeit vereinigt sich der schöpferische Mensch mit seinem Material, das die Umwelt des Menschen darstellt. Ob der Tischler einen Tisch arbeitet oder der Goldschmied ein Schmuckstück, ob der Bauer sein Getreidefeld bestellt oder der Maler ein Bild malt - in jeder schöpferischen Arbeit werden Arbeiter und Gegenstand eins, vereinigt sich der Mensch mit der Welt im Prozess des Schaffens." Die eigentliche Antwort auf die existentielle Frage liegt gemäss Fromm aber nicht in der schöpferischen Tätigkeit, sondern in der zwischenmenschlichen Vereinigung, in der Vereinigung mit einem anderen Menschen, in der *Liebe*. Auch dabei spielt aber das Einswerden, die Harmonie, eine entscheidende Rolle,

allerdings unter Bewahrung der je individuellen Integrität und Unabhängigkeit. Fromm sagt, die reife Liebe sei "... *Eins-Sein unter der Bedingung, die eigene Integrität und Unabhängigkeit zu bewahren*, und damit auch die eigene Individualität. *Die Liebe des Menschen ist eine aktive Kraft*, die die Mauern durchbricht, durch die der Mensch von seinen Mitmenschen getrennt ist, und die ihn mit den anderen vereint. Die Liebe lässt ihn das Gefühl von Isolation und Getrenntheit überwinden, erlaubt ihm aber, sich selbst treu zu bleiben und seine Integrität, sein So-Sein zu bewahren. In der Liebe ereignet sich das Paradox, dass zwei Wesen eins werden und doch zwei bleiben." Voraussetzung zu dieser Liebe ist jedoch eine integrierte Persönlichkeit, das heisst eine gelungene "psychische Geburt". Nur so kann ich den anderen in der Art akzeptieren, wie er ist, und ich habe es nicht nötig, ihn zu etwas zu machen, was er nicht ist.

Halten wir fest, dass es im Falle des Narzissmus um frühe psychische Differenzierungsprozesse geht, die man mit dem Terminus der "psychischen Geburt" umschreiben kann. Es sind Differenzierungen, die vor der ödipalen Konstellation liegen und existentiellen Charakter haben. Es geht um die besondere Situation des Menschen als eines von seiner Natur her nicht determinierten Wesens, das sich seiner selbst bewusst wird und diese Erfahrung zu bewältigen hat. Bei der Bewältigung der Erfahrung des Selbstbewusstseins sind verschiedene Wege möglich, konstruktive Wege, die zu schöpferischer Tätigkeit und Liebe führen, und destruktive Wege, die zur Ausschaltung des eigenen Ichs und zum Suizid führen können. Wir werden sehen, dass Aggression und Gewalt ebenfalls auf diesen destruktiven Wegen der Auseinandersetzung mit der Erfahrung der eigenen Existenz liegen.

Die Entwicklung des narzisstischen Systems

Was nun die Grundlagen des pathologischen Narzissmus anbelangt, so handelt es sich dabei im wesentlichen um eine Störung des *Selbstwertgefühls*. Heinz Henseler umschreibt die Situation folgendermassen: "... das zentrale Symptom eines narzisstisch gestörten Menschen (muss) ein mehr oder weniger labiles Selbstgefühl sein ..., welches sich in Selbstunsicherheit, Verletzlichkeit, Neigung zu Minderwertigkeitsgefühlen, Selbstzweifeln, kurz: in einer besonderen Anfälligkeit für Kränkungen äussert." Henseler betont damit die eine Seite bzw. die eine Möglichkeit, in der sich Selbstunsicherheit äussern kann, nämlich in Gefühlen von Selbstzweifel, Minderwertigkeit und Depressivität. Die andere Seite bzw. Möglichkeit ist quasi das Gegenteil, nämlich ein "aufgeblasenes Selbstkonzept", ausgefüllt von Grössenphantasien, einem Gefühl der Grandiosität der eigenen Person etc. Es ist vielleicht diese zweite Seite der narzisstischen Störung, die wir assoziieren, wenn wir im Alltag das Wort "Narzissmus" hören. Doch im wissenschaftlichen Sprachgebrauch meint "Narzissmus" beide Seiten: so-

wohl Gefühle der persönlichen Grossartigkeit als auch Gefühle der persönlichen Minderwertigkeit.

Oftmals schwanken narzisstisch gestörte Menschen zwischen diesen beiden Zuständen. Dahinter steckt immer eine Störung des Selbst, das heisst eine Unsicherheit, wer man überhaupt ist, und eine Unsicherheit, was für einen Wert man hat. Die Folge ist eine starke Selbstbezogenheit, und zwar in beiden Fällen, sowohl bei grandiosen wie bei depressiven Zuständen. Die Selbstbezogenheit narzisstisch gestörter Menschen äussert sich insbesondere in ihren sozialen Beziehungen, das heisst in ihrem Umgang mit anderen Menschen. Dieser Umgang mit anderen ist - auf einen Nenner gebracht - ausbeuterisch. Der andere interessiert letztlich nur insofern, als er etwas einbringt für die eigene Selbstbestätigung. Erinnern Sie sich diesbezüglich an die Äusserungen Fromms zur Person von Adolf Hitler. Aber auch Konrad Lorenz' Tante kann nochmals als Beispiel dienlich sein. Wie Heinz Kohut formuliert, wird der andere als ein "Selbst-Objekt" wahrgenommen und missbraucht, das heisst als eine Art Ausweitung des eigenen Selbst. Der narzisstisch Gestörte nimmt die andere Person als Teil seines eigenen Selbstsystems wahr und glaubt, die andere Person dementsprechend manipulieren zu können. Die andere Person wird nicht in ihrer Eigenständigkeit anerkannt. Vielmehr wird erwartet, dass sie dem eigenen Selbst Anerkennung, Bewunderung und Bestätigung gibt. Der andere ist nur so lange interessant, wie er diese Selbstbestätigung liefert. Solange der oder die andere dies tut, wird er bzw. sie vom narzisstisch gestörten Individuum idealisiert, das heisst es besteht eine soziale Beziehung, die relativ konfliktfrei und durchaus angenehm sein kann. Sobald aber der andere mit seinen Gratifikationen zurückhält oder gar Kritik übt, wird er dem narzisstisch gestörten Individuum bedrohlich. Er wird entwertet und schliesslich fallengelassen.

Die Folge dieser psychischen Struktur ist, dass die Interaktionspartner einer narzisstisch gestörten Persönlichkeit in zwei scharf getrennte Kategorien fallen: erstens jene, die das "Spiel" mitmachen. Diese werden idealisiert. Zweitens jene, die aus dem "Spiel" ausgetreten sind. Diese werden klein gemacht und verachtet. Des weiteren ist die Angst vor Kränkungen äusserst gross, was sich auf die sozialen Beziehungen insofern auswirkt, als narzisstisch gestörte Individuen im allgemeinen eine grosse Distanz anderen gegenüber aufbauen. Die Distanz und das Misstrauen anderen gegenüber verhindern, dass narzisstisch gestörte Menschen echte Liebe empfinden können. Die Unsicherheit über das eigene Selbst und den eigenen Selbstwert führen zu Gefühlen der inneren Leere und Dumpfheit, auch zu Rastlosigkeit und Langeweile, sobald Selbstbestätigungen fehlen. Schliesslich auch zu Wutgefühlen, zu "narzisstischer Wut", wie sie insbesondere Kohut beschrieben hat.

Damit haben wir ein bereits etwas deutlicheres Bild von der "Beschaffenheit" des "narzisstischen Systems". Wie genau dessen *Entwicklung* vor sich geht, möchte ich nun in Auseinandersetzung mit Heinz Kohut nachzeichnen. Kohut wurde 1913 in Wien geboren und studierte dort Medizin. 1939 verliess er Österreich und ging in die Vereinigten Staaten. Dort erhielt er seine Ausbildung in Neurologie und Psychiatrie an der University of Chicago, wo er später Professor für Psychiatrie war. Diese Ausbildung ergänzte er am Chicago Institute for Psychoanalysis, dem er als Dozent und Lehranalytiker angehörte. Seine wissenschaftlichen Beiträge dienten vor allem der Klärung psychoanalytischer Grundbegriffe und Theorien, insbesondere der Bedeutung von Introspektion und Empathie. Er verwendete psychoanalytisches Wissen aber auch zur Analyse von Literatur und Musik. Ausserdem hat er über Fragen der psychoanalytischen Ausbildung gearbeitet. Der Schwerpunkt seines Werkes liegt jedoch in der Entwicklung der Narzissmustheorie. Kohut war 1964 und 1965 Präsident der Amerikanischen Psychoanalytischen Vereinigung. Er war auch einer der Vizepräsidenten der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung und Vizepräsident der Sigmund-Freud-Archive. Heinz Kohut ist 1981 gestorben.

Kohut betont die Wichtigkeit einer responsiven Umwelt für die Entwicklung des Kleinkindes. Das Kind soll in seiner Spontaneität und Lebendigkeit Anerkennung finden. Dabei sind die Äusserungen Kohuts - der traditionellen Psychoanalyse entsprechend - vor allem auf die Mutter konzentriert. Ich werde diese Einseitigkeit in meiner Darstellung nicht korrigieren können. Wir werden später jedoch sehen, dass darin auch eines der Probleme von Kohuts Ansatz liegt.

Die Mutter hat das Kind in seiner Ganzheit anzunehmen. Reagiert sie auf isolierte Verhaltensweisen mit abwehrender Heftigkeit, so missdeutet sie aller Wahrscheinlichkeit nach die Bedeutung, die die Verhaltensweise für das Kind selbst hat. Das gilt zum Beispiel für körperliche Ausscheidungen. Denn in diesen kann der ganze Stolz eines Kleinkindes zum Ausdruck gelangen. Eine Mutter, die dies nicht wahrzunehmen vermag, wird lediglich auf das anale Verhalten reagieren und damit das nach Anerkennung strebende Selbst des Kindes missachten. In allgemeiner Formulierung drückt sich Kohut folgendermassen aus: "Wenn eine Mutter das fäkale Geschenk stolz annimmt - oder wenn sie es zurückweist oder daran uninteressiert ist - , so reagiert sie nicht nur auf einen Trieb. Sie reagiert auch auf das sich bildende Selbst ihres Kindes. Ihre Haltung beeinflusst, mit anderen Worten, eine Gruppe innerer Erfahrungen, die in der weiteren Entwicklung des Kindes eine entscheidend wichtige Rolle spielen. Sie reagiert - mit Annahme, Zurückweisung oder Nichtbeachtung - auf ein Selbst, das im Geben und Anbieten Bestätigung durch das spiegelnde Selbstobjekt [die Mutter, W.H.] sucht. Daher erlebt das Kind die stolze, freudige Haltung der Eltern

oder ihren Mangel an Interesse nicht nur als Annahme oder Ablehnung eines Triebes, sondern auch - dieser Aspekt der Interaktion zwischen Eltern und Kind ist oft der entscheidende - als Annahme oder Zurückweisung seines versuchsweise etablierten, doch noch verwundbaren kreativ-produktiv-aktiven Selbst. Wenn die Mutter dieses Selbst zurückstößt ... oder wenn ihre Unfähigkeit, auf das gesamte kindliche Selbst zu reagieren, sie zu einer Fragmentierung auslösenden Voreingenommenheit für seine Ausscheidungen veranlasst ..., dann wird das Selbst des Kindes sich geschwächt fühlen, und es wird den Versuch aufgeben, die Freude der Selbstbestätigung zu erlangen, und sich stattdessen zu seiner Beruhigung den Lüsten zuwenden, die es aus den Fragmenten seines Körper-Selbst beziehen kann." Es gibt eine frühe Phase der kindlichen Entwicklung, vermutlich bereits mit der Geburt beginnend, wo die Reaktionen der Bezugspersonen auf die spontanen Äusserungen des Kindes die Funktion eines - wie Kohut und auch andere meinen - "Spiegels" haben. Wo die Mutter - gleiches gilt aber sicher auch für den Vater - die Potenzen, Gefühle, Verhaltensweisen, Empfindungen etc. des Kindes inadäquat oder gar nicht "spiegelt", da lernt das Kind nie seine menschlichen Möglichkeiten kennen. Wenn das Kind in den Augen von Mutter und Vater nicht sich selbst, seine Fähigkeiten und Bedürfnisse, gespiegelt findet, sondern die Ängste, Sorgen, Hoffnungen, Erwartungen und Projektionen der Eltern, dann - so die Grundthese von Kohut - kann das Kind sich selbst nicht wirklich erkennen und anerkennen. Statt dessen achtet es auf die Ängste und Erwartungen der Eltern und entwickelt Ansätze eines "falschen Selbst".

Allerdings geht es nicht um eine Permanenz der Spiegelung. "Was ein Kind braucht, ist weder fortgesetztes, vollkommenes empathisches Reagieren von Seiten des Selbstobjekts noch unrealistische Bewunderung. Die Matrix für die Entwicklung eines gesunden Selbst im Kinde wird durch die Fähigkeit des Selbstobjektes geschaffen, wenigstens teilweise mit angemessener Spiegelung zu reagieren; pathogen ist nicht das gelegentliche Versagen des Selbstobjekts, sondern seine (oder ihre) chronische Unfähigkeit, angemessen zu reagieren ...". Vielleicht ist die Metapher des "Spiegels" bzw. der "Spiegelung" nicht genau genug. Denn ein Spiegel ist etwas Passives. Worum es aber geht, ist das aktive Auf-das-Kind-Eingehen. Und dafür würden wir vielleicht besser das Wort "Resonanz" verwenden. "Resonanz" bedeutet ein Mitschwingen - denken wir an den Resonanzboden einer Gitarre oder Geige -, ja eine Verstärkung der Schwingungen der Saiten, und darum geht es letztlich, darum nämlich, dass die Mutter wie ein Resonanzboden wirkt, indem sie durch eine Art aktives Mitschwingen die Verhaltensäusserungen des Säuglings verstärkt.¹⁷

¹⁷ Vgl. das ähnliche Konzept des "attunement" bei Stern (1992).

Mit der beginnenden Subjekt-Objekt-Differenzierung (der "psychischen Geburt" des Kindes) führen die Spiegelungen bzw. Resonanzen der Mutter beim Säugling zu "Selbstkernen". Je nachdem wie die Spiegelungen waren, werden diese "Selbstkerne" die Elemente eines "wahren Selbst" oder aber eines "falschen Selbst" sein. Die Selbstkerne repräsentieren einzelne Körperteile und Verhaltensweisen, die zunächst noch nicht zu einem ganzheitlichen Selbst zusammengefügt sind. Das Kind hat also noch nicht eine integrierte Vorstellung seiner selbst. Das Analoge gilt für die Objekte, die ebenfalls zunächst in der Form von "Objektkernen" bzw. "Partialobjekten" repräsentiert sind. Dabei muss das Kind überhaupt erst lernen, zwischen Selbst- und Objektkernen zu differenzieren, das heisst es muss sich eben diese Trennung dessen, was zu ihm (seinem "Selbst") gehört, und dem, was zur Aussenwelt gehört, erst einmal aneignen.

Einige der Selbstkerne wird das Kind als "gut", einige als "böse" erleben. Vergleichbares gilt für die Objektkerne. Zunächst besteht allerdings die Tendenz, alles Gute in den Selbstkernen und alles Böse in den Objektkernen zu lokalisieren. Die Selbstkerne sind ausschliesslich "gut", da lustvoll. Die Objektkerne sind tendentiell "böse", da unlustvoll. Alles Unlustvolle aus dem eigenen Inneren, zum Beispiel bedrängende Bedürfnisse, wird nach "ausen", in Objekte projiziert. Und Lustvolles von aussen, zum Beispiel die Mutter als befriedigendes Objekt, wird nach "innen" genommen, in die Selbstkerne introjiziert. Erst allmählich kommt eine Differenzierung zustande, so dass neben "guten" auch "böse" Selbstkerne und neben "bösen" auch "gute" Objektkerne wahrgenommen werden. Und die weitere Entwicklung des Kindes führt dann dazu, dass aus den verschiedenen Selbst- und Objektkernen ein integriertes Selbst und integrierte Objekte bzw. genauer gesagt: eine integrierte Selbstrepräsentanz (Selbstkonzept) und integrierte Objektrepräsentanzen gebildet werden.

Zusammengefasst gibt es bezüglich des Selbst ein Stadium der kindlichen Entwicklung, "... in dem das Kind nur einzelne Körperteile und einzelne körperliche und seelische Funktionen erlebt ...". Dieses Stadium wird abgelöst durch ein Stadium, "... in dem das Kind sich selbst als zusammenhängendes körperlich-seelisches Selbst erlebt ..." In einem Satz: Es gibt eine Entwicklung "... von der Stufe des fragmentierten Selbst ... zur Stufe des kohärenten Selbst ...".

Wie diese Entwicklung von den Selbst-Fragmenten zum kohärenten Selbst konkret abläuft, darüber gibt es verschiedene Vorstellungen, auch bei Kohut. Das braucht uns hier aber nicht weiter zu beschäftigen. Wesentlich ist vielmehr, dass der Entwicklungsschritt von den fragmentierten Selbst- und Objektkernen zum kohärenten Selbst und zu kohärenten Objektrepräsentanzen die optimale Unterstützung durch die soziale Umwelt des Kindes erfordert. Sobald das Kind erste Trennungen von Selbst- und Objektkernen

gebildet hat, braucht es die äussere Zuwendung, um diesen Entwicklungsschritt halten zu können. Und wenn das Selbst und die Objekte erstmals deutlich getrennt und integriert sind, dann braucht es erneut den Halt der Eltern, damit das Kind nicht wieder in den Zustand der Selbstkerne, des fragmentierten Selbst, zurückzufällt ("regrediert").

Wir können nun ein wichtiges und interessantes Theorieelement, auf das Kohut Gewicht legt, einführen, nämlich den Gedanken der Existenz eines "Grössen-Selbst" bzw. "grandiosen Selbst" einerseits und eines "idealisierten Selbstobjektes" bzw. einer "idealisierten Elternimago" andererseits. Ich werde diese Begriffe sogleich erläutern. Um vorzubereiten, was damit gemeint ist, erinnern wir uns am besten an Fromms Äusserungen zur Erfahrung der Getrenntheit. Die Trennung von subjektiver und objektiver Wirklichkeit, und sei es auch nur in Form von Subjekt- und Objektkernen, löst beim Kind Ängste aus. Das Kind realisiert ansatzweise seine Abhängigkeit von etwas, das ausserhalb seiner selbst liegt, also insbesondere von der pflegenden Mutter (auch wenn die Mutter noch nicht als Gesamtobjekt wahrgenommen wird). Die Reaktion des Kindes ist die, das Objekt *besitzen* zu wollen, um dadurch die phantasierte ursprüngliche Omnipotenz wieder herzustellen. Das Kind möchte die Mutter bzw. das, was als Mutter-Partialobjekt wahrgenommen wird, haben, um über sie verfügen zu können. Dabei wird es dem Kind kaum gelingen, dieses Verfügenwollen faktisch durchzusetzen, und es wäre auch falsch, wenn die Mutter dem Wunsch des Kindes entsprechen würde. Deshalb greift das Kind zu Phantasien. Die frustrierten Gefühle der Allmacht werden phantasierend wiederhergestellt. Die verloren gegangene Omnipotenz wird quasi kompensierend in Grössenphantasien restituiert. Bei adäquater Reaktion wird die Mutter diese Phantasien zunächst unterstützen. "Verständige Eltern helfen ihren Kindern bei diesen Kompensationsversuchen, indem sie sich bemühen, ihnen die Scham des Versagens und den Zwang der Realität auszugleichen, und indem sie, wo immer die realen Handlungen des Kindes es zulassen, es bestätigen, wie gross, wie lieb, wie schön, wie tüchtig, wie unglaublich stark, wie überraschend klug sie schon seien" (Henseler 1976). Das führt dazu, dass das Kind ein "Grössen-Selbst" entwickelt, wie sich Kohut ausdrückt. Kohut spricht auch vom "grandiosen Selbst", und früher hat er auch vom "narzisstischen Selbst" gesprochen. Wenn die Mutter die Grössenphantasien des Kindes "spiegelt", dann wird sie ihm adäquaterweise die Errichtung seines "Grössen-Selbst" ermöglichen.

Wenn das "Grössen-Selbst" des Kindes von der Mutter gestützt wird, dann fungiert sie als "Selbst-Objekt" des Kindes. Und sie wird auch so erlebt. Subjektiv gesehen, das heisst in der Perspektive des Kindes, wird ein Selbst-Objekt als Teil des eigenen Selbst erlebt. Kohut (1973) illustriert diesen Sachverhalt folgendermassen: "Die ... Kontrolle über diese ...

(Selbst-Objekte) ist der Vorstellung der Kontrolle näher, die ein Erwachsener über seinen eigenen Körper und seine eigene Seele hat, als der Vorstellung von der Kontrolle, die er über andere ausüben kann." Das Selbst-Objekt wird narzisstisch erlebt: als Teil des eigenen Selbst.

Kohut unterscheidet noch eine zweite Art von Selbst-Objekt, dessen Funktion nicht die "Spiegelung" des kindlichen Grössen-Selbst ist, sondern dessen Funktion darin liegt, Idealisierungen des Kindes aufzunehmen. In diesem Fall identifiziert sich das Kind mit der vermeintlichen Grösse der Eltern, im allgemeinen des Vaters. Es nimmt teil an der wahrgenommenen Allmacht eines Objekts. Kohut spricht vom "idealisierten Selbstobjekt" bzw. von der "idealisierten Elternimago". Man kann hier auf die Kinderliteratur verweisen, auf die Märchen, die Kinderbücher, zum Teil auf Kinderspielzeug, sicher auch auf das Kasperltheater, die alle in der einen oder anderen Form die Grössenphantasien von Kindern unterstützen helfen. Das Kind, dem im Märchen oder Kinderbuch nichts geschieht, oder überhaupt die Märchenfigur und der Kasperli mit ihrer grenzenlosen Potenz, bieten Identifikationsmöglichkeiten, über die die Kinder ihr "Grössen-Selbst" bestätigen können.

Zusammengefasst stehen dem Kind zwei Wege offen, die Erfahrung der Getrenntheit zu bewältigen: 1) Durch Bildung von Grössenphantasien, die im allgemeinen durch die Mutter "gespiegelt" werden. Kohut spricht deshalb auch vom "spiegelnden Selbst-Objekt". 2) Durch Verschmelzung mit einem idealisierten Objekt, im allgemeinen dem Vater. Kohut spricht dabei vom "idealisierten Selbst-Objekt". Auf zwei Sätze reduziert, lassen sich die beiden Mechanismen folgendermassen darstellen: 1) Im ersten Fall sagt sich das Kind "Ich bin vollkommen" und entwickelt ein phantasiertes Grössen-Selbst. 2) Im zweiten Fall sagt es sich "Du bist vollkommen, aber ich bin ein Teil von dir" und entwickelt eine phantasierte Verschmelzung mit einem idealisierten Selbst-Objekt.

Die Entwicklung des Kindes geht nun folgendermassen weiter. Mit dem "Grössen-Selbst" und dem "idealisierten Selbst-Objekt" ist das Kind in eine Art Matrix eingespannt, aus der heraus - bei normaler Entwicklung - ein kohärentes Selbst entsteht. Die Aufgabe der Entwicklung ist es, das "Grössen-Selbst" und das "idealisierte Selbst-Objekt" abzubauen und mittels "umwandelnder Verinnerlichung" (Kohut) in das sich bildende Selbst zu integrieren. Das ist wichtig. Die Phase, in der das Kind ein Grössen-Selbst und/oder ein idealisiertes Selbst-Objekt entwickelt, sollte eine vorübergehende Phase sein. Das Kind muss seine Grössenphantasien und seine Idealisierungen allmählich abbauen, wenn es zu einem realistischen Selbst finden will. Dabei ist nach Kohut wiederum die Reaktion der Eltern entscheidend. Die Mutter und der Vater haben dem Kind sukzessive zu zeigen, dass seine Omnipotenzphantasien unrealistisch sind und seine Idealisierungen

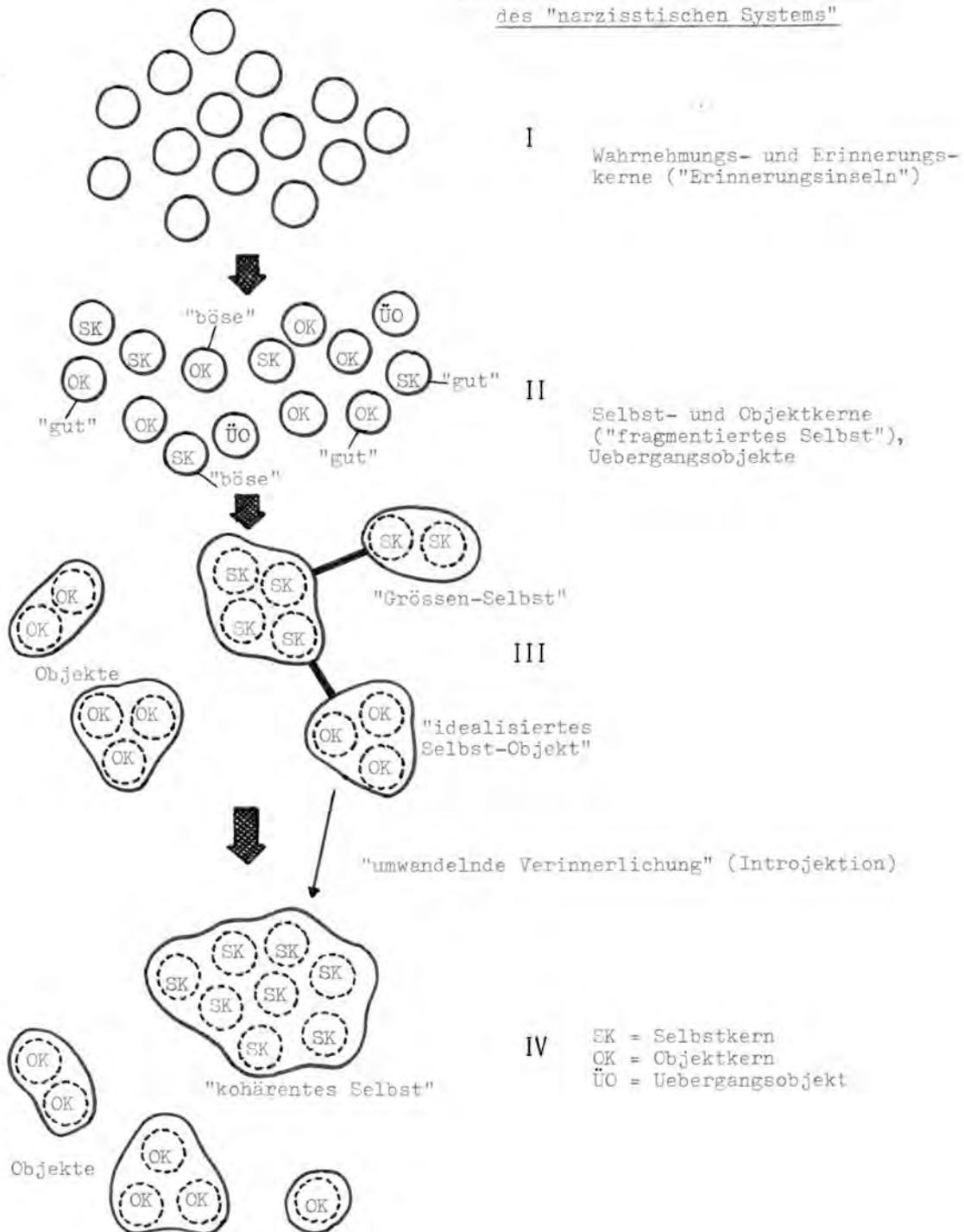
ebenfalls nicht der Wahrheit entsprechen. Es sind also *Versagungen*, die dazu führen, dass das Kind seine Phantasien und Idealisierungen aufgibt. In der Folge werden durch Introjektionen ("umwandelnde Verinnerlichung") die Funktionen der Selbst-Objekte ins kindliche Selbst integriert, das heisst die Funktionen, die die Selbst-Objekte wahrhatten, werden ins Selbst eingebaut, womit das Kind von der Selbst-Objekten unabhängig wird. Funktion der Selbstobjekte war es, einerseits Gefühle der Grösse und andererseits Idealisierungen zu ermöglichen. Ins Selbst integriert, bedeutet dies, dass das Kind von nun an einerseits über einen gesunden Glauben an sich selbst und seine Fähigkeiten verfügt (als Folge der "umwandelnden Verinnerlichung" des Grössen-Selbst) und andererseits über gesunde Ideale und Ziele (als Folge der "unwandelnden Verinnerlichung" des idealisierten Selbst-Objekts). Aufgabe der Eltern ist es, dem Kind einerseits zu zeigen, dass es selbst nicht so grossartig ist, wie ihm seine Grössenphantasien eingeben. Der Grössenwahn des archaischen Grössen-Selbst hat schrittweise (ohne traumatische Konsequenzen) gezähmt zu werden. Andererseits müssen die Eltern dem Kinde Gelegenheit geben zu erkennen, dass auch sie selbst - die Eltern - nicht diese grandiosen, allmächtigen Figuren sind, für die sie das Kind hält. Das Kind soll schrittweise realisieren können, was die wirklichen Eigenschaften seiner Eltern sind. Gelingt der Prozess der "umwandelnden Verinnerlichung", so wird das Kind eine befriedigende Selbstbefindlichkeit erreichen. Seine "psychische Geburt" ist gelungen. Es ist imstande, in "Harmonie mit sich selbst, seinen Mitmenschen und der Natur" zu leben, wie sich Erich Fromm - vielleicht etwas zu optimistisch - ausdrückt.

Damit sehen wir, dass das Thema Narzissmus nicht nur mit Pathologie zu tun hat. Es gibt einen normalen, gesunden Narzissmus und eine normale, gesunde Entwicklung des narzisstischen Systems. Die Graphik auf der folgenden Seite gibt die normale Entwicklung des narzisstischen Systems in schematischer Darstellung wieder.

Zur Pathologie der Selbst-Entwicklung

Die Wurzeln für eine narzisstisch bedingte Aggressivität und Destruktivität liegen im pathologischen Narzissmus bzw. in der pathologischen Entwicklung des narzisstischen Systems. Ganz allgemein gesagt, gelingt im Falle der pathologischen Entwicklung die Internalisierung von "Grössen-Selbst" und/oder "idealisiertem Selbst-Objekt" nicht. Ich möchte diese beiden Prozesse getrennt voneinander diskutieren. Wo die "umwandelnde Verinnerlichung" des "idealisierten Selbst-Objekts" nicht gelingt, da gelingt die Loslösung von diesem Selbst-Objekt nicht. In der Folge bleibt das Individuum auf die Unterstützung seiner psychischen Struktur durch äussere Objekte, die nach wie vor als Selbst-Objekte erlebt werden, angewiesen.

Schematik der normalen Entwicklung
des "narzisstischen Systems"



Die Stärke, Grösse und Vollkommenheit, die dem "idealisierten Selbst-Objekt" zugeschrieben werden, können nicht ins eigene Selbst "umwandelnd" integriert werden, was bedeutet, dass sich das Individuum leer und machtlos fühlt, wenn es von seinem Selbst-Objekt (oder seinen Selbst-Objekten) getrennt wird. Das Selbst hat also nicht genügend Eigenstruktur aufgebaut, um unabhängig und autonom funktionieren zu können. Daher

ist es ständig auf andere angewiesen, um sich überhaupt lebendig zu fühlen.

Auf diese Weise erklären sich einige Symptome der narzisstischen Störung, wie zum Beispiel die innere Leere, das Gefühl der Dumpfheit und des Nicht-wirklich-lebendig-Seins. All dies erklärt sich mit der "dünnen" Struktur - wenn wir so sagen wollen - des Selbst. Kohut spricht von einer "Strukturschwäche"; das Selbst ist ungenügend strukturiert, da es sein "idealisiertes Selbst-Objekt" nicht durch "umwandelnde Verinnerlichung" in sich hineinnehmen (introjizieren) konnte. Das "idealisierte Selbst-Objekt" bleibt ausserhalb der Selbst-Struktur und wird wie eine Art Fremdkörper erlebt. Verständlich wird damit auch der ausbeuterische Charakter narzisstisch gestörter Menschen. Andere werden nicht um ihrer selbst willen geachtet, sie werden auch nicht als libidinöse Triebobjekte gesucht, sondern als Ersatz für die innere Leere und das Defizit an Selbststruktur. Der oder die andere soll dem narzisstisch Gestörten Grossartigkeit, Stärke, Männlichkeit etc. bezeugen, ihn bewundern, Kritik jedoch vermeiden. Kritik wird sogleich als Kränkung empfunden und löst heftige Gegenreaktionen aus.

Wie kommt es zu dieser Fehlentwicklung? Einfach gesagt dadurch, dass es die Eltern - im allgemeinen der Vater - dem Kinde nicht ermöglicht haben, ihre Schwächen (die Schwächen der Eltern) schrittweise zu erkennen. Das Kind konnte sein "idealisiertes Selbst-Objekt" nicht sukzessive abbauen. Es musste eines Tages auf dramatische Art und Weise erfahren, dass seine Eltern bzw. der Vater nicht dieses omnipotente, idealisierte Objekt ist, wie es sich dies in der Phantasie ausgedacht hatte. Das Kind musste von einem Moment auf den anderen die faktische Ohnmacht bzw. Beschränktheit der Eltern erkennen. Seine Phantasiewelt bricht total zusammen, was einer Traumatisierung entspricht. Die Folge ist, dass das "idealisierte Selbst-Objekt" nicht internalisiert werden kann und als archaisches Objekt erhalten bleibt. Zusammengefasst in den Worten von Kohut: "Unter optimalen Bedingungen erfährt das Kind eine schrittweise Enttäuschung durch das idealisierte Objekt - oder, anders ausgedrückt: die Beurteilung des idealisierten Objektes durch das Kind wird zunehmend realistisch - was dann zu einer Rücknahme der narzisstischen Besetzungen von der Imago des idealisierten Selbst-Objektes und ihrer schrittweisen ... Verinnerlichung führt, d.h., zum Erwerb dauerhafter psychischer Strukturen, die intrapsychisch die Aufgaben übernehmen, die das idealisierte Selbst-Objekt vorher erfüllt hatte. Wenn das Kind jedoch den traumatischen Verlust des idealisierten Objektes oder eine traumatische ... Enttäuschung von ihm erlebt, dann wird die optimale Verinnerlichung verhindert. Das Kind erwirbt nicht die benötigte Struktur, seine Psyche bleibt an ein archaisches Selbst-Objekt fixiert, und die Persönlichkeit bleibt das ganze Leben hindurch in einer Weise von

gewissen Objekten abhängig, die man als intensive Form von Objekthunger bezeichnen könnte. Die Intensität der Suche nach und die Abhängigkeit von diesen Objekten kommt daher, dass sie als Ersatz für fehlende Segmente der psychischen Struktur gesucht werden. Sie sind nicht Objekte (im psychoanalytischen Sinn), da sie nicht wegen ihrer Eigenschaften geliebt oder bewundert werden, und ihre tatsächlichen Merkmale und ihre Handlungen werden nur dunkel wahrgenommen. Sie werden nicht ersehnt, sondern gebraucht, um die Funktionen eines Sektors des psychischen Apparates zu ersetzen, der in der Kindheit nicht gebildet werden konnte."

Natürlich sind wir alle irgendwie auf andere angewiesen. Das macht uns noch lange nicht narzisstisch gestört, im Gegenteil. Das Bild eines völlig autonomen, von anderen unabhängig funktionierenden Individuums, das bei diesen Ausführungen von Kohut leicht durchschimmert, ist nicht mehr als ein Ideal, und zudem eher ein problematisches als ein erstrebenswertes Ideal. Wir sind alle in unserem psychischen Haushalt auf andere angewiesen, von anderen abhängig, gerade auch im narzisstischen Bereich, das heisst im Bereich unseres Selbst.¹⁸ Kohut denkt noch allzusehr vom Ideal der männlichen Entwicklung her. Wir werden bei der Auseinandersetzung mit Jessica Benjamin einige Kritik an dieser Position anzubringen haben.

Wir haben von den Folgen der misslungenen Verinnerlichung ("Introjektion") des "idealisierten Selbst-Objektes" gesprochen. Wir können nun in einem analogen Sinne die Situation, die bei einer ungenügenden Verinnerlichung des "Grössen-Selbst" entsteht, diskutieren. Wenn das "Grössen-Selbst" nicht durch transformierende Prozesse ins Selbst integriert wird, dann bleibt es vom Kern-Selbst abgespalten, ein Fremdkörper, wie im Falle des nicht-integrierten "idealisierten Selbst-Objektes". Das hat zur Folge, dass das Selbst nicht über ein gesundes Mass an "Exhibitionismus" verfügt, das die Basis eines gesunden Selbstvertrauens und Selbstwertgefühls bildet. Die Grandiositäts- bzw. Omnipotenzgefühle sind nicht transformiert worden und in Form eines gesunden Glaubens an die eigenen Fähigkeiten ins Selbst integriert worden. Vielmehr bleiben der Exhibitionismus und die Grandiosität in ihrer archaischen Form bestehen, aber abgespalten vom Selbst und u.U. verdrängt. Die Folge ist ein Selbst, dem die Basis des Selbstvertrauens und des Selbstwertgefühls fehlt. Da das archaische "Grössen-Selbst" nicht verinnerlicht werden konnte, existiert es weiter als isolierter Aspekt des Individuums, der zwar irgendwie wahrgenommen und erlebt wird, trotzdem aber nicht als der eigenen Person zugehörig empfunden wird.

¹⁸ Dieser Gedanke wird im Kapitel über die Anerkennungstheorie des Selbst wieder aufgenommen (vgl. S. 133ff.).

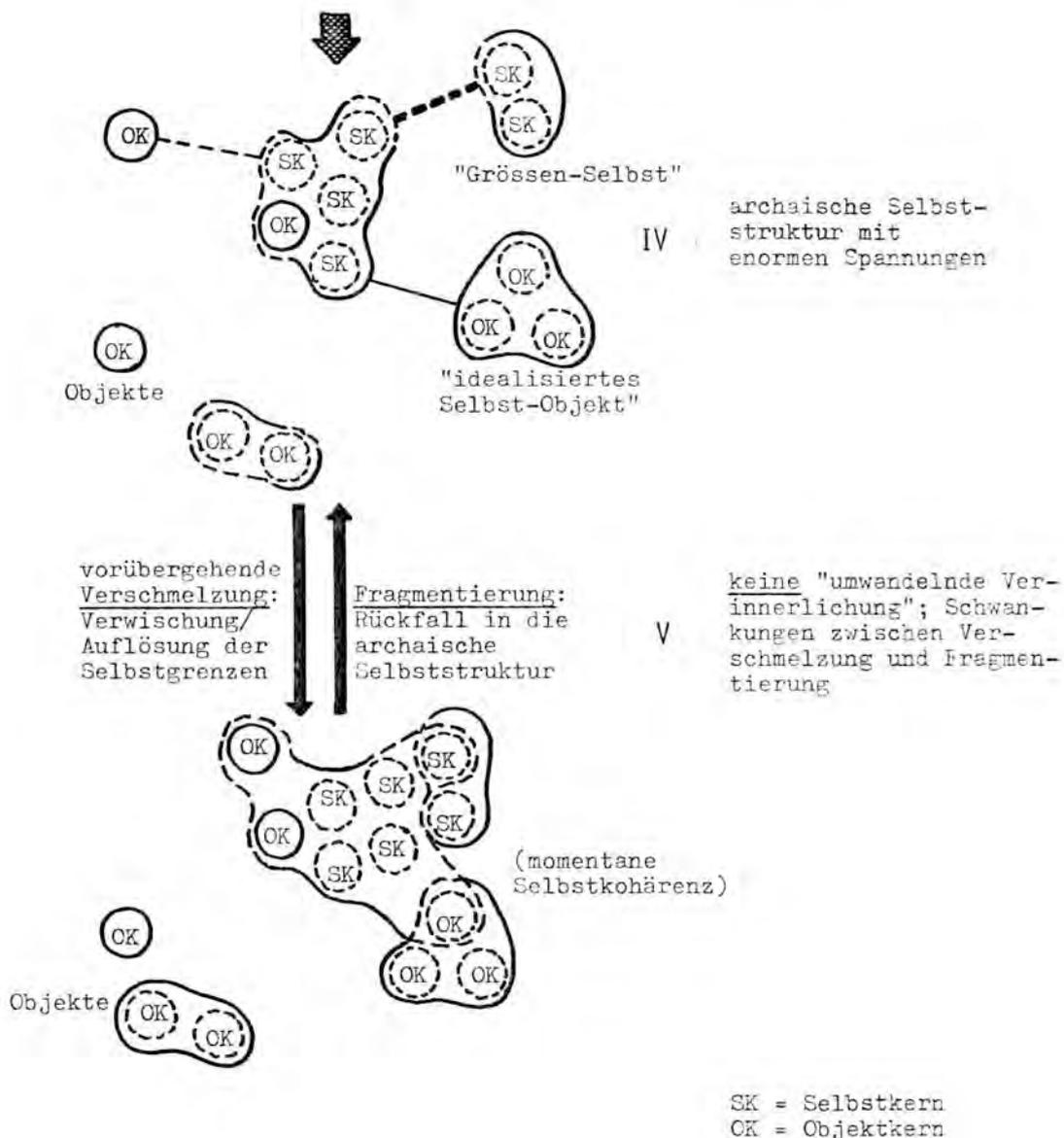
Diese Konstellation kann wiederum einige Symptome der narzisstischen Störung erklären. So die Unsicherheit über den Wert der eigenen Person. Die Gefühle der Grandiosität sind auf das innerlich abgespaltene "Grössen-Selbst" konzentriert und fehlen dem Selbst, was zu Gefühlen der Wertlosigkeit, auch Scham und Schüchternheit führen kann. Verständlich werden kann damit auch das Gefühl mangelnder Initiative und eine gehemmte Aktivität. Das fehlende Gefühl der Übereinstimmung mit sich selbst hat eine lähmende Konsequenz. Die Folge ist auch eine Unfähigkeit, an den eigenen Leistungen und Erfolgen Freude zu empfinden. Die Resultate des eigenen Tuns werden wie fremd wahrgenommen und können kaum positiv bewertet werden. Das, was an Leistung erbracht wird, bleibt immer meilenweit von den zwar abgespaltenen, deshalb aber keineswegs unwirksamen Grössenphantasien des archaischen Grössen-Selbst entfernt.

Ich möchte noch auf ein weiteres Moment der Symptomatik narzisstisch gestörter Individuen eingehen, nämlich deren ausgeprägten Reizhunger. Wenn wir zurückblicken auf die Struktur der narzisstischen Störung, so haben wir einen Menschen vor uns mit einer Art Loch in sich selbst, einem "narzisstischen Loch" (Ammon). Es ist zu wenig psychische Struktur vorhanden, und dieses Zuwenig muss durch Unterstützung von aussen kompensiert werden. Wir haben vor allem von den "narzisstischen Objektbeziehungen" gesprochen, wo andere Menschen die Funktion der Selbst-Stützung zu übernehmen haben. Doch diese Stützung kann auch von nicht-menschlichen Reizen erbracht werden. Zu denken ist an das gesamte Spektrum von Möglichkeiten der Selbststimulierung durch Aussenreize: Alkohol, Drogen, körperliche Aktivität, Sexualität, Musikkonsum, Lärm, exzessives Arbeiten oder allgemein: ruhelose, rastlose Aktivität, da so Gefühle von Lebendigkeit provoziert werden können (vgl. Fromms Terminus der "einfachen Reize"). Wir haben hiermit auch eine Erklärung dafür, dass narzisstisch gestörte Menschen durchaus arbeitsfähig, das heisst sozial angepasst sind. Sie können die Arbeit als ein Mittel der Reizzufuhr verwenden, das heisst sie sind nicht in erster Linie an den inhaltlichen Aspekten ihrer Arbeit interessiert, sondern am Arbeiten als solchem. Das intensive oder vielmehr exzessive Arbeiten verschafft ihnen die benötigten Reize, die ihrer verarmten Selbststruktur das Gefühl von Fülle vermitteln. Es geht bei diesem Reizkonsum generell immer darum, die Grenzen des "falschen" Selbst zu durchbrechen, um zu mehr Struktur zu gelangen. Auf diese Weise werden die sonst fehlenden Gefühle der Geborgenheit und Sicherheit erlebbar. Es ist das Eigenartige an Phänomenen wie schnelles Auto- und Motorradfahren, Fliegen, auch Schiffahren, dass dabei nicht etwa Angst erlebt wird, sondern geradezu das Gegenteil: Man fühlt sich wohl in oder auf der Maschine und erlebt ausgesprochene Gefühle von Sicherheit, Geborgenheit und Wohlbefinden (vgl. das "Flow-Erlebnis", wie es Mihalyi Csikszentmihalyi

halyi [1985] beschreibt). Die Reizüberflutung führt zu einer Aufweichung der verarmten Selbststruktur und ermöglicht eine Ausweitung des Selbst, eine vorübergehende Verschmelzung des Selbst mit den abgespaltenen archaischen Selbst- und Objektfragmenten. Der Reizhunger hat die Funktion, einen fundamentalen Defekt der psychischen Struktur auszugleichen. Ein Ausgleich, der allerdings nur vorübergehend sein kann, da die Reizstimulation nicht permanent aufrechterhalten werden kann. Unweigerlich erfolgt ein Rückfall in die defekte Selbststruktur und deren Spannungen, womit das Individuum in depressive Zustände gerät.

Schematik der pathologischen Entwicklung des "narzisstischen Systems"

I, II und III wie bei der normalen Entwicklung



Selbsttötung

Ich gehe nun auf die Frage, wie Aggression und Gewalt im Rahmen der Narzissmustheorie von Kohut erklärt werden können, ein. Dabei möchte ich drei Themen aufgreifen, die auf unterschiedliche Art mit Aggression zu tun haben, nämlich Suizid, Sucht und "narzisstische Wut". Der Suizid ist ein Beispiel für Aggression gegen sich selbst, Sucht kann ähnlich verstanden werden, nämlich als ein langsamer Prozess der Selbstzerstörung. Und im Falle der "narzisstischen Wut" ist die Aggression offensichtlich, wenn auch nicht auf das Selbst, sondern auf andere gerichtet. Beginnen wir mit dem ersten Thema: Suizid.

Es ist insbesondere Heinz Henseler, der gezeigt hat, dass die psychische Konstellation, die Suizidhandlungen vorausgeht, Übereinstimmungen mit den Symptomen des pathologischen Narzissmus zeigt. Ich möchte im folgenden einige dieser Übereinstimmungen hervorheben.

(1) Soziale Situation, zwischenmenschliche Beziehungen. Die soziale Situation von Suizidanten ist die einer geringen Integration in gesellschaftliche Kontexte (Familie, Verwandtschaft, religiöse oder andere Gruppen, politische Gemeinschaften etc.). Allerdings braucht die objektive soziale Isolierung nicht mit dem subjektiven Gefühl der Einsamkeit parallel zu gehen. Entscheidend für suizidale Handlungen ist nicht eigentlich die soziale Isolierung, sondern das Gefühl der Einsamkeit. Trotzdem ist eine geringe Zahl von zwischenmenschlichen Beziehungen charakteristisch für suizidale Individuen, was seine Ursache nicht zuletzt in deren psychischer Konstellation hat, die durch Kontaktschwierigkeiten, wenig tiefgehende, flüchtige und störanfällige Beziehungsformen gezeichnet ist. Damit im Zusammenhang steht wohl die Tatsache, dass als bewusstes Motiv beim Suizid(-versuch) Konflikte im zwischenmenschlichen Bereich deutlich an erster Stelle stehen. Auch die Kindheit von Suizidanten ist im allgemeinen von Beziehungskonflikten und Belastungen im zwischenmenschlichen Bereich geprägt. Jedenfalls sind gestörte Beziehungen zu den Eltern, insbesondere ein mangelnder oder fehlender affektiver Kontakt, häufig bei Suizidanten. Die Objektbeziehungen suizidaler Menschen werden als "abhängig, anklammernd, symbiotisch, oral, passiv und masochistisch" (Henseler) beschrieben. Wie für narzisstisch gestörte Personen generell typisch, führen Kränkungen und Konflikte bei Suizidanten zu einer zunehmenden Verengung des Lebensraumes und des sozialen Beziehungsnetzes. Die Einengung des Lebensraumes führt schliesslich zur Ausrichtung an einer einzigen Bezugsperson, der gegenüber eine völlige Abhängigkeit entsteht. Konflikten lässt sich in einer solchen Situation nicht mehr ausweichen.

(2) Depressivität. Dass Suizidhandlungen zumeist eine depressive Gemütsstimmung vorausgeht, jedenfalls eine Stimmungslabilität vorausgeht, ist allgemein be-

kannt. In der psychoanalytischen Literatur wird Depression als nach innen gerichtete Aggressivität gedeutet. Suizidale Menschen haben eine Tendenz, mit aggressiven Impulsen unangemessen umzugehen, das heisst Aggressionen nur durch eine Wendung gegen sich selbst "abführen" zu können.

(3) Über-Ich und Ich-Ideal (Grössenphantasien). Die Konfliktvermeidung narzisstisch gestörter Personen führt zu einer mangelhaften Über-Ich-Bildung. Suizidgefährdete haben sowohl ein strenges Über-Ich als auch ein rigides Ich-Ideal. "Der potentielle Selbstmörder wird als ein Mensch beschrieben, der nach sehr hohen und unrealistischen Idealen lebt. Obwohl ihre Realisierung immer wieder misslingt, wird sie von seinem Gewissen unerbittlich gefordert. Zu den Idealen gehört auch die Kontrolle der Aggressivität. In diesem Sinne wird die Suizidhandlung zum Teil auch als ein Akt der Selbstbestrafung interpretiert (Henseler)."

Die hochgespannte Idealbildung verlangt eine Abwehr "negativer" Befindlichkeiten und Gefühle, wie Unglücklichsein, Depressivität, Schwäche etc., ja selbst der Impuls zum Suizid wird oft verleugnet. Dahinter verbergen sich geheime Grössenphantasien und ein abgespaltenes, omnipotentes "Grössen-Selbst". Die Grössenphantasien bedeuten eine Einschränkung des Realitätsbezuges (eine "Ich-Einschränkung" gemäss Anna Freud). Das zeigt sich besonders deutlich an den Phantasien über die Folgen des Suizids, das heisst die Phantasien über das Totsein. Charakteristischerweise sind dies nicht etwa Phantasien des Nicht-mehr-Lebens, sondern geradezu im Gegenteil Phantasien eines anderen, *besseren* Lebens. Das Totsein wird paradoxerweise als etwas äusserst Lebendiges vorgestellt. "Niemand hilft einem, die Angst abzubauen, die Angst vor dem Leben, in dem man steht. So will man sterben, um eigentlich richtig leben zu können", äusserte sich eine Frau, die einen gescheiterten Suizidversuch hinter sich hat ("Tages Anzeiger" 14.8.1981, S. 45). Der Suizid wird als Fortgehen vorgestellt, entweder im Sinne einer Flucht aus der unerträglichen gegenwärtigen Realität oder im Sinne einer Zuflucht zu einem phantasierten besseren, harmonischen Zustand. Karl Menninger (1978) weist darauf hin, dass manche "selbsterstörerischen Individuen" nicht imstande sind, die Hilfe zu erbitten, derer sie bedürftig wären. Das heisst sie sind nicht fähig, die eigene Schwäche einzugestehen und sich etwas (nämlich Hilfe von aussen) zu wünschen.

Interessant ist die beruhigende Wirkung, die vom Entschluss oder der bewusst wahrgenommenen Möglichkeit, sich umzubringen, ausgeht. Es scheint sich dabei um die Wiederherstellung der eigenen Autonomie bzw. der Verfügungsgewalt über sich selbst zu handeln. Das Gefühl der passiven Ohnmacht angesichts der Ausweglosigkeit der eigenen Lebenssituation wird durch den Entschluss zur Selbstvernichtung auf eigenartig paradoxe Art ins Gegenteil gewendet, in das Gefühl, die Macht über sich selbst zu-

rückgewonnen zu haben. Dieser Mechanismus ist auch bei schweren Krankheiten zu beobachten. Es geht offensichtlich eine gewisse Erleichterung davon aus zu wissen, dass man sich selbst töten kann. Eissler (1980) meint, die Zahl derer, die fähig sind, ihre Leiden zu ertragen, nur weil sie wissen, dass sie die Freiheit haben, ihr Leben freiwillig zu beenden, sei recht gross. Besonders tragisch muss daher die Situation von Schwerkranken sein, die nicht mehr über diese suizidale Möglichkeit verfügen. Das Gefühl, sich selbst "im Griff" zu haben, über sich selbst verfügen zu können, führt auch beim narzisstisch gestörten Individuum, das seinen Suizid phantasiert, zur Aufhebung des Gefühls der Ohnmacht.

Wegen des labilen Selbstwertgefühls präsuizidaler Menschen führt ein Konflikt mit der einzig verfügbaren bedeutsamen Bezugsperson zu einer existentiellen Bedrohung. Die Umlenkung der mobilisierten Aggression gegen die eigene Person und das aufgrund der geringen Realitätskontrolle phantasierte bessere Leben nach dem Tod lassen die suizidale Handlung als den "krisenhaften Versuch, das gefährdete Selbstwertgefühl zu retten" (Henseler) verstehen.

(4) Suggestibilität. Ein weiteres Phänomen suizidaler Menschen ist deren starke Suggestibilität bezüglich selbstmörderischer Handlungen, was sich am eindrücklichsten bei Suizidepidemien zeigt. Auf dem Hintergrund der Narzissmstheorie lässt sich dieser Mechanismus als Identifikationstendenz verstehen, und zwar im Sinne einer Identifikation mit einem "idealierten Selbstobjekt". Das schwache Selbst verschmilzt mit einem realen oder fiktiven (literarisch zum Beispiel Goethes "Werther") "Selbstobjekt" und dessen suizidaler Handlung. Dieser Verschmelzungsprozess kommt nicht zuletzt deshalb leicht in Gang, weil die andere Person keinen Widerstand leistet (sie muss phantasiert werden, da sie faktisch ja bereits tot oder fiktiv ist) und sich folglich konfliktfrei idealisieren lässt. Auf diese Weise lassen sich eventuell auch Doppelsuizide erklären.

Überblickt man die diskutierten Merkmale suizidaler Individuen, so zeigt sich deutlich deren Übereinstimmung mit der Symptomatik narzisstisch gestörter Menschen. Henseler fasst die wesentlichen Charakteristika suizidaler Individuen in einem genetischen Schema, das die Ausführung einer suizidalen Handlung verstehen lässt, zusammen: "1. Der zur Selbstmordhandlung neigende Mensch ist eine in ihrem Selbstgefühl stark verunsicherte Persönlichkeit. 2. Das heisst für sein subjektives (bewusstes und auch unbewusstes) Erleben, dass er sich vermehrt bedroht fühlt, in einen Zustand totaler Verlassenheit, Hilflosigkeit und Ohnmacht zu geraten, aus dem er sich selbst nicht retten kann. 3. Zum Schutz seines Selbstgefühls bedient er sich deshalb in hohem Masse der Realitätsverleugnung und der Idealisierung der eigenen Person wie seiner Umgebung. 4. Reichen diese Schutzmechanismen nicht aus, muss er zu noch primitiveren Mitteln grei-

fen, nämlich zu Phantasien vom Rückzug in einen harmonischen Primärzustand. 5. Indem er diese Phantasie in Handlung umsetzt, kommt er der drohenden narzisstischen Katastrophe aktiv zuvor und rettet für sein Empfinden sein Selbstgefühl. Er verzichtet zwar auf seine Individualität zugunsten einer Verschmelzung mit einem diffus erlebten primären Objekt, gewinnt aber Sicherheit, Geborgenheit, Ruhe und Seligkeit."¹⁹ Diese Thesen behaupten nicht, dass neben den narzisstischen nicht auch andere Determinanten für eine Suizidhandlung von Bedeutung wären. Die Thesen sind so gehalten, dass sie auch für andere psychologische Vorgänge, zum Beispiel für den Rückzug in einen Rausch, für die Suchtphänomene und für bestimmte dissoziale Verhaltensweisen (wie Fortlaufen, Streunen u.ä.) gelten können. Sie stellen also nicht die *differentia specifica* für den Suizidanten im Vergleich zu anderen Formen abweichenden Verhaltens dar, haben aber grosse erklärende Kraft für bestimmte Besonderheiten der zum Suizid neigenden Persönlichkeit und der Durchführung von Suizidhandlungen.

Die Suizidgefährdung ist in der Perspektive der Narzissmustheorie die Folge einer Labilisierung des "narzisstischen Regulationssystems", und die Suizidhandlung erfolgt dann, wenn kein anderer Weg zur "Rettung" des Selbstwertgefühls mehr gesehen wird als eben die Selbstvernichtung. Der Suizid stellt so gesehen eine Art glanzvoller "Sieg durch Niederlage" (Stolorow) dar, ein Triumph im Tod. Die objektiv schwer verständliche Selbstzerstörung erweist sich subjektiv als durchaus einleuchtend, wenn man in Rechnung stellt, dass die Todesphantasien suizidaler Menschen narzisstische Verschmelzungsphantasien sind, also einen Rückzug auf einen harmonischen Primärzustand ausdrücken. Dieser Primärzustand aber ist subjekt- und objektlos. Die suizidale Selbstzerstörung ist so gesehen nichts anderes als ein Agieren "ozeanischer" Phantasien. Der Selbstmord ist ein "... Verzicht auf Individualität zugunsten einer Verschmelzung mit einem diffus erlebten frühen Objekt" (Henseler). Nicht die Selbstvernichtung wird in der suizidalen Handlung angestrebt, sondern die *Selbstentgrenzung*, das heisst die Auflösung des "falschen" Selbst zwecks Regression auf den "ozeanischen" Zustand der präödpalen Strukturlosigkeit.

Die Suizidalität ist somit Folge einer Labilisierung des Selbstsystems ("narzisstischen Systems"). Die Suizidhandlung ist eine Art Rettungsversuch des zerstörten Selbstwertgefühls, eine Entgrenzung des Individuums von seinem "falschen" Selbst und der Versuch, zum "wahren" Selbst zu finden. Wenn wir so argumentieren, dann können wir den Suizid als *einen* möglichen Weg unter anderen sehen, um aus einer narzisstischen Labilität herauszufinden. Denn sobald einem Individuum andere Methoden zur Ret-

¹⁹ Vgl. in diesem Zusammenhang nochmals die Äusserungen Fromms zum Scheitern der "psychischen Geburt" des Menschen.

tung seines Selbstwertgefühls zugänglich sind, dürfte der Suizid vermieden werden.

Sucht

Es sind daher andere Formen der regressiven Verschmelzung, die als "Alternativen" zum Suizid fungieren, ins Auge zu fassen, beispielsweise Rauschzustände und Süchte. Diese Argumentation wird gestützt von einer Betrachtungsweise, die in Verwahrlosung, Alkohol- und Drogensucht Suizidäquivalente bzw. einen "Selbstmord auf Zeit" sieht. Es stellt sich damit die Frage, ob sich die vor allem bei Jugendlichen weiterhin zunehmende Drogensucht mit Hilfe einer narzissmustheoretischen Argumentation als Selbstaggression und Prozess der Selbstvernichtung erklären lässt.

(1) Kohut sieht im Drogensüchtigen jemanden, der unter einer zentralen Schwäche seiner Persönlichkeit leidet. Mittels der Droge glaubt der/die Süchtige, diese Schwäche beheben zu können. Die Droge wird für den Süchtigen "... zum Ersatz für ein Selbst-Objekt, das ihn zu einer Zeit verliess - und dies mit traumatischer Heftigkeit und Schnelle -, zu der er noch das Gefühl hätte haben sollen, die allmächtige Kontrolle über dessen Reaktionen in Übereinstimmung mit seinen Bedürfnissen zu besitzen, als sei es ein Teil von ihm selbst. Indem er die Droge nimmt, zwingt er symbolisch das Selbst-Objekt, ihn zu beruhigen, ihn zu akzeptieren. Oder er zwingt symbolisch das idealisierte Selbst-Objekt, seine Verschmelzung mit ihm zu gewähren und ihn so an seiner magischen Stärke teilhaben zu lassen. In beiden Fällen gibt ihm das Einnehmen der Droge die Selbstachtung, die er nicht besitzt." Diese Formulierungen Kohuts sind allzu sehr an der Droge fixiert, als wäre es die *Droge*, die der Drogensüchtige sucht bzw. sich einverleiben will. Tatsächlich sind es jedoch die Erfahrungen des *Rausches*, die - als toxischer Effekt der Droge - gesucht werden und nicht die Droge als solche bzw. das Fixen, Inhalieren, Schnüffeln etc. der Drogen-substanz. Der Begriff "Rauschmittel" ist daher treffender und in psychologischer Hinsicht weniger missverständlich als der Begriff "Droge".

Die Erklärung der Drogensucht ("Rauschmittelsucht") muss von den Effekten der Droge und nicht von der Droge selbst ausgehen. Diese Effekte aber sind einer narzissmustheoretischen Argumentation zugänglich. Denn die psychische Struktur des narzisstisch gestörten Menschen hat an sich schon suchthafter Charakter. Das "Loch" im Selbst kann durch die gewählten Kompensationsmechanismen nicht gestopft werden. Wie bei einem Süchtigen verstärkt sich damit der Zwang, das kompensatorische Verhalten zu wiederholen. Die Reize, die die Droge vermittelt, sind "einfache Reize" (Fromm) und brauchen die ständige Intensivierung der Dosis, damit sie wirksam bleiben. Die Reizzufuhr muss ständig wiederholt bzw. gesteigert werden.

Die Struktur des narzisstisch gestörten Individuums besteht aus einem schwachen bzw. "falschen" Selbst, getrennt von abgespaltenen archaischen nicht-verinnerlichten Selbstelementen (dem "Grössenselbst" und dem "idealisierten Selbst-Objekt") und einer damit verbundenen abgespaltenen Gefühlswelt. Die Funktion des Drogenrausches ist es, die erstarrte Selbststruktur aufzuweichen, um dadurch Gefühle des Lebendigseins, der Selbstkohärenz und der Zufriedenheit erleben zu können. Die Entgrenzung des eigenen Selbst dürfte - wie beim Suizidanten - auch beim Drogensüchtigen die eigentliche Motivation seines Verhaltens sein. Der Süchtige will mittels der Droge einen Zustand (den Rausch) erreichen, bei dem sich die einengenden und erdrückenden Grenzen seines ("falschen") Selbst aufsprengen lassen. Die Droge ist somit ein Mittel, um aus dem ("falschen") Selbst hervorzutreten. Sie soll helfen, jene Ursituation der Verschmelzung und ozeanischen Strukturlosigkeit wiederherzustellen, die in der Erinnerung oder Phantasie so befriedigend scheint. Der Rausch soll das ("falsche") Selbst entgrenzen.

Dies ist denn auch eine der wesentlichen Bedeutungen des Rauschbegriffes, nämlich die *Ekstase* (vgl. Gelpke 1975)). Ekstase bedeutet Ausser-sich-sein, Aus-sich-heraus-treten oder eben Selbst-ent-grenzung. Die Wirkung verschiedener Rauschsubstanzen ist die einer Art "participation mystique", eine Verschmelzung von Subjekt und Objekt bzw. eine "Entselbstung", wie sich Ludwig Klages ausgedrückt hat: "Opium, Haschisch, Koka, Alkohol, ätherische Öle, Weihrauch, Lorbeer, die Solaneengifte, selbst Nikotin, Koffein, Thein haben wechselweise dem Entselbstungsdrange der Visionäre gedient ...". Der Zustand des Ozeanischen, der damit erreicht werden soll, wird von Gelpke sehr anschaulich geschildert. Dem "Ich" werden im Zustand des Rausches gleichsam die Navigationsmöglichkeiten genommen, dank derer es sich normalerweise in der Alltagsrealität orientiert. "Dann gleicht das Bewusstsein einem Segelschiff, das aus einem engen Kanal, der ihm bisher seinen Kurs vorgeschrieben hatte, plötzlich aufs offene Meer hinausgetrieben wird. Die Ufer zu beiden Seiten, die eine Orientierung über Fahrt, Geschwindigkeit und Reiseziel ermöglichen, weichen zurück, versinken in der Ferne; und wohin nun das Auge auch schweift, begegnet ihm überall die gleiche Unendlichkeit des Horizontes." Der Rausch soll die Starrheit und Falschheit der alltäglichen Selbsterfahrungen auflösen. Auch soll er die fremde, abstrakte und sprachlich strukturierte Erfahrung der kalten und starren äusseren Realität zugunsten einer konkreten, unmittelbaren und sprachfreien Erkenntnis der warmen und fliessenden inneren Realität aufheben. Schliesslich soll der Rausch den abgespaltenen Gefühlsbereich aus seiner Verdrängung hervorholen, das heisst der Rausch soll sonst nicht zugelassene Gefühle aktiv und künstlich herbeiführen. Der Süchtige braucht das Rauscherleben, "... um sich lebendig zu fühlen, ge-

nauer: um zu *sich selbst* zu gelangen, um Kontakt mit jenen zentralen Schichten seiner Persönlichkeit zu bekommen, die ihm das Gefühl einer sinnvollen Existenz vermitteln" (vom Scheidt 1976). "Das Drücken, das Gefühl kannste überhaupt net so beschreiben. Angenehm: ich hab Mamma, Pappa in der Vene drin, ich hab's Zuhause in der Vene. Eine Geborgenheit, ich war sicher, ich konnte reden, ich hab leben können, hat mir das Gefühl vom Leben gegeben, alles war nicht mehr so tragisch, alles um dich rum war okay", wie sich ein Junkie ausdrückt. Mittels des Rausches soll das Gefühl des Totseins, des Nicht-wirklich-lebendig-Seins, bekämpft werden, wie auch Kohut betont.

Diese Argumentation soll nicht die unterschiedlichen Wirkungen der verschiedenen Drogen leugnen. Doch besteht etwas Gemeinsames im Drogenkonsum, nämlich der Rauschzustand und die damit verbundene Ekstase. Und dieses Phänomen gilt genauso für das Fixen illegaler Drogen wie für das Trinken von (legalem) Alkohol. Dass gerade auch der Alkohol bei jungen Alkoholikern die Funktion der Restitution einer narzisstischen Störung haben kann, zeigen die Bemerkungen eines Spezialisten, der davon spricht, diese jugendlichen Alkoholiker klagten "diffus über Unzufriedenheit, innere Spannungen, Selbsthass, depressive Stimmung, Lebensunlust, Gefühl der Leere, Unfähigkeit zu lieben" (zit. nach "Spiegel" Nr. 50, 1974, S. 77). Sie wollen gegen "Gefühle der Wut, der Scham und der Einsamkeit" ankämpfen, vor allem aber gegen das "selbstentwertende Gefühl über die mangelnde Grösse"(ebd.).

Die Auflösung der Selbstgrenzen führt zu einer Verschmelzung mit den abgespaltenen Selbststrukturen ("Grössen-Selbst", "idealisiertes Selbstobjekt") und damit zu einem (vorübergehenden) Gefühl der Ausgeglichenheit und Selbstsicherheit. Das Moment der quasi-instinktiven Sicherheit, das im Rauschzustand erreicht wird, ausgedrückt auch als Leben in der Gegenwart oder im Augenblick, lässt sich immer wieder als Motivation zum Drogenkonsum beobachten. Hinter der drogeninduzierten Regression mag damit nicht nur der Wunsch nach einem momentan ausgeglichenen Selbstzustand stehen. Vielmehr dürfte der Süchtige auch die Hoffnung haben, auf der Rückkehr aus dem Rauschzustand sein "wahres" Selbst nun endlich doch noch zu finden. Die Mythologie der Selbstfindung, die mit der Propagierung von Drogen einhergeht, findet wohl hier ihre Erklärung. In diesem Sinne lässt sich die Rauschregression als ein Selbstheilungsversuch verstehen. Es wäre daher falsch, den Drogenrausch als eine Selbstaufgabe schlechthin zu sehen. Zwar will der Drogenkonsument durchaus sein Selbst aufgeben, aber dieses Selbst ist nicht sein "wahres" Selbst, sondern ein Fremdkörper, ein "falsches" Selbst, das ihn gerade daran hindert, zu sich selbst zu finden und sich selbst zu empfinden.

Die These von der entgrenzenden Funktion der Droge lässt die Frage stellen, inwiefern der Rauschzustand mystischen Erfahrungen entspricht. Ich meine, dass der Drogenrausch tatsächlich mystische Erfahrungen zu vermitteln vermag, aber nur dort, wo er von einem Menschen mit integriertem Selbst erlebt wird. Nur ein Mensch, der zu sich selbst, zu seinem "wahren" Selbst gefunden hat, kann den Drogenrausch als Ausweitung seines Selbst im Sinne einer "unio mystica" erfahren. Die Entgrenzung des Selbst führt in diesem Fall auch nicht zur Regression auf primäre Zustände, sondern - umgekehrt - auf der Basis des reifen Selbst zu einer progressiven Ausweitung und Durchdringung von Selbst und Objekten. Dort aber, wo der Drogenrausch von einer zersplitterten ("narzisstischen") Persönlichkeit erlebt wird, kann höchstens eine momentane Entgrenzung der Selbststrukturen erreicht werden, das heisst eine Zerstörung des "falschen" Selbst ohne Selbsttranszendierung in Richtung auf eine progressive Einheit mit der Objektwelt. Der Drogenrausch narzisstisch gestörter Individuen kann daher nicht als mystisch bezeichnet werden.

Diese Überlegung ermöglicht die Überwindung des immer wieder behaupteten absoluten Gegensatzes zwischen östlicher und westlicher Philosophie und Psychologie. Die in der östlichen Philosophie angestrebte Ich- bzw. Selbstlosigkeit ist nicht als Selbstvernichtung, sondern als Selbsttranszendierung zu verstehen. Es ist eine *Überwindung* des Selbst, die voraussetzt, dass ein Selbst überhaupt gefunden worden ist. Jemand, der sich selbst (noch) nicht gefunden hat, der ist zur Selbstüberwindung per definitionem nicht in der Lage. Die Öffnung gegenüber der inneren und äusseren Welt setzt eine integrierte und ausgeglichene Selbststruktur voraus. Einige der Merkmale, die Kohut als Ergebnis einer *geglückten* Entwicklung des narzisstischen Systems bzw. einer therapeutischen Behandlung narzisstisch gestörter Menschen diskutiert, entsprechen dieser Perspektive. Allgemein wird das Individuum zu einer intensiveren und offeneren Beziehung zu Objekten fähig. Kohut spricht von einer Zunahme der Fähigkeit zur Objektliebe, das heisst "... einer Vertiefung und Verfeinerung des Liebeserlebens des Patienten, sei es im Zustande des Verliebtseins, in langfristiger Zuneigung zu einem anderen Menschen oder in seiner Hingabe an wertvolle Aufgaben und Ziele". Das Aus-sich-heraus-Gehen ist eine unmittelbare Funktion des Zu-sich-selbst-Findens. "Je sicherer ein Mensch sich seines eigenen Wertes ist, je gewisser er weiss, wer er ist, und je sicherer sein Wertesystem verinnerlicht ist - umso mehr wird er mit Selbstvertrauen und Erfolg in der Lage sein, seine Liebe zu geben (das heisst, objekt-libidinöse Bindungen einzugehen), ohne Zurückweisung und Erniedrigung übermässig befürchten zu müssen." Dasselbe gilt für die Fähigkeit zur Empathie, die in direktem Zusammenhang mit der narzisstischen Entwicklung steht. Ein integriertes Selbst ist verbunden mit einer optimalen empathischen

schen Befähigung. Allgemein formuliert ist die Welt für einen Menschen mit einer *geglückten* narzisstischen Entwicklung offener, zugänglicher und intensiver erlebbar als für einen Menschen mit einer narzisstischen Störung. Damit wird in etwa angedeutet, was in der östlichen Philosophie mit Selbstüberwindung gemeint ist: eine harmonische Verschränkung von Subjekt und Objekt, ein Sich-öffnen des Subjekts für die Beschaffenheit des Objekts jenseits seiner Erscheinungen. Wie mühsam diese Selbsttranszendierung ist, davon legen verschiedene Berichte Zeugnis ab (vgl. als Beispiel Herrigel 1979).

Die biblische Geschichte von der Vertreibung des Menschen aus dem Paradies bekommt auf dem Hintergrund dieser Überlegungen eine besondere Bedeutung. Das Paradies verkörpert den intra- bzw. extrauterinen Primärzustand des Menschen. Die Vertreibung aus dem Paradies lässt sich als die "psychische Geburt" des Menschen verstehen, das heisst als jenes Moment, wo die Subjekt-Objekt-Trennung menscheitsgeschichtlich mehr oder weniger glücklich zustande gekommen ist. Bei missglückter Trennung wird individualgeschichtlich ein regressiver Mechanismus in Gang gesetzt, der eine Rückkehr ins Paradies (= menschlicher Primärzustand) erreichen will (zum Beispiel durch Konsum von Drogen). Bei geglückter Trennung besteht die Chance, dass durch erneutes Essen vom Baum der Erkenntnis (= Selbsttranszendierung) das Paradies von hinten wieder betreten und damit die ursprüngliche unmittelbare Beziehung von Subjekt und Objekt wieder hergestellt werden kann (vgl. den Text Heinrich von Kleists "Über das Marionettentheater"). Die Fäden, die sich von solchen traditionellen Beständen unserer Kultur zur Ebene der psychischen Struktur moderner Menschen (und deren Defiziten) ziehen lassen, machen verständlich, weshalb Ursprungsmythen auch in unserer Zeit nach wie vor hohe Attraktivität haben.

Ich sehe in dieser Art von Argumentation ein Kriterium, das auf einer psychologischen Basis die Entstehung von Drogenabhängigkeit erklären lässt. Ein "mystischer" Drogenkonsument, das heisst jemand, der auf der Basis eines integrierten und ausgeglichenen Selbst Drogen konsumiert, dürfte kaum in Gefahr sein, von der Droge bzw. deren Folgen abhängig zu werden, weil er jederzeit in einen Selbstzustand zurückkehren kann, der befriedigend ist. Das "wahre" Selbst hat bei einem Angehörigen einer modernen Gesellschaft dieselbe (stabilisierende) Funktion wie die Gemeinschaft (gestützt durch religiöse oder spirituelle Interpretationsmuster) bei Gesellschaften mit "primitiver" Kultur. Ich denke etwa an nordamerikanische Indianer oder andere sogenannte "primitive" Menschen, wo keine Abhängigkeit von Drogen festzustellen ist. Der Drogentrip in einem traditionellen kulturellen Kontext schafft keine Abhängigkeit, da er erstens religiös motiviert ist und eine religiöse, keine psychische Funktion hat und weil zwei-

tens das Individuum, wenn es vom Trip zurückkehrt, von sozialen Beziehungen getragen wird, also keine Selbstentfremdung erfährt.

Wir haben gesehen, wie sehr die Selbststruktur das Resultat sozialer Prozesse ist. "Grössen-Selbst" und "idealisiertes Selbstobjekt" werden in der Beziehung zu den Eltern entwickelt und haben - sofern sie internalisiert worden sind - eine *stützende* Funktion für das Selbst(wert)gefühl des Einzelnen. Sie haben also eine vergleichbare Funktion wie die realen sozialen Beziehungen in "primitiven" Gesellschaften. Wo diese fehlen und auch kompensatorische Beziehungen nicht verfügbar sind, da muss das Individuum sich als zu schwach erleben und den Drogentrip als zu stark, als dass es der Substanz widerstehen könnte. Also wird es abhängig. Der "narzisstische" Drogenkonsument braucht die Droge als Mittel zur Flucht vor seinem als entfremdet erlebten Normalzustand. Jede Rückkehr in diesen Zustand lässt die Unbefriedigtheit der eigenen Existenz erneut schmerzhaft bewusst werden, was zwangsläufig die Sehnsucht nach dem drogeninduzierten Zustand der Harmonie immer wieder neu wachrufen muss. Auf diese Weise gerät der "narzisstische" Drogenkonsument schliesslich in einen Teufelskreis, wo jede Rückkehr aus einem Rausch den Aufbruch in den nächsten Rausch auslöst. Dieser Teufelskreis kommt deshalb in Gang, weil die Droge den Defekt im Selbst nicht auszugleichen vermag. Zwar kann das "falsche" Selbst (vorübergehend) "vergessen" werden, jedoch wird keine neue Struktur (kein "wahres" Selbst) aufgebaut. "Es ist, als versuche ein Mensch mit einer weit offenen Magenfistel, seinen Hunger durch Essen zu stillen: Er kann wohl durch seine hektische Nahrungsaufnahme aufregende Geschmacksempfindungen hervorrufen, doch da die Nahrung nicht jenen Teil des Verdauungssystems erreicht, in dem sie in den Organismus aufgenommen wird, fühlt er sich weiter dem Verlangen ausgesetzt" (Kohut). Bei dem "mystischen" Drogenkonsumenten kann dieser Teufelskreis nicht ausgelöst werden, weil er den Rausch nicht braucht, um sich bzw. seinen Normalzustand zu "vergessen".

(2) Wenn sich auf diese Weise die Entstehung von Abhängigkeit erklären lässt, wie können dann der *Einstieg* in die Drogenszene, also der erste Trip und die möglicherweise darauf folgende Drogensozialisation erklärt werden? Der Einstieg dürfte über andere erfolgen, das heisst er findet in einer sozialen Gruppe statt²⁰. Diese Gruppe übt - selbst- bzw. narzissmustheoretisch gesehen - für das gefährdete Individuum die Funktion eines "sozialen Uterus" aus und lässt so die Abhängigkeit von der Gruppe erklären, die dann ihrerseits die Sozialisierung in den Drogengebrauch, das heisst das Rauschverhalten und -erleben verstehen lässt. Dass jemand überhaupt auf eine solche Gruppe anspricht, dürfte wohl seinen Grund nicht zuletzt in

²⁰ Ich sehe vom brutalsten möglichen Weg, dem "Anfixen" eines potentiellen Opfers, ab.

seinen bisherigen Sozialisierungserfahrungen haben. Eltern, die ein legales Drogenverhalten praktizieren, das jede geringste Unpässlichkeit mit chemischen Substanzen, Alkohol oder Nikotin abtötet oder übertüncht, schaffen ein Vorbild für ihre Kinder, das diese dazu verleiten kann, ihre inneren Probleme ebenfalls mit Drogen zu lösen (vgl. Niederberger 1987). Kann der Effekt des Rausches im vollen Masse erlebt werden, so ist die Sozialisation des Drogenkonsumenten abgeschlossen und die Gruppe wird überflüssig. Die Rauscherfahrung bzw. die Erfahrung der Diskrepanz von Rausch- und Normalzustand ist entscheidend für den weiteren Weg des Drogenkonsumenten. "Sei es, dass gewisse psychosomatische Beschwerden zeitweilig verschwinden; sei es, dass er sich zum ersten Mal seit langer Zeit entspannt fühlt; sei es, dass er den emotionalen Abgrund zu seinen Mitmenschen plötzlich überbrückt findet. Er hat jedenfalls erlebt, dass Drogennehmen, dass Berauschtsein angeblich etwas sehr sinnvolles ist. Und sobald die Euphorie abgeklungen ist und Schizoidie bzw. Depression sich wieder in ihm ausbreiten, wächst das Verlangen nach dem nächsten Rausch" (vom Scheidt). Der Rausch steht nun im Vordergrund, und die Bedeutung der Gruppe reduziert sich allenfalls auf die Organisation des Drogennachschubes.

Das heisst allerdings nicht, dass die Objektbeziehungen abbrechen, denn die anderen bleiben in ihrer Funktion als Selbst-Spiegel und als Orientierungspunkt der eigenen Existenz erhalten. Die Beziehungen sind narzisstisch ("eine Scheibe haben") und schwanken zwischen den Polen von Idealisierung und Entwertung. Das erklärt die geringe Integration von Süchtigen-Gruppen, die soweit geht, dass das "Linken" (einander bestehlen und betrügen) als Normalfall gelten muss. In diesem Kontext steht auch die "messianische" Haltung von Drogensüchtigen. "Mit geradezu schlafwandlerischer Sicherheit und grossem Einfühlungsvermögen (das ansonsten eher zu fehlen scheint) vermag der Drogenkonsument - und dies ist eine Beobachtung, die man eigentlich bei jedem User machen kann - empathisch ... Menschen mit ähnlicher psychischer Struktur und somit Drogenanfälligkeit zu erspüren; der Dealer macht sich diese Fähigkeit dann ausserdem noch zunutze, um Kunden für seine illegalen Drogentransaktionen zu finden" (vom Scheidt). Beides - die Betrügereien und die Verführung anderer -, aber auch die Selbstzerstörung mittels der Droge sind Momente der Verwahrlosung: "... aufgrund ihrer Verwahrlosung gehen sie [die User, W.H.] mit sich selbst so unbekümmert wie mit ihrer Umgebung um, sie zerstören achtlos den eigenen Körper und die eigene Psyche und verführen andere zum Drogenkonsum und -missbrauch" (ebd.).

(3) Wir haben bisher nur den Einstieg in die Drogenszene, die ja zumeist über "weiche" Drogen erfolgt, und die Entstehung von Abhängigkeit zu erklären versucht. Ich glaube, dass sich auch das *Umsteigen auf härtere Dro-*

gen narzissmustheoretisch erklären lässt. Es ist bekannt, dass innerhalb der Drogenszene ein Schichtungssystem besteht, das unten die Hascher und oben die Fixer lokalisiert. Die Fixer sind die Grossen und Bewunderten. So wird es verständlich, dass ein narzisstisch gestörtes Individuum, ist es erst einmal in die Szene der illegalen Drogen geraten, aufgrund seiner inneren Macht-Ohnmacht-Dynamik in seinem Verhalten dahin tendiert, die eigenen Allmacht- und Grössenphantasien zu realisieren. Der Griff zur harten Droge ist dann nicht aus Eigenschaften der weichen Drogen selbst zu erklären (Hasch als "Einstiegsdroge"); vielmehr ist die "Drogenkarriere" das Resultat einer fatalen Verschränkung von sozialer Struktur und individueller psychischer Dynamik.

Tatsächlich ist die Omnipotenzproblematik ein bei Süchtigen bekanntes Phänomen. "Aus fast allen Symptombeschreibungen der Opiatsüchtigen geht hervor, dass diese an einer 'manischen' Selbstüberschätzung leiden, die im Extremfall bis zum Grössenwahn gehen kann" (Schneider 1973). Diese Allmachtshaltung verbirgt sich oft hinter einer Fassade der "coolness", Distanziertheit, (gespielten) Unabhängigkeit und (vermeintlichen) Gelassenheit. Man gibt vor, über der Sache zu stehen; nichts scheint einem etwas antun zu können. Auf der anderen Seite stehen die Gefühle der Ohnmächtigkeit, Hilflosigkeit und Depressivität. Die Regression des Süchtigen auf eine Stufe völliger Abhängigkeit und unbegrenzter Bedürftigkeit ist denn auch eine ebenfalls vielfach bestätigte Erfahrung der Drogentherapie. "Wie Babies, die gefüttert werden wollen", betitelt der "Spiegel" (Nr. 52, 1975) eine Reportage über Drogensüchtige. Wie der Säugling, der seine Bedürfnisse maximal befriedigt bekommt, will der Süchtige vom Therapeuten alles haben. Diese "Mutti-Haltung" ist schon vor der Therapie vorhanden. "Irgendwie hat man eine Mutti-Haltung. Das ist die Voraussetzung dafür, dass man süchtig wird. So wie ein kleines Kind, das man ernsthaft enttäuscht, fürchterlich anfängt zu weinen und absolut nichts mehr von der Welt wahrnimmt, so reagiert auch ein 'Junkie' ... Diese Mutti-Haltung: dass man dauernd irgendeine Sorte Mutti braucht und dass man auf Mutti-Entzug eben furchtbar sauer reagiert, indem man sich den Kragen vollschießt, sich ne 'Ersatz-Mutti' aufbaut ..." (aus einem Fixer-Protokoll, zit. nach Schneider 1973). Hinter der Allmachts-Ohnmachts- bzw. Stärke-Schwäche-Dialektik des Süchtigen verbirgt sich die gestörte narzisstische Grundstruktur, aus der heraus die Tendenz zum Konsum immer härterer Drogen, die zu mehr Sozialprestige innerhalb der Szene führen, verständlich wird.

Die Drogensucht ist Prestigesucht, Statussucht, Machtsucht etc. und damit nichts anderes als die Spiegelung der "Normalität" einer karrieresüchtigen Gesellschaft, mit dem Unterschied allerdings, dass die Süchtigkeit einer Drogenkarriere sozial nicht akzeptiert ist und ins Elend führt. Die Drogen-

sucht ist also keineswegs ein Moment einer alternativen Lebensweise, als was sie gerne verherrlicht wird, sondern das Kondensat der Grundprinzipien der herrschenden "Normalität", der Zerrspiegel der gesellschaftlichen Realität - der "Wahnsinn der Normalität", wie es Arno Gruen (1987) nennt.

Diese narzissmustheoretische und sozialpsychologische Erklärung der Drogensucht verweist auf die Identitätsproblematik. Denn Fixer zu werden hat nicht zuletzt die Bedeutung, eine (soziale) Identität zu finden. Der Hascher mit einer bereits gefundenen und gefestigten ("bürgerlichen") Identität ist kaum in Gefahr, harte Drogen zu konsumieren. Jedoch ist derjenige, der sich noch auf Identitätssuche befindet - und das ist die Mehrzahl der Jugendlichen - beim Kontakt mit weichen Drogen gefährdet, vor allem wenn er dies auf dem Hintergrund einer defizitären Selbststruktur tun muss. Und zwar nicht wegen der Drogen als solcher, sondern wegen des sozialen Feldes, in das er geraten kann und das ihm die Möglichkeit der Findung einer - wenn auch "negativen" - Identität vor Augen führt: eben die Identität eines Drogenkonsumenten. Eine "negative" Identität zu haben, ist das bei weitem geringere Übel als keine Identität zu haben. Keine Identität zu haben, bedeutet ein Niemand, ein Nichts zu sein. "Denn im sozialen Dschungel der menschlichen Existenz gibt es ohne ein Gefühl der Identität ... auch kein Gefühl, lebendig zu sein", wie Erik Erikson schreibt. Die "negative" Identität des Süchtigen verknüpft sich mit der Prestigehierarchie der Szene: "... nicht der am besten Angepasste und daher 'Gesündeste', sondern der Kaputtteste und daher 'Verrückteste' ist der Grösste; nicht wem es am besten (im Sinne von erfolgreich), sondern wem es am dreckigsten geht, hat das grösste Publikum und den grössten 'Marktwert'. Eine Fixerin: 'Ich fand das Fixen ja gut, was? Ich fand es sehr duftete, so kaputt auszusehen. Fixer haben sowieso die Eigenschaft, dass sie so was gut finden, nicht? Ich bin früher rumgelaufen und hab mir die Augenränder dunkel angemalt. Ich wollte immer unheimlich kaputt wirken'" (Schneider 1973).

Wird die zunächst "inoffizielle" (auf die Drogenszene eingegrenzte) "negative" Identität von der Gesellschaft bestätigt (durch Polizei, Gerichte, Gefängnisse, Kliniken etc.), so hat dies leicht den Effekt einer "Etikettierung", das heisst einer "offiziellen" Festschreibung der devianten Identität. Was zunächst eine *mögliche* Identität war, begrenzt auf das Drogenmilieu, wird durch die Reaktion ausserhalb der Szene festgeschrieben und damit von der Möglichkeit zur Wirklichkeit. Erst in diesem Moment, wo die Abhängigkeit von der Droge als einzige persönliche Realität greifbar bleibt, identifiziert sich der Drogenkonsument mit seiner negativen Identität und wird zum Drogensüchtigen. Auf diese Weise verwirklicht sich die gesellschaftliche Dynamik der Drogensucht. Die nicht-süchtige "normale" Mehrheit hat sich eine süchtige Minderheit geschaffen, in die sie die Schattenseiten ihres eigenen Selbst projizieren kann und sich damit Erleichterung

vor der inneren Bedrohung ihrer Existenz schafft. Das soziale Prestige, das die Kaputtheit vermittelt, unterstützt die bereits in der gestörten narzisstischen Selbststruktur des Drogensüchtigen angelegte Suizidalität von aussen. Die soziale Dynamik der Kaputtheit, nach deren Logik derjenige am meisten Status hat, der am "kaputttesten" ist, führt den statushungrigen Süchtigen zwangsläufig in den Tod. Der Tod ist jener Ort, wo sich die totale Kaputtheit und das höchste soziale Prestige auf perverse Art und Weise verbinden. Wie der "direkte" Selbstmord in der Allmachts-Ohnmachts-Dialektik wurzelt, so auch der "indirekte" Selbstmord des Drogensüchtigen. In beiden Fällen wird der Tod als ein Zustand völliger Omnipotenz vorgestellt und die Selbstvernichtung als einziger Weg der "Selbstrettung" phantasiert. Auf dem Hintergrund dieser Überlegungen ist es nicht verwunderlich, dass Suizidversuche in der Biographie von Drogenkonsumenten recht häufig vorkommen. Wenn eingesehen wird, dass die Sucht tatsächlich keine Selbstheilung bringt (das "wahre" Selbst nicht erreichen lässt), dann ist der "goldene Schuss" die naheliegende Konsequenz.

Narzisstische Wut

Soweit zwei Beispiele für die Erklärung von Aggression aus narzissmus-theoretischer Sicht. Beides sind Beispiele für Aggression, die nach "innen" gerichtet wird. Das dritte Beispiel, das wir nun aufgreifen wollen, betrifft die "narzisstische Wut", das heisst eine nach "ausen", auf andere gerichtete Aggression. Der Terminus "narzisstische Wut" stammt von Heinz Kohut. Kohut wendet sich gegen die klassische psychoanalytische Auffassung von der Aggression als einem Trieb. Es sei unbefriedigend, "... sich mit der Erklärung zu begnügen, dass Phänomene wie Kampfbegierde, die zu blutigen Kriegen, oder Intoleranz, die zu grausamen Verfolgungen führt, Folgen einer Regression sind, die sich als umverhüllte Äusserung eines Triebes manifestiert. Und die oft gehörte Klage, dass eben die zivilisierte Schicht der menschlichen Persönlichkeit zu dünn und dies für die Übel der menschlichen Aggression verantwortlich sei, ist in ihrer Einfachheit bestrickend, verfehlt aber das Ziel." Stattdessen will Kohut die Aggression des Menschen aus der "Matrix des archaischen Narzissmus" erklären. "Die menschliche Aggression ist dann am gefährlichsten, wenn sie an die zwei grossen absolutistischen psychologischen Konstellationen geknüpft ist: das grandiose Selbst und das archaische allmächtige Objekt. Der grauenhaftesten Zerstörungsgewalt des Menschen begegnet man nicht in Form wilden, regressiven und primitiven Verhaltens, sondern in Form ordnungsgemässer organisierter Handlungen, bei denen die zerstörerische Aggression des Täters mit der absolutistischen Überzeugung von seiner eigenen Grösse und mit seiner Hingabe an archaische allmächtige Figuren verschmolzen ist."

Narzisstische Wut ist die spezifische Reaktion eines narzisstisch gestörten Individuums auf Kränkung oder Verletzung seines Selbstgefühls. Kohut meint, es sei "... leicht zu erkennen, dass das narzisstisch verwundbare Individuum auf tatsächliche oder erwartete narzisstische Kränkungen entweder mit schamerfühltem Rückzug (Flucht) oder mit narzisstischer Wut (Kampf) reagiert." Scham und Wut sind die beiden "grundlegenden Manifestationen des gestörten narzisstischen Gleichgewichts." "Narzisstische Wut kommt in vielen Formen vor: ihnen allen ist jedoch ein besonderer psychologischer Anstrich gemeinsam, der ihnen eine eindeutige Stellung im weiten Bereich der menschlichen Aggression verleiht. Der Rachedurst, das Bedürfnis, ein Unrecht zu korrigieren, eine Beleidigung auszumerzen, mit welchen Mitteln auch immer, und ein tief eingewurzelter unerbittlicher Zwang bei der Verfolgung all dieser Ziele, der jenen keine Ruhe lässt, die eine narzisstische Kränkung erlitten haben - das sind die Merkmale, die für die narzisstische Wut in all ihren Formen charakteristisch sind und die sie von anderen Aggressionsarten unterscheiden."

Scham bedeutet blossgestellt zu werden, das heisst "sein Gesicht zu verlieren". Bei einer labilen Selbststruktur kann Beschämung zu Wut und Aggression führen. Wer sich beleidigt oder herabgesetzt fühlt, der kann in einen verheerenden Zorn geraten. Die Angst vor Beschämung kann auch dazu führen, dass man Situationen der Scham dadurch zuvorkommt, dass man gleichsam präventiv aggressiv wird. Kohut spricht von dem Mittel, dem anderen aktiv und vorwegnehmend jene Kränkungen zuzufügen, die zu erlernen man selbst am meisten fürchtet. Und er gibt das folgende Beispiel: "Herr P. zum Beispiel, der ausserordentlich stark zu Schamreaktionen neigte und narzisstisch leicht verletzbar war, war ein Meister einer bestimmten Art von Sadismus im gesellschaftlichen Verkehr. Er entstammte einer konservativen Familie, war aber in seinen politischen und sozialen Ansichten sehr liberal geworden. Er war jedoch immer eifrig bemüht, sich über die nationale Herkunft und religiöse Zugehörigkeit seiner Bekannten zu informieren und brachte diese dann bei gesellschaftlichen Anlässen - sich auf den Geist der Vernunft und Vorurteilslosigkeit berufend - dadurch in Verlegenheit, dass er das Thema ihres Minoritätenstatus in die Konversation einführte. Obgleich er sich gegen das Verständnis der Bedeutung seiner böswilligen Machenschaften durch sehr gut ausgedachte Rationalisierungen verteidigte, wurde ihm doch allmählich bewusst, dass er in solchen Augenblicken eine erotisch getönte Erregung empfand. Nach seiner Beschreibung gab es in der Unterhaltung einen kurzen Moment des Schweigens, in dem das Opfer um Haltung kämpfte, nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit auf das soziale Handicap gelenkt worden war, und obgleich jedermann so tat, als hätte er die Verlegenheit des Betroffenen nicht bemerkt, war die emotionale Bedeutung der Situation doch allen klar."

Herr P. gewann mehr und mehr Einsicht in die wahre Natur seiner sadistischen Angriffe durch öffentliche Blossstellung eines sozialen Defektes, und die sich allmählich vertiefte Erkenntnis einer eigenen Furcht vor Blossstellung und Spott rief die Erinnerung an heftige Gefühlsregungen von Scham und Wut in seiner Kindheit wach. Seine Mutter, Tochter eines streng bibeltreuen Pfarrers, hatte nicht nur den kleinen Jungen in der Öffentlichkeit in Verlegenheit gebracht und beschämt, sondern darauf bestanden, seine entblößten Genitalien zu inspizieren - wie sie behauptete, um herauszufinden, ob er masturbiert hatte. Als Kind erging er sich in Rachephantasien - Vorläufer der jetzigen sadistischen Handlungen -, in denen er die Mutter in grausamer Weise seinen Blicken und denen anderer Leute aussetzte."

Der narzisstischen Wut liegt das kompromisslose Bestehen auf zweierlei Ansprüchen zugrunde, nämlich auf der Vollkommenheit des idealisierten Selbst-Objekts und der uneingeschränkten Macht des Grössen-Selbst. "Der Fanatismus des Rachebedürfnisses und der nicht endende Zwang, nach einer Beleidigung die Rechnung zu begleichen, sind daher nicht Ausdruck einer Aggressivität, die in die Zwecke des reifen Ichs integriert ist - im Gegenteil, eine solche Besessenheit weist darauf hin, dass die Aggression im Dienst eines archaisch-grandiosen Selbsts mobilisiert wurde und ihre Ziele daher im Rahmen einer archaischen Wahrnehmung der Realität verstanden werden müssen. Das zur Scham neigende Individuum wird Misserfolge und Fehlschläge als persönliche Kränkungen ansehen und mit unersättlicher Wut darauf reagieren. Es erkennt nicht, dass sein vermeintlicher Gegner als psychologisches Zentrum unabhängiger Initiativen sich vielleicht nur zufälligerweise auf Ziele eingestellt hat, die der Erfüllung seiner eigenen Wünsche hinderlich sind. Dagegen sind Aggressionen, die eingesetzt werden, um Ziele einer gereiften Persönlichkeit zu verfolgen, nicht grenzenlos. So kraftvoll sie auch mobilisiert werden mögen, ihr Ziel ist begrenzt: die Besiegung des Feindes, der den Weg zu einer angestrebten Befriedigung blockiert. Der narzisstisch Gekränkte aber kann nicht ruhen, bis er den unscharf wahrgenommenen Beleidiger ausgelöscht hat, der wagte, ihm entgegenzutreten, nicht mit ihm übereinzustimmen oder ihn zu überstrahlen. 'Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?' fragt das grandios-exhibitionistische Selbst. Und wenn ihm erwidert wird, jemand anders sei schöner, gescheiter oder stärker, dann kann es wie Schneewittchens böse Stiefmutter keine Ruhe mehr finden, weil es den Zeugen nicht beseitigen kann, der der Überzeugung, einmalig und vollkommen zu sein, widersprochen hat. Der Gegner, dem die Aggressionen des reifen Menschen gelten, wird als von uns getrennt erlebt, ganz gleich ob wir ihn angreifen, weil er uns daran hindert, unsere objektlibidinösen Ziele zu erreichen, oder ob wir ihn hassen, weil er der Erfüllung unserer in

die Realität integrierten narzisstischen Wünsche im Wege steht. Der narzisstisch Kränkbare hingegen sieht den Feind, der archaische Wut in ihm wachgerufen hat, nicht als autonome Quelle eigenständiger Triebregungen, sondern als *Fehler in einer narzisstisch wahrgenommenen Realität* - er ist für ihn ein widerspenstiger Teil seines erweiterten Selbst (expanded self). Er glaubt daher, dass er das Recht habe, volle Kontrolle über ihn auszuüben, und seine bloße Unabhängigkeit, ja schon sein Anderssein, stellt eine Beleidigung für ihn dar."

Natürlich neigen wir alle dazu, auf Kränkungen und Beschämung mit Ärger und Wut zu reagieren. Bei narzisstisch gestörten Personen ist die Reaktion jedoch übermässig. Sie geraten in eine Situation quälender Scham und heftigen Zornes, da ihr Selbstgefühl von archaischen Vorstellungen der Selbstbeherrschung und Omnipotenz beeinflusst wird. "Diese archaische Erlebnisweise erklärt die Tatsache, dass diejenigen, die von narzisstischer Wut besessen sind, nicht das geringste einfühlende Verständnis für ihren Beleidiger aufbringen können. Sie erklärt weiterhin nicht nur die Unabänderlichkeit des Wunsches, die Beleidigung, die dem grandiosen Selbst zugefügt wurde, zu tilgen, sondern auch die Unversöhnlichkeit der Wut, die aufkommt, wenn ihm die Kontrolle über das widerspiegelnde Selbst-Objekt verloren geht oder wenn das allmächtige Selbst-Objekt nicht verfügbar ist."

Als literarische Illustration des Phänomens der narzisstischen Wut erwähnt Kohut den Roman "Moby Dick" von Herman Melville und die Novelle "Michael Kohlhaas" von Heinrich von Kleist. Michael Kohlhaas, ein Pferdehändler und Sohn eines Schulmeisters, lebte um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Er war "einer der rechtschaffensten zugleich und entsetzlichsten Menschen seiner Zeit". "Das Rechtgefühl ... machte ihn zum Räuber und Mörder." Kohut nennt Kleists Novelle "die ergreifende Schilderung unersättlicher Rachsucht nach einer narzisstischen Kränkung". Es ist hier nicht der Ort, um ausführlich auf diese Novelle Heinrich von Kleists einzugehen. Stattdessen möchte ich - unsere Auseinandersetzung mit der Narzissmus-theorie abschliessend - zwei jüngere Fälle von Gewaltkriminalität vorstellen. Beide Fälle vermögen die Psychodynamik einer auf einer Selbststörung beruhenden Destruktivität zu illustrieren.

Zwei Fallbeispiele

(1) Zunächst möchte ich Ihnen den Fall der Ermordung zweier alter Frauen durch eine 16jährige und einen 17jährigen schildern. Ich stütze mich dabei auf den ausführlichen Zeitungsbericht einer Journalistin (Roswita Krausz, "Tages Anzeiger" 6.4.1983, S. 51). Die junge Frau, Ramona Hellwege, und der junge Mann, Andreas Ohlsen, hatten mehrere alte Frauen überfallen. Zwei ihrer Opfer hatten sie ermordet. Als Ramona nach der Verhaftung

verhört wurde, soll sie nicht geglaubt haben, dass sie ins Gefängnis kommt. "Als ich vernommen wurde vom Haftrichter und das Protokoll hinterher unterschrieb, da habe ich gesagt: Kann ich jetzt gehen? Ich hab das nicht begriffen, was da überhaupt vor sich ging." Bereits an dieser Äußerung kann man ein Zeichen einer narzisstischen Störung erkennen: Realitätsverleugnung, Omnipotenz- bzw. Unverletzbarkeitsphantasien.

Ramona war Verkäuferin, jedoch arbeitslos. "Die Welt, in der Ramona 16 Jahre lang gelebt hat, bevor man sie verhaftete, war klein und überschaubar. Eine Siedlung am Rande Frankfurts. Es ist eher verstohlene Anteilnahme, die die Menschen hier miteinander verbindet, ein unsichtbares Netz. Stumme Neugier, die selten zur hilfreichen Tat wird. Auch wenn man die Katastrophe schon lange hatte kommen sehen. Es war bekannt, dass Ramonas Mutter seit Jahren von Selbstmord sprach." Frau Hellwege, Ramonas Mutter, scheint zu jenen Menschen zu gehören, die annehmen, ihr Schicksal habe nur mit der Schuld anderer zu tun. "Da ist jede barmherzige Täuschung gerechtfertigt, wenn sie die Frage vermeiden hilft, was denn die Katastrophen, von denen sie begleitet wird, alle mit ihr selber zu tun haben. Sie braucht die Flucht in eine Welt, in der das Unheil von oben über schuldlose Menschen hereinbricht." Frau Hellwege - Ramonas Mutter - war als Kind von ihrem Vater und später von ihrem Mann geprügelt worden. Sie hatte sich in ihre Opferrolle gefügt, sich später aber auch an den eigenen Kindern schadlos gehalten dafür. "Ramona: 'Ganz ruhig ist sie zu uns gekommen und hat gesagt: 'Ich gehe jetzt in den Main.' Sie hat nicht geschrien, gar nichts ... 'Geht Ihr mit mir?' Und wir haben geheult: 'Mama, Mama, wir wollen nicht sterben!' 'Dann habt ihr mich nicht lieb!' Als wir dann sagten: 'Gut, wir gehen mit', hat sie auf einmal angefangen zu lachen: 'Ich wollte nur wissen, ob ihr mich lieb habt!'"

Die Mutter missbrauchte die Gefühle der Kinder, sie spielte mit ihnen. Ihre eigene Opferrolle wurde im Verhältnis zu den Kindern von neuem inszeniert. Verallgemeinernd kann man wohl sagen, dass die Kinder nicht in ihrem "wahren Selbst" bestätigt, sondern als Projektionsfläche der mütterlichen Bedürfnisse missbraucht wurden. "Die Kinder waren mit der hilflosen Verzweiflung ihrer Mutter überfordert. Denn wie immer sie sich bemühten, sie konnten ihr nicht helfen. Auch um den Preis bedingungslosen Gehorsams nicht. Der Vater, ein fleissiger, aber cholerischer Mann, zog sich resigniert zurück, verbittert, dass seine Hoffnung auf ein heiles Familienleben sich so schnell zerschlug. Nichts mehr hatte er ersehnt als ein Zuhause, ein wirkliches Zuhause. Neun Jahre hatte er im Gefängnis verbracht. Wem sollte er sich anvertrauen? Wer hätte dieses Wissen nicht eines Tages gegen ihn verwendet? Dass es die eigene Frau war, die ihn eines Tages mit Verachtung strafe, hatte er nicht vorausgesehen. An dieser Stelle war er verwundbar. Wehren konnte er sich nicht. Bald war nur noch der

Schein eines geordneten Lebens vorhanden. In diesen Schein investierten sie auch all ihre Kraft. Der erste sichtbare Bruch vollzog sich, als ihre Tochter Ramona zur Welt kam, die ein Sohn hätte werden sollen. Frau Hellwege lehnte auch ihre zwei weiteren Kinder ab. Banden sie sie doch an einen Mann, der sie beherrschte und den sie zu hassen begann. Ihre Drohungen, sich umzubringen, nahm niemand ernst. Zu oft schon waren diese Worte gefallen. Die Kinder hatten sich an den Dauerton seelischer Ermüdung gewöhnt. Sie stellten sich taub, wenn ihre Mutter zu jammern anfing. Sie wandten sich ab wie der Vater. Auf diese Ablehnung reagierte Frau Hellwege oft in ohnmächtigem Zorn. Über die Heftigkeit ihrer Gefühle war sie dann so erschrocken, dass sie eine wütende Regung sofort mit Sanftmut und demonstrativer Liebe zu beschwichtigen suchte. Diese Erpressbarkeit nutzten ihre Kinder aus. Herr Hellwege hatte seine Gedanken an eine Scheidung schon Jahr um Jahr verschoben. Er wollte die Flinte nicht einfach ins Korn werfen. Oft dachte auch er an Selbstmord. Ramonas Vater: 'Ich wollte ins Wasser gehen, weil ich das nicht verkraftet habe, wie meine Frau so egozentrisch sein kann. Ich war oft so fertig mit den Nerven, dass ich am ganzen Körper ein Kribbeln hatte wie ein Wassertopf, der anfängt zu kochen. Weil ich immer alles in mich reingefressen habe.'

Diese Schilderung lässt natürlich kein schlüssiges Urteil über den pathologischen Narzissmus von Ramona zu. Jedoch ist es plausibel anzunehmen, dass unter diesen Umständen die Entwicklung von Ramona in den Bereichen Selbst, Selbstgefühl und Selbstwert defizitär verlaufen ist. Eine Sucht nach Füllung der empfundenen inneren Leere dürfte als Motivstruktur das Verhalten von Ramona bestimmt haben, auch was ihren verhängnisvollen Anschluss an Andreas Ohlsen anbelangt. Ramona war 15, als sie Andreas zum ersten Mal traf. Andreas war ein Rockertyp, der trank und um sich schlug, wenn man ihn provozierte. Eigentlich hatte Ramona Angst vor ihm. Sie weiss nicht, warum Andreas einen so grossen Eindruck auf sie gemacht hat. An die Gefühle damals erinnert sie sich nicht. Vielleicht war es die Stärke, die der Rocker verkörperte, was Ramona fasziniert hatte. Die eigene Schwäche hätte dadurch eine Kompensation gefunden.

Doch Andreas war auf seine Weise ebenfalls schwach. Er war mit drei Geschwistern führungslos aufgewachsen. "Die Eltern, rechtschaffene, aber überforderte Menschen, für die Arbeit und das einfache Überleben immer an erster Stelle stand, hatten keine Kraft, an Erziehung zu denken. Erst kamen die Schulden. Alles andere kam hinterher. Die Eltern ahnten nicht, welche Folge ihre Abwesenheit für die Kinder auf Dauer haben würde. Andreas war ein gestörtes Kind. Dass er schon mit elf Jahren rauchte und Alkohol trank, dass er Nägelkauer war, Schuleschwänzer, dass er von klein auf stehlen ging, um sich Freunde zu kaufen, dass er stotterte und lernbehindert war, all das nahmen seine Eltern nicht als Hilfeschrei eines Kindes,

das anders nicht zeigen kann, an welchem Mangel es leidet. Besonders die Mutter reagierte auf Andreas ungehalten und laut. Ihr Tag begann morgens um vier - dann verliess sie das Haus, um Zeitungen auszutragen - und ging um Mitternacht zu Ende, wenn sie vom Servieren wiederkam. Ihre dauernde Überforderung schlug in Wut um, wenn Andreas nicht spurte. Sie musste allein für ihre Kinder sorgen. Ihr Mann hielt sich aus allem raus. Ein stiller, meist erschöpfter Mann, der eigentlich nur nach Hause kam, um auszuschlafen. Zeit zum Leben zwischen den langen Touren als Lastwagenfahrer hatte er kaum. Seine Kinder sah er nur am Wochenende, und da brauchte die behinderte Tochter all seine Kraft. Im Vergleich zu Andreas war sie schlimmer dran. Die Eltern appellierten an seine Vernunft. Es gab Wichtigeres als seinen Kummer. Sie waren froh, als er, der nicht einmal die Grundschule zu Ende besucht hat, eine Lehrstelle fand in einer Bäckerei. Andreas war ein bequemer Lehrling und eine billige Arbeitskraft. Er wehrte sich nicht gegen die Nacharbeit und die vielen Überstunden, die man ihm abverlangte. Aber eines Tages nahm er dann doch, worum er sich betrogen fühlte. Er stahl 150 Franken aus der Ladenkasse und verlor seine Lehrstelle. Den Glauben an einen guten Lauf der Dinge hatte Andreas schon lange verloren. Seine Entlassung bestätigte da nur eine alte Erfahrung. Dass er die Lehrzeit zwei Jahre lang durchgehalten hatte, war für ihn sowieso ein Wunder. Andreas, der das vernichtende Gefühl, abgeschoben zu sein, schon von klein auf kannte und den Zorn und die Enttäuschung darüber in Schlägereien und gelegentliche Einbrüche einmünden liess, hörte jetzt auf, nach einer weiteren Chance zu suchen, die ein geordnetes Leben hätte versprechen können. Er hatte die Zuversicht verbraucht, die nötig war, um durchzuhalten. Den Weg zum Arbeitsamt trat er gar nicht erst an."

Ramona war froh, dass sie Andreas häufiger sehen konnte. Warum ihr Leben aber seitdem noch verzweifelter war, konnten sich beide nicht erklären. Sie hatten nur noch sich selber. "Da war niemand, der sie bei der Hand nahm, ihnen Zuversicht gab. Was die Eltern verlangten, die beiden sollten sich trennen, kam für sie nicht in Frage; diesen Halt wollten sie nicht auch noch verlieren. Sie waren Ertrinkende, jeder dem anderen das rettende Land. In eifersüchtiger Liebe krallten sie sich aneinander. Das Vakuum, in das sie geraten waren, der Leerlauf, die Isolation, allein hielten sie diesen Vernichtungsgefühlen nicht stand." Beide hingen sie ihren Phantasien nach. Geld würde alle ihre Probleme lösen, dachten sie. Sie begannen mit Einbrüchen. "Eigentlich sträubte sich Ramona, Andreas bei seinen Einbrüchen zu begleiten. Aber sie wollte auch nicht allein zu Hause sein. Dass Andreas gewalttätig war, mit Fahrradketten um sich schlug und keine Schlägerei ausliess, wenn sich eine Gelegenheit bot, Ramona kannte diesen Zug an ihm. Er brauchte den Triumph, anderen wenigstens körperlich überlegen zu sein. Das war die Umkehr der eigenen Angst, das künstliche Hel-

dengefühl. Aber bisher hatte er seine diffuse Wut an seinesgleichen ausgetobt. Warum empfand Ramona kein Entsetzen, als sie sah, dass Andreas - beim Einbruch überrascht - alten Frauen Gewalt anttat? Warum war sie bereit, diesen Opfern selbst mit Gewalt zu begegnen, nicht geringer als die, zu der Andreas sich hatte hinreissen lassen? ... Ramona Hellwege, aufgewachsen in seelischer und materieller Armut, Tochter eines Vaters, der wegen schwerer Körperverletzung gerichtlich belangt worden war. An eine Mutter gebunden, die in versteckter Form grausam war und Grausamkeiten liebte. Die einzigen Bücher, die Ramona zu Hause vorfand, waren Horrormane und Gruselheftchen. Und die las die sonst so ängstliche und gehemmte Frau mit ihrer Tochter gemeinsam. Bei dieser Lektüre blühte sie auf. War dies doch eine passive Form, das Bedürfnis nach Rache und Vergeltung auszuleben, ein Ventil für das ungestillte Gewaltverlangen, die stummen Rachephantasien, von denen sie übervoll war. Ein Weg, sich zu entschädigen für das, was Tag für Tag an Demütigung und Gewalt auf sie niederging, die sie in stummer Duldung ertrug. Es war ein heimlicher Beifall, den die beiden den grausamen Helden der Horrorwelt zollten, ein Kitzel, aber auch eine versteckte Huldigung an eine kranke Phantasie. Auf Dauer wurde diese Lektüre zur Vorbereitung auf die Verbrechen. Vier Wochen nach dem ersten Mord an einer alten Frau begingen Ramona und Andreas einen zweiten."

So weit die Schilderung dieses Falles. Nochmals sei betont, dass es sich bei diesem Beispiel nicht um einen zwingenden Beweis über den Zusammenhang von narzisstischer Störung und Destruktivität handeln kann. Jedoch ist deutlich, wie die Selbstproblematik von Ramona und wohl auch von Andreas für deren Verhalten von motivationaler Bedeutung ist. Typisch ist wohl auch, dass die Umsetzung der narzisstischen Wut in destruktives Handeln beim jungen Mann stattfindet, während die Frau sich eher passiv an seinen Aktivitäten beteiligt, ihn somit als Selbst-Objekt braucht, ihn wohl auch idealisiert und damit die Realität seines Handelns nicht mehr angemessen einzuschätzen weiss. Warum hat sich Ramona dermassen blind Andreas ausgeliefert? Sie sträubte sich, Andreas bei seinen Einbrüchen zu begleiten. Eigentlich hatte sie Angst vor ihm. Und trotzdem war sie ihm "total hörig", wie ihr Vater sich ausdrückte. Nach der Verurteilung hörte Ramona von Andreas nichts mehr. "Für das, was geschehen ist, gibt sie ihm die Schuld. Was sie mit ihm verbindet - sie weiss es nicht." Die Struktur der Beziehung hatte die Struktur der Sucht: Weder Ramona noch Andreas ging es offenbar um die Person des jeweiligen anderen. Sie brauchten einander nicht als Individuen, nicht als personale Wesen, sondern als austauschbare Verkörperungen ihrer Phantasien, die um das Defizit in ihnen selbst kreisten. Sie waren nicht Subjekte für einander, sondern Objekte im strengen (nicht-triebtheoretischen) Sinn bzw. Selbst-Objekte,

phantasierte Verlängerungen ihres Selbst und dementsprechend Figuren verzerrter Wahrnehmungen. Die unterschiedliche Art der Bewältigung ihrer Defizite - bei Andreas exzessive Gewalttätigkeit, Schlägereien und körperliche Dominanz, bei Ramona Unterwürfigkeit, blinde Anlehnung und Rachephantasien -, diese unterschiedliche Art der Bewältigung struktureller Defizite des Selbst verweist auf Geschlechterdifferenzen und lässt auf das Thema Aggression und Geschlecht zurückblenden.

(2) Das zweite Beispiel entnehme ich ebenfalls einem Zeitungsbericht von Roswita Krausz ("Basler Magazin" Nr. 25, 23.6.1984, S. 15). Hier geht es um Anja, eine Frau aus dem ehemaligen Jugoslawien, die ihren Mann, mit dem sie in Deutschland zusammenlebte, ermordete. Die Journalistin schreibt: "Ich kenne die Gerichtsunterlagen. Immer wieder gehen mir Zitate durch den Kopf: 'Schon am Hochzeitstag begann für Anja M. ein leidvolles Leben an der Seite eines Ehemannes, der sich als brutal, unberechenbar, krankhaft eifersüchtig, egoistisch und rücksichtslos erwies und der die Angeklagte in der Folgezeit regelmässig und grundlos schlug, trat, beleidigte, demütigte, bedrohte, hungern liess und auch in sexueller Hinsicht egoistisch, brutal und demütigend handelte.'" "Anjas Eltern stammen aus einem kleinen Dorf in Bosnien, 400 km von Zagreb entfernt. Sie haben einen winzigen Garten, Schweine und ein paar Schafe. Sie sind sehr arm. Aber nicht ärmer als die anderen in dieser Gegend auch. Die Mutter ist Analphabetin, der Vater als Bauarbeiter tagelang unterwegs. Wenn er heimkommt, ist er häufig betrunken. Die Mutter, überfordert von den fünf Kindern, findet sich ab. Dass er sie vor die Tür setzt, wenn ihm danach zumute ist, nimmt sie, wie seine Schläge, hin. Die Kinder wachsen nebenbei auf, leben alleingelassen vor sich hin. Häufig ist nicht einmal Essen für sie da. Der Vater ist ein tyrannischer Mann, dessen Ablehnung in Rage umschlägt, sobald die Kinder in seine Nähe kommen. Die hassen ihn insgeheim, um der Demütigung willen, die sie auf sich nehmen, um seine Gunst zu erwerben oder auch nur, um seine Ungunst zu vermeiden."

"Anjas Vater konnte auch anders sein. Anja war, bis der Stammhalter kam, sein Lieblingskind. Er sagt 'mein Sohn' zu seiner Tochter. Wenn er sie ab und zu mit in die Kneipe nimmt, ist das für sie der Himmel auf Erden. Als der Bruder geboren wird, ist Anja Luft für den Vater. Als Anja neun Jahre alt ist, erlebt sie, wie der Vater ermordet wird. Nachbarn haben ihm nach langem Streit ein blutrünstiges Ende bereitet. Anja hat seine letzten Worte noch im Kopf. 'Kümmere dich um den Jungen', soll er zu Anjas Mutter gesagt haben. Anja weint, als sie mir das erzählt. Ihr Gesicht ist weich, plötzlich. 'An mich hat er nicht gedacht. Ich war ein Niemand für ihn. Ich hab ihn doch so geliebt.' ... Als 13jährige, nach vier Jahren Schule, wird Anja zur Arbeit geschickt. Die Mutter ist herzkrank seit dem Tode des Mannes. Sie kann ihre Kinder allein nicht ernähren. Da werden alle Hände ge-

braucht. Anja wohnt in einer kleinen Kammer zur Untermiete, bei Leuten, die ein Restaurant betreiben und sie als Küchenhilfe beschäftigen. Ihr Arbeitstag, der morgens um acht beginnt, ist erst nachts um zwei zu Ende. Den kärglichen Lohn gibt sie zu Hause ab. Da bleibt nicht viel mehr als die Hoffnung, dass einmal alles ganz anders wird. Der Traum vom Prinzen, der sie erlösen wird. Reich soll er sein, der Mann ihrer Träume. Aufschauen will sie zu ihm. Sie sucht einen Vaterersatz."

"Das einsame Mädchen, das nicht zu reden oder klagen wagt, glaubt, dass das Leben eine Wende nimmt, als Nico auf der Bildfläche erscheint. Der Mann ist 32 und hält nach 14 Tagen schon um ihre Hand an. Es eilt, denn er muss zurück nach Deutschland. Er ist gerade auf Heimatbesuch. Anja ist fasziniert von ihm, auch wenn sie Angst hat. Von Anfang an fügt sie sich in die Rolle kindlicher Ergebenheit. Weil sie sich nur verbessern kann, schlägt sie alle Warnungen in den Wind. Anja: 'Er war ein Held für mich. Ich habe ihn geliebt.' Nico sieht gut aus, Anja hält ihn für lebenserfahren. Sie glaubt an das grosse Los. Dass er gerade geschieden ist und seine erste Frau an seinen Schlägen fast gestorben ist, Anja hat keine Ahnung. Sie hat nicht gelernt, Fragen zu stellen. Sie weiss nicht, an wessen Seite sie nach Deutschland aufbricht. Die erste gemeinsame Nacht wird für sie eine Katastrophe. Er hat sie in ein schäbiges Hotel gedrängt. 'Du Hure', schreit er plötzlich auf sie ein. Anja weiss nicht wie ihr geschieht. Er scheint sich an ihrem Entsetzen zu weiden. Was dann folgt, ist eine Vergewaltigung. Der Mann, dem die Siebzehnjährige als Ehefrau ins fremde Land, das ein Paradies sein soll, folgt, ist ein Spieler und ein Sadist. Anja versucht, sich das Bild des leuchtenden Prinzen so lange es geht zu bewahren. In den Briefen, die sie nach Hause schickt, ist von dem Unglück nicht die Rede. Anja lebt ein stummes Leben. Meistens ist sie allein. Nico bewacht sie wie ein Despot. Sie ist sein Eigentum. Er hält die frühreife Frau, die man als seine Tochter ansieht, unter Verschluss. Will nicht, dass sie die fremde Sprache lernt, die eine Brücke nach draussen für sie wäre. Weil Anja nichts anderes kennt als das Dulden, versucht sie, sein Regiment als Liebe zu interpretieren. Auf diesen Mann, der sie im Bett so lange würgt, bis sie still ist und nicht mehr wimmert, ist sie hörig fixiert. Trotz allem. Oder gerade deshalb? Sexualität ist die einzige Nähe zwischen den beiden."

"Anja glaubt lange an die grosse Liebe, hofft, nimmt hin, verbannt die Enttäuschung aus den Gedanken, hängt Wunschträumen nach. Wenn wir ein Kind hätten, denkt sie, vielleicht würde dann alles anders sein. Sie ist froh, dass sie nach ein paar Monaten schwanger ist. Aber Nico, der wie immer besinnungslos in seiner Eifersucht auf sie eindrischt, glaubt nicht, dass er der Vater ist. Er geilte sich an dieser Vorstellung auf. Anja kann abstreiten, so viel sie will. Im dritten Monat muss sie mit Blutungen ins Krankenhaus. Sie muss fünf Monate bleiben. Dann kommt das Kind doch tot zur Welt."

Anja, die sich das Unglück mit den Schlägen des Mannes erklärt, verfällt in eine tiefe Depression. Sie kann nicht mehr essen, magert runter auf 35 Kilo. Sieht totgeweiht aus. Gern wäre sie gestorben. Aber wie stellt man das an? Nach vier Monaten ist sie bereits wieder schwanger. Diesmal überlebt das Kind Nicos Schläge. Als es geboren wird, lässt sich der Vater in der Klinik nicht blicken. Anja ist mit dem knittrigen, winzigen Bündel Leben, das sie stolz in Händen hält, allein. Nur die Zimmernachbarinnen beglückwünschen sie. Anja, die gehofft hat, mit einem Sohn wenigstens seinen Zorn zu besänftigen, erlebt, dass nun auch das Kind zum Opfer wird. Seit das Kind da ist, von dem Nico behauptet, dass ein Nachbar der Vater ist, hat Anja vor, nach Jugoslawien zurückzugehen. Weil er freiwillig den Pass und das nötige Geld nicht herausrückt, wendet sie sich an die Polizei. Mit einem Sparbuch, das er, der Spieler als stille Reserve auf den Namen seiner Frau ausstellen liess, dem Pass und dem Säugling verlässt Anja das Land. Nico, der zu der Zeit, als Anja aufbricht, betrunken ist, kann sich im Beisein der Polizei nicht wehren. Er reist eine Woche später nach. Schwört, fleht, gelobt Besserung. Warum sie ihm glaubt, Anja hat wie für vieles auch dafür keine Erklärung. Er hatte sie bei der Mutter aufgespürt. Die hatte sie noch beschworen. 'Anja, bleib. Der ändert sich nicht.' Aber Anja, die wieder die Armut in ihrer Heimat sieht und keine Perspektive, will auf einen letzten Versuch setzen. Sie ist ihm hörig."

"Nico scheint auf der Rückreise wie verwandelt. Er gibt sich gutgelaunt und hoffnungsvoll. So lange, bis die Grenze hinter ihnen liegt. Zuhause verlangt er das Sparbuch, hebt mit ihrer Unterschrift alles ab und verlässt wortlos die Wohnung. Nico war ein Kartenspieler. Und Anja hatte geglaubt, sie könne ihn ändern. Sie hatte schon drei Wochen vorher das Benzin gekauft. Es stand da in der Limonadenflasche neben dem Eisschrank. Nico hatte es in der Zeit ihrer Abwesenheit nicht angerührt. Er nahm ihre Drohung 'Ich zünde dich an' nicht ernst. Er lachte. Er hatte sogar lachend seinen Freunden davon erzählt. Anja, die kleine, die dumme, duldsame Puppe, die er schubsen konnte, die weich und nachgiebig war. Er glaubte nicht, dass sie einer Fliege etwas zuleide täte. Tagelang ist Anja apathisch. Sie liegt im Bett oder starrt aus dem Fenster. Das folgenlose Aufbegehren. Der verzweifelte Kampf um diesen Mann. Wenn sie wie jetzt tagelang allein vor sich hingrübelt, kamen Rachephantasien. In stummen, aber süchtigen Gedanken hält sie sich an ihm schadlos. Malt sich das Entsetzen aus. Den Triumph. Mürgegeprügelt, zum Umpusten dünn, ständig der Ohnmacht nahe, schlägt sie sich mit diesen Gedanken von Stunde zu Stunde."

"Anja ist auf dem Nullpunkt. Nur noch zusammengeschrumpft auf einen Gedanken. Nico soll büssen. In der Atmosphäre von Hass und Hysterie ist kein Raum für andere Gedanken. Als der betrunkene Mann nachts stumm ins Fernsehbild starrt, nimmt sie das Benzin und schüttet es über ihn aus."

Wenn sie von diesem Augenblick redet, gerät sie in Panik, möchte weglau-
fen, dorthin, wo sie sich nie mehr begegnet. Sie hat diesen Tag ihres Le-
bens aus ihren Gedanken verbannt. 'Ich weiss nicht, warum es so weit ge-
kommen ist. Ich weiss es wirklich nicht.' Wenige Tage nach ihrer Verhaf-
tung schreibt Anja an ihren Mann dies Gedicht:

*Geliebter Niki,
dieser Brief ist an Dich gerichtet.
Höre nicht auf, ihn zu lesen.
Lese die Schmerzen meines Herzens.
Lese und erkenne Dein Herz aus Eis,
das schuld ist, an dem, was geschah.
Du warst meine erste Liebe.
Du legtest an einem Frühlingstag Deine Lippen auf meine.
Lehrtest mich, wie man liebt,
lehrtest mich, wie man wartet und leidet.
Du bist zu anderen gegangen.
Ich wollte vergessen. Aber es gelang mir nicht.
Jetzt bist Du für immer gegangen.
Ich rede mir ein, dass es so besser ist,
aber ich sehe, es ist nicht besser,
denn meine Liebe, ich werde sie niemals verschmerzen.
Wisse, auch das betrogene Herz leidet nur für Dich.
Wenn Du irgendwann aus der anderen Welt wiederkehrst,
komme zurück. Mein Herz wird Dich bis zum Grabe erwarten.
Auch unsere Kinder werden warten.
Mit mir, die ich unglücklich bin
und in der Liebe betrogen warte."*

Das Gedicht ist erstaunlich. Zeigt es doch, dass sie über den Tod hinaus an Nico gebunden bleibt. Anja hat ihren Mann vernichtet, aber nicht weil sie sich von ihm gelöst hat, sondern weil sie ihn verändern wollte. Verändert soll er wiederkehren. Sie will ihn bis zum eigenen Tod erwarten. Es ist wie im Suizid, wo nicht die Selbstvernichtung, sondern ein besseres Leben phantasiert wird. Gewalt als Mittel der Verbesserung. Davon zeugt auch die Tatsache, dass Anja, nachdem sie ihren Mann angezündet hatte, schreiend die Treppe hinunterlief und damit gewollt oder nicht Hilfe mobilisierte, die allerdings erfolglos blieb. Anja begleitete ihren sterbenden Mann noch in die Klinik. Der Mord scheint keine Abrechnung gewesen zu sein, sondern der verzweifelte Versuch, das Leben zu verbessern. In den Gerichtsunterlagen steht denn auch der Satz: "Frau M. hat einen Menschen getötet, ohne eine Mörderin zu sein."

Tatsächlich erweckt das Verhalten von Anja Verständnis und sogar Mit-
leid. Sie erscheint in der Rolle des hilflosen Opfers - eine typische Frau-
enrolle. Die Opferrolle lässt leicht vergessen, dass trotz allem sie die Tat

begangen hat. Wer ist der Täter, wer das Opfer? Aktivität und Passivität sind auch in diesem Fall eindeutig zwischen den Geschlechtern verteilt. Das bewirkt die Konfusion, die einen befällt, wenn am Schluss die passive Frau die Täterin sein soll. Ihre Tat erscheint als Notwehr, während man im Falle von Andreas ein solches Urteil niemals fällen würde. Als (aktiver) Mann ist Andreas von Anfang an der Täter. Sowohl Ramona wie Anja neigen dazu, ihre Schuld zu leugnen. Ramona sieht Andreas als den Schuldigen, der sie - sie weiss nicht wie - in seine destruktiven Taten verwickelt hat. Anja gehört - wie Ramonas Mutter - zu den Menschen, die an ihrem Leben wie an einer Bleilast tragen und annehmen, ihr Schicksal habe nur mit der Schuld *anderer* zu tun. Wie gerecht ist diese Schuldzuweisung? Wie gross ist der Anteil der beiden Frauen an der Gewalt, in die sie verwickelt werden? Sind sie nur Opfer oder auch Täterinnen?

(3) Es fällt auf, wie in beiden Berichten ähnliche Charakterisierungen auftreten²¹:

- . Angst vor dem Mann
- . Ergebenheit, Sichfügen, Hörigkeit
- . der Mann als Held, als starker Mann
- . keine Erklärung haben für das eigene Verhalten
- . Schuldzuweisung an den anderen.

Besonders auffallend ist die Tatsache, dass beide Frauen ihr Verhalten nicht wirklich erklären können. Das weist darauf hin, dass unbewusste Prozesse eine Rolle spielen, und ich denke, dass die Narzissmustheorie den Charakter dieser unbewussten Prozesse zumindest vermuten lässt: Der Mann, dessen Stärke und Fremdheit Angst macht, wird als Held ersehnt und fungiert als idealisiertes Selbst-Objekt, dem sich die Frauen unterwerfen, für dessen Verhalten sie aber keine Verantwortung tragen wollen. Sie sind ihm ergeben, ihr Leben ist in seine Hände gelegt, also sind sie selbst unschuldig. Dahinter verbirgt sich die Struktur der Sucht. Bei Ramona haben wir dies festgestellt, von Anja sagt es die Journalistin: "Anja war wie eine Süchtige auf ihn [Nico] fixiert, auch über seinen Tod hinaus."

Beide Fälle werfen die Frage auf, wie es zu solch destruktiven Beziehungen zwischen Mann und Frau kommen kann. Es wäre zu oberflächlich geurteilt, im Mann den Täter und in der Frau das Opfer zu sehen, das - wie im zweiten Beispiel - lediglich aus Verzweiflung ebenfalls zur Täterin wird. Es muss einen Grund geben, warum Frauen und Männer solche Beziehungen überhaupt eingehen. Gerade bei Anja drängt sich diese Frage auf, hat sie doch, nach dem Tod von Nico, ein zweites Mal geheiratet, und

²¹ Was möglicherweise auch damit zu tun haben kann, dass es sich in beiden Berichten um dieselbe Autorin handelt.

zwar einen Mann, der kaum anders zu sein scheint als der erste. Das Interview mit Anja konnte nur unter Schwierigkeiten stattfinden. Zehnmals sagte Anja den Termin kurzfristig ab. Anrufen durfte die Journalistin nicht; Anjas zweiter Mann durfte von der Zusammenkunft nichts erfahren. Der neue Mann, den Anja nach ihrer Haftentlassung geheiratet hat, trägt wieder die Züge von Nico. "Ein Mann, der sie schlägt und sich an ihrer Schwäche weidet. Wenn er ins Zimmer kommt, geht eine Wandlung in Anja vor, ist sie liebend und unterwürfig. Wenn er geht, setzt sie das Klagelied über die Männer, die sie beherrschen, fort." Wenn man das Verhalten der Männer von Anja sadistisch nennen muss, dann dasjenige von Anja masochistisch.

So weit die beiden Beispiele, die ich zum Abschluss meiner Auseinandersetzung mit der psychoanalytischen Narzissmustheorie darlegen wollte. Was ich nun weiterhin, im Rahmen der "Selbsttheorien der Aggression", diskutieren möchte, sind metatheoretische Grundlagen für eine allgemeine Theorie des Selbst, die zugleich auch verständlich machen kann, wie sich Geschlechtsdifferenzen im aggressiven Verhalten herausbilden. Dabei werde ich mich auch mit dem Ansatz von Jessica Benjamin auseinandersetzen. Deren Theorie werde ich "Anerkennungstheorie des Selbst" nennen.

Selbsttheorien der Aggression III: Anerkennungstheorie

Die Frage, wie man das Selbst und die Selbstbeziehung erforschen soll bzw. wie deren Struktur und Dynamik theoretisch zu fassen ist, ist noch keineswegs geklärt. Oft verbleibt gerade auch die psychologische Literatur auf einer dekriptiven Ebene, indem empirisch zwar sorgfältig Selbstkonzepte und deren Veränderung erforscht werden, aber ohne theoretischen Anspruch und damit auch ohne die Möglichkeit, das Beobachtete befriedigend zu erklären.

Im folgenden möchte ich daher einen theoretischen Ansatz vorstellen, der meine Darstellung der Selbsttheorien der Aggression bisher schon insgeheim angeleitet hat, der es aber verdient, auch explizit benannt zu werden und der auch der später zu diskutierenden Theorie von Jessica Benjamin zugrunde liegt. Das Selbst wird dabei als eine soziale Größe verstanden, deren Genese im Kontext sozialer Interaktionen erfolgt. Was ich zunächst tun möchte, ist den geistesgeschichtlichen und sozialphilosophischen Hintergrund dieses Ansatzes kurz zu skizzieren.

Sozialphilosophische Grundlagen

Der "Vater" des Ansatzes, den ich im folgenden "Anerkennungstheorie" nennen werde, ist Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Ich gehe auf Hegel aber nicht besonders ein. Stattdessen werde ich etwas mehr zu George Herbert Mead sagen, der die Grundidee von Hegel in eine sozialpsychologische Theorie umgesetzt hat, in der dem Selbst und der Entwicklung des Selbst eine zentrale Bedeutung zukommen.

Vorgängig aber ein paar allgemeine Bemerkungen zur "Anerkennungstheorie", die sich auf Hegel und Mead gleichermaßen beziehen. Ausgangspunkt sowohl von Hegel als auch von Mead ist die Zurückweisung der Auffassung, Gesellschaft setze sich aus atomisierten, vereinzelt Individuen mit einer vorgängigen Ausstattung an fertigen Motiven zusammen. Ausgegangen wird vielmehr von der Überzeugung von der primären Sozialität des Menschen, was bedeutet, dass wir einen präsozialen Zustand des Menschseins empirisch nicht antreffen und darum auch theoretisch nicht annehmen dürfen. Die "natürliche" Basis der menschlichen Vergesellschaftung ist ein Zustand, der immer schon von elementaren Formen von Intersubjektivität gekennzeichnet ist. Der Prozess der Menschwerdung ist nicht ein Prozess der "Sozialisierung", denn sozial ist der Mensch immer schon. Vielmehr ist es ein Prozess des Hineinwachsens in immer komplexere soziale Verhältnisse. Parallel dazu verläuft ein Prozess der sukzessiven und progressiven Individuierung des Einzelnen. Beides ist miteinander verknüpft: die Individualität des Menschen erweitert sich in dem Masse, wie sich seine sozialen Beziehungen erweitern. Dabei wird der Einzelne in seiner sich erweiternden Individualität von den Interaktionspartnern in den komplexer werdenden sozialen Kontexten anerkannt. Die Anerkennung ist die wesentliche Grundlage für die Identifizierung des Individuums mit seiner sich erweiternden Individualität. Man kann es auch so sagen: Durch seine Teilnahme an immer komplexeren sozialen Beziehungen "entäussert" das Individuum immer mehr von sich selbst. Dadurch, dass die anderen auf diese "Entäusserung" reagieren und dem Individuum antworten, finden die bislang unartikulierten Anteile seiner Individualität "Anerkennung". Dank dieser Anerkennung werden sie real und können vom Individuum als Moment seines Selbsts angeeignet werden. Der Weg des Aus-sich-heraus-Gehens, der "Spiegelung" bzw. "Resonanz" im anderen, und des Zu-Sich-Zurück-Kehens und der Aneignung des Gespiegelten bzw. des Wiederhalls ist der Prozess der Selbstwerdung, wie wir ihn bereits bei Kohut, wenn auch in etwas anderem Licht, kennengelernt haben.

Wesentlich für die Argumentation von Hegel und Mead ist allerdings der Akzent auf der *Gegenseitigkeit* dieses Prozesses. Der Prozess der Selbstbildung ist ein wechselseitiges Sich-im-anderen-Erkennen und Anerkannt-Findens. Dieses Moment fehlt letztlich bei Kohut. Am Beispiel der Liebe

betont Hegel, dass sich das Individuum erst in der Erfahrung des Geliebter-werdens als ein selbstliebendes, das heisst bedürftig-begehrendes Subjekt zu erfahren vermag. Ohne diese Gegenseitigkeit käme ein Bildungsprozess nicht zustande. Umgekehrt heisst dies, "... dass ein Individuum, das seinen Interaktionspartner nicht als eine bestimmte Art von Person anerkennt, auch sich selbst nicht vollständig oder uneingeschränkt als eine solche Art von Person zu erfahren vermag. Für die Anerkennungsbeziehung kann das nur heissen, dass in sie gewissermassen ein Zwang zur Reziprozität eingebaut ist, der die sich begegnenden Subjekte gewaltlos dazu nötigt, auch ihr soziales Gegenüber in einer bestimmten Weise anzuerkennen: wenn ich meinen Interaktionspartner nicht als eine bestimmte Art von Person anerkenne, dann kann ich mich in seinen Reaktionen auch nicht als dieselbe Art von Person anerkannt sehen, weil ihm von mir ja gerade jene Eigenschaften und Fähigkeiten abgesprochen werden, in denen ich mich durch ihn bestätigt fühlen will" (Honneth).

So weit ein paar allgemeine Bemerkungen zum Ansatz der Anerkennungstheorie. Ich möchte nun etwas ausführlicher auf George Herbert Mead als einen wichtigen Begründer dieser Theorie eingehen. George Herbert Mead wurde 1863 geboren, in South Hadley (Massachusetts). Sein Vater war protestantischer Pfarrer, später Theologieprofessor am berühmten "Oberlin Seminar" in Ohio. Mead selbst hat das Oberlin College besucht und in Harvard, Leipzig (bei Wilhelm Wundt) und Berlin (offensichtlich bei Wilhelm Dilthey) studiert. Mead war Hauslehrer bei William James, dem berühmten Psychologen und pragmatischen Philosophen. Später ging er als Lehrer an die Universität von Michigan in Ann Arbor, wo er John Dewey kennenlernte, mit dem ihn schliesslich eine lebenslange Freundschaft verband. 1894 ging er zusammen mit Dewey an die neugegründete University of Chicago, wo er den Rest seines Lebens verbrachte. Chicago war damals so etwas wie das Mekka der Sozialwissenschaft. Mead starb 1931 68jährig.

Ich möchte Ihnen eine kurze Darstellung einiger zentraler Ideen von Meads Sozialphilosophie und Sozialpsychologie geben. George Herbert Mead meinte, dass in der *Romantik* erstmals überhaupt eine Auseinandersetzung mit der Selbstbeziehung des Menschen stattgefunden hat. In der Philosophie wurde zwar bei Descartes und Kant das "Ich" thematisiert, doch wurde dieses "Ich" lediglich als Tatsache behauptet bzw. als Bedingung der Erkenntnis statuiert, eine Bedingung, die selbst nicht erfahren werden kann. In der Romantik und in der idealistischen Philosophie kommt dieses "Ich" erstmals ins Blickfeld der Analyse. Das Ich wird zum Thema von Philosophie und Kunst. Der Mechanismus, durch den die Analyse des Ichs erfolgt, ist die (Selbst-)Reflexion. Das geschieht dadurch, dass man sich (virtuell) an die Stelle eines anderen versetzt und sich aus dessen Perspektive betrachtet. Dieser Mechanismus der Herstellung von Selbstbezüglich-

keit wird von Mead später "role-taking" genannt. Er ist gemäss Mead die eigentliche Entdeckung der Romantik.

Der Idealismus der romantischen (idealistischen) Philosophie besteht darin, dass die Relation von Subjekt und Objekt in das Selbstbewusstsein hineingenommen wird. Das Ich wird zwar als Prozess verstanden und nicht mehr länger als statische Struktur (als sub-iectum), doch der Prozess ist intra-, nicht intersubjektiv. Thema der idealistischen Philosophie ist das Selbstbewusstsein und damit das Subjekt, das sich selbst erkennt, und zwar ohne Hilfe eines oder einer anderen.

Von besonderer Bedeutung ist das Konzept der "Entäusserung" (Hegel). Darin unterscheidet sich der romantische Weg zum Selbst von der Introspektion, die ein blosses In-Sich-Hinein-Schauen meint. Entäusserung ist geradezu das Gegenteil von Introspektion: Es ist Aus-sich-heraus-Treten als Weg zum Selbst. Das Individuum muss sich "ausdrücken", aus sich heraus gehen, sich ent-äussern, um sich als Selbst erkennen zu können.

Mit dem Denkschema der Entäusserung ist auch der Begriff der "Entfremdung" verbunden. Wenn der Prozess der Entäusserung unterbrochen wird bzw. nicht zum Abschluss, das heisst nicht zur Rückwendung auf das Selbst gelangt, dann ist mir mein Handeln bzw. mein Selbst fremd geworden. Ich habe mich zwar entäussert, ich habe etwas getan, ich habe gehandelt, aber das Produkt meines Handelns lässt sich nicht mehr auf mich zurückbeziehen. Ich kann mir das Produkt meines Handelns nicht mehr aneignen, nicht mehr als Ausdruck meiner Selbst (an-)erkennen. In diesem Falle ist mein Handeln mir selbst fremd geworden. Ich habe mich meiner selbst entfremdet. Wenn die Welt, die der Mensch in der Arbeit gestaltet, dem Menschen entgleitet, wenn sie eine Eigendynamik, eine eigene Gesetzmässigkeit entwickelt, dann steht der Mensch den Produkten seines Handelns plötzlich fremd gegenüber. Statt durch sein Tun zu sich zu finden, verhindert die entfremdende Tätigkeit den Weg zum selbst. Diese Argumentation bildet die Grundlage der Sozialphilosophie von Karl Marx (vgl. Israel 1972).

Der Mensch findet zu sich über den Weg der "Entäusserung". Idealistisch wird dieses Konzept - wie gesagt - dadurch, dass die Leistung der Selbsterkenntnis asozial gedacht wird, das heisst ohne notwendige Mitbeteiligung eines anderen Subjekts. George Herbert Mead hat diesen Idealismus dadurch aufgelöst, dass er die "Entäusserung" einbettete in eine Situation der gemeinsamen Tätigkeit mehrerer Personen. Bei der gemeinsamen Auseinandersetzung mit der äusseren Natur (und nicht lediglich bei der "monologischen" instrumentellen Tätigkeit) gewinnen die Menschen Selbstbewusstsein. Dabei geht Mead von der biologischen Tatsache aus, dass alles tierische und menschliche Leben eine soziale Struktur aufweist. "Es gibt

keinen lebenden Organismus, der so beschaffen wäre, dass er sich in völliger Isolierung von allen anderen Organismen am Leben halten könnte oder dass bestimmte Beziehungen zu anderen lebenden Organismen ... - Beziehungen also, die im strengen Wortsinn gesellschaftlich sind - nicht eine notwendige und unersetzliche Rolle in seinem Leben spielten. Alle lebenden Organismen sind in eine allgemeine gesellschaftliche Umwelt oder Situation eingebettet, in einen Komplex gesellschaftlicher Wechselwirkungen und Einflüsse, von denen ihre weitere Existenz abhängt" (Mead). So ist die Befriedigung der Bedürfnisse nach Nahrung und Sexualität ohne andere nicht möglich. Eine wenigstens minimale Differenzierung zwischen Organismen ist notwendig, damit das biologische Überleben gewährleistet ist. Auch Tiere bilden Gemeinschaften mit einer "sozialen" Organisation. Mead diskutiert oft das Beispiel der Insekten, insbesondere der Ameisen. Die Ameisen zeigen eine Art gesellschaftlicher Differenzierung mit einer Königin, Arbeitern, Kriegern, Sklaven etc. Mead betont die *physiologische* Basis dieser Differenzierung, das heisst bei Tieren ist die Differenzierung das Resultat von physiologischen und nicht von Kommunikationsprozessen.

Genau dies aber, nämlich ein Kommunikationsprozess, ist die Basis der sozialen Differenzierung beim Menschen. Abgesehen von der Differenz der Geschlechter sieht Mead wenig physiologische Differenzierung zwischen den Menschen. "Die einzelnen Menschen sind weitgehend identisch; es gibt keinen entscheidenden Intelligenzunterschied; vom Standpunkt der physiologischen Differenzierung zwischen den Geschlechtern aus gesehen, handelt es sich um Organismen, die im Grunde identisch sind, so dass wir hier keine gesellschaftliche Matrix zu haben scheinen, die für das Auftreten des Individuums verantwortlich wäre. Auf Erwägungen dieser Art ist es zurückzuführen, dass eine Theorie aufgestellt wurde, derzufolge sich die menschliche Gesellschaft aus den einzelnen Individuen, nicht die Individuen aus der Gesellschaft entwickelt haben. So nimmt die Vertragstheorie über den Ursprung der Gesellschaft an, dass der Einzelne von Anfang an als intelligentes Individuum, als Identität existiert, und dass diese Individuen sich zusammenschliessen und eine Gesellschaft bilden. Nach dieser Ansicht entwickeln sich Gesellschaften wie Firmen, indem sich eine Gruppe von Investoren bewusst zusammentut, ihre Organe wählt und sich als Gesellschaft etabliert. Der Einzelne kommt zuerst, die Gesellschaften verdanken sich den Fähigkeiten bestimmter Individuen. Die Theorie ist schon sehr alt und in manchen ihrer Elemente immer noch verbreitet. Wenn aber der von mir gewählte Standpunkt richtig ist, wenn der Einzelne seine Identität nur durch Kommunikation mit anderen erlangt, nur durch die Verfeinerung gesellschaftlicher Prozesse mittels signifikanter Kommunikation, dann kann die Identität dem gesellschaftlichen Organismus nicht vorausge-

gangen sein. Letzterer muss zuerst existiert haben" (Mead). Die Identität (das Selbst) des einzelnen ist eine Konsequenz der Kommunikation mit anderen. Gesellschaftliche Differenzierung beim Menschen ist nicht physiologisch angelegt, sondern das Resultat der Selbstbildung, die ein kommunikativer Vorgang ist.

Damit aber stellt sich die Frage, wo diese spezifisch menschliche Basis der gesellschaftlichen Differenzierung, eben die Kommunikation, überhaupt herkommt. Bei den Insekten scheint sie nach Meads eigenen Worten noch nicht vorhanden zu sein. Wo also hat die Kommunikation ihre Wurzeln und wie ist sie entstanden?

Menschliche Kommunikation

Mead nimmt an, dass die Kommunikationsfähigkeit des Menschen aus den "Gebärden" der Säugetiere entstanden ist. Eine Gebärde ist der Anfang einer Verhaltensweise (eines "Aktes"), die nicht ausgeführt wird. Gebärden können als Verhaltensweisen verstanden werden, die ihre ursprüngliche Funktion verloren haben und nun im Dienste der Verständigung stehen. Wir haben diesen Vorgang - bei der Auseinandersetzung mit Konrad Lorenz - "Ritualisierung" genannt (vgl. oben). Wenn ich den Arm hebe in der Haltung desjenigen, der dem anderen eine Ohrfeige erteilen will, so genügt diese Gebärde, damit der andere realisiert, woran er ist. Ich muss nicht notwendigerweise zuschlagen, das heißt ich muss meinen Akt nicht vollenden, um verstanden zu werden. Die Anfangsphase des Aktes hat eine Bedeutung erlangt: sie signalisiert dem anderen, was los ist. Er wird seinerseits ein bestimmtes Verhalten zeigen, das nun für mich Zeichencharakter hat. Etc. Gebärden ermöglichen also eine Verständigung, eine Kommunikation. Dazu ist kein Bewusstsein erforderlich. Die Übermittlung von Gebärden ist deshalb auch bei Tieren beobachtbar (vgl. z.B. Ploog 1972).

Bei dieser Argumentation ist bereits vorausgesetzt, dass die Analyse von Selbstbewusstsein von sozialen Beziehungen auszugehen hat. Nur in einer Welt, in der auch andere Lebewesen existieren, können Gebärden ihren Zeichencharakter entfalten. Verstanden werden Gebärden dank der engen und ständigen Beziehungen der Lebewesen untereinander. Die Einstellung auf das Verhalten des anderen führt dazu, dass jedes Lebewesen sein "... eigenes Handeln schon an den frühesten Stadien im Verhalten anderer ausrichtet. Je perfekter sich ein soziales Lebewesen an das Verhalten eines anderen anpasst, desto leichter wird es in der Lage sein, sein Handeln durch die ersten Anzeichen einer Handlung des anderen festzulegen" (Mead). Diese Anzeichen der Handlung des anderen Lebewesens können die verschiedensten Formen haben. "Es handelt sich bei ihnen um den flüchtigen Blick eines Auges, der das Ansetzen zum Sprung oder zur Flucht anzeigt, um eine Körperhaltung, mit der Sprung oder Flucht beginnen, bzw. um ein

Brummen, Schreien oder Knurren, mit dem sich die Atmung auf einen beginnenden Kampf einstellt."

Die spezifisch menschliche Konstellation entsteht in dem Moment, wo der Organismus die Reaktion des anderen *antizipiert*. Wenn ich die Hand zur Ohrfeige erhebe und dabei antizipiere, wie der andere reagiert, dass er nämlich flüchtet, mir ausweicht oder zurückschlägt, in dem Moment ist die Gebärde signifikant (signifikativ) geworden. Und das ist allein beim Menschen möglich. Die folgenden Beispiele sollen dies verdeutlichen. "Beim Fechten oder Boxen, wo jemand eine bestimmte Finte schlägt, um beim Gegner eine bestimmte Reaktion auszulösen, löst er gleichzeitig, wenn er sich seiner Tat bewusst ist, die Anfänge der gleichen Reaktion auch in sich selbst aus. Dabei regt er einen bestimmten Bereich im Zentralnervensystem an, der, würde ihm die Vorherrschaft zugestanden, diesen Menschen dazu führte, das gleiche wie sein Gegner zu tun. Er erfasst seine Tätigkeit und isoliert jene spezifische Phase. Dadurch zerlegt er auch seine Reaktion, wodurch die verschiedenen ihm offenstehenden Handlungsmöglichkeiten in ihm selbst gegeben sind. Er erregt jene Abschnitte, die den verschiedenen Teilen dieses komplizierten Prozesses entsprechen. Er kann sie nun auf verschiedene Weise kombinieren, und diese Kombination ist ein Prozess der reflektiven Intelligenz. Das beste Beispiel dafür ist der Schachspieler. Ein guter Schachspieler hat die Reaktionen der anderen Person in seinem eigenen System. Er kann immer vier oder fünf Züge vorausdenken. Dabei regt er eine andere Person zu einer Handlung an, die er auch in sich selbst anregt. Das macht es ihm möglich, seine Angriffsmethode im Hinblick auf die Reaktionen seines Gegners in ihre verschiedenen Elemente zu zerlegen und dann seine eigenen Aktionen auf dieser Grundlage zu rekonstruieren."

Damit betont Mead die Kontinuität zwischen Tier und Mensch. Was beim Tier bereits vorhanden ist, nämlich eine Kommunikation vermittelt Gebärden, wird beim Menschen verfeinert, modifiziert und ausgestaltet. Das Besondere beim Menschen liegt darin, dass eine Gebärde nicht bloss im zweiten Individuum eine Reaktion auslöst, sondern im ersten Individuum - wenn auch nur implizit - "dieselbe" Reaktion auszulösen vermag. Beim Menschen gibt es eine Kommunikation, "... in der die eine [Gebärde] setzende und so etwas mitteilende Person die Haltung des anderen Individuums genauso einnimmt, wie sie sie beim anderen hervorruft. Sie befindet sich selbst in der Rolle der anderen Person, die sie auf diese Weise anregt und beeinflusst. Indem sie diese Rolle der anderen übernimmt, kann sie sich auf sich selbst besinnen und so ihren eigenen Kommunikationsprozess lenken. Diese Übernahme der Rolle anderer ... ist nicht nur zeitweilig von Bedeutung; sie ist nicht nur das zufällige Ergebnis der [Gebärde], sondern für die Entwicklung der kooperativen Gesellschaft wichtig. Die unmittelbare Wirkung dieser Übernahme einer Rolle liegt in der Kontrolle, die der

Einzelne über seine eigenen Reaktionen ausüben kann. Die Kontrolle der Handlungen des Einzelnen im kooperativen Prozess kann im Verhalten des Einzelnen selbst stattfinden, wenn er die Rolle des anderen zu übernehmen vermag. Diese Kontrolle der Reaktion des Einzelnen durch die Übernahme der Rolle des anderen ist es, was - vom Standpunkt der Organisation des Gruppenverhaltens aus gesehen - den Wert dieser Art der Kommunikation ausmacht. Sie führt den kooperativen Prozess weiter, als es in der Herde oder in der Insektengesellschaft möglich wäre" (Mead). In diesem Zitat werden zwei wichtige Momente von Meads Denken angesprochen. Das erste ist die Idee des "role-taking", der Rollenübernahme. Das zweite ist die Idee der Kontrolle, genauer gesagt der Selbstkontrolle, die dank dieses "role-taking" möglich ist. Dadurch, dass ich mich in die Rolle des anderen versetzen kann, bin ich in der Lage, mein Verhalten quasi von aussen zu betrachten. Ich gewinne dadurch ein Verständnis der Bedeutung meines Verhaltens für den anderen.

Fassen wir kurz zusammen. Ausgangspunkt der Argumentation von Mead ist eine soziale Situation bzw. eine gemeinsame Tätigkeit mehrerer Menschen. Dabei werden Gebärden ausgetauscht, die bei den Tieren und zunächst auch beim Menschen ohne reflexives Bewusstsein sind. Die Bedeutung der Gebärden liegt in der potentiellen oder aktuellen Reaktion des anderen Lebewesens. Ein Bewusstsein der Bedeutung entsteht dann, wenn die Relation zwischen Gebärde des einen und Reaktion des anderen von den interagierenden Lebewesen je individuell gleichzeitig mental verfügbar ist, wenn sie also fähig sind, zugleich auf beides aufmerksam zu werden: auf ihre Gebärde und auf die (potentielle) Reaktion des anderen auf die Gebärde.

Wie aber werde ich auf meine Gebärde und die Reaktion des anderen aufmerksam? Ganz einfach dadurch, dass ich von der Reaktion des anderen betroffen werde. Allerdings genügt dies nicht ganz: Ich muss auch fähig sein, die Reaktion des anderen, von der ich betroffen werde, zu beeinflussen. Das ist etwa der Fall bei einem Kind, das schreit. Es vermag mit seinem Schreien etwas zu bewirken, nämlich die Mutter oder den Vater herbeizurufen. Sobald das Kind fähig ist zu schreien und sich dabei antizipierend auch die Reaktion von Mutter oder Vater vorzustellen, hat es ein Bewusstsein der Bedeutung seines Schreiens erlangt. "Ein Symbol ist nichts anderes als der Reiz, dessen Reaktion schon im vorhinein feststeht." Sind nun, wie im Falle der Lautgebärde, Reiz und Reaktion im Individuum, von dem die Gebärde ausgeht, gleichzeitig gegenwärtig, dann kann das Individuum die wahrscheinliche Reaktion des anderen antizipieren und in sich selbst diese Reaktion wenigstens der Tendenz nach auslösen. Dadurch erhält die Gebärde für das Individuum eine Bedeutung, sie wird zum *signifikanten Symbol*. Aufgrund der Fähigkeit, zur gleichen Zeit der andere und

man selbst zu sein, wird das Symbol (bzw. die Gebärde) signifikant. Mead verdeutlicht den Unterschied zwischen dem blossen Zeichen oder Signal und dem signifikanten Symbol in folgender Gegenüberstellung: Wenn das Leittier einer Herde eine Gefahr wittert, dann wendet es sich zur Flucht und seine Bewegung ist für die übrigen Tiere das Signal, ebenfalls zu fliehen. Das Leittier "weiss" selber aber nicht, dass seine Bewegung für die anderen Tiere "Flucht" bedeutet. Es beginnt einfach zu laufen, und die anderen folgen ihm. Anders ist die Situation, wenn ein Mensch "Feuer" schreit. Er gibt nicht nur ein Signal, sondern sein Schrei hat für ihn selber die Bedeutung, dass man fliehen soll. Er löst durch seinen Schrei in sich selbst die Reaktion aus, die sein Schrei bei anderen hervorruft.

Ein Bewusstsein von Bedeutung entsteht demnach zuallererst in der sozialen Interaktion. Mead wendet sich gegen die traditionelle Erklärung von Bedeutung mit Hilfe von Assoziationen zwischen Vorstellungen und Reaktionen. Ein Kind, das sich an einer Flamme gebrannt hat, wird bei der nächsten Begegnung mit einer Flamme seine Hände zurückziehen. Zwischen Flamme und Zurückweichen ist eine Assoziation gebildet worden, die irgendwie im Gedächtnis aufbewahrt wird. Mead betont, dass auf diese Weise zwar etwas gelernt wird, aber keineswegs ein Bewusstsein dieser Assoziation entstehen muss. Ja, es ist gerade umgekehrt, je automatischer eine solche Assoziation entsteht, desto weniger werden wir uns ihrer bewusst. In der Entstehung einer Gewohnheit ist demnach nichts enthalten, was zum Bewusstsein von Bedeutungen führen könnte. Das spricht nicht gegen Gewohnheiten. Aber erst dort, wo ein Reiz nicht automatisch eine Reaktion auslöst, ist die Voraussetzung für Bewusstwerdung gegeben. Diese Situation tritt im wesentlichen dann ein, wenn Gewohnheiten unterbrochen werden, wenn also eine gewohnte Handlung nicht zum Ziel führt. Wird der Verhaltensstrom eines Lebewesens, das fähig ist, seine Gebärde und die Reaktion anderer auf seine Gebärde innerlich zu repräsentieren, unterbrochen, dann wird eine Reflexion des eigenen Tuns eingeleitet. Das ist zugleich die Bedingung der Entstehung von Selbstbewusstsein.

In gewisser Weise ist die Argumentation von Mead derjenigen von Günther Buck in seinem Buch "Lernen und Erfahrung" vergleichbar, auch wenn Buck die *soziale* Komponente der Bildung von Selbstbewusstsein vernachlässigt. Auch Buck geht es um den Prozess der Entstehung von Selbstbewusstsein. Das Selbstbewusstsein ist das Ergebnis einer "Störung" bzw. eines "Irrtums": eine Erwartung wird enttäuscht, eine Antizipation zunichte gemacht. Deshalb nennt Buck die negative Erfahrung die eigentliche Erfahrung. Wer wirklich etwas gelernt hat, der hat nicht einfach etwas dazu gelernt; er weiss nicht einfach mehr, sondern ist ein anderer geworden. Die negative Erfahrung "verwandelt uns". Das erfahrende Bewusstsein kehrt sich um. "Das Werk der negativen Erfahrung ist ein Sich-seiner-bewusst-

Werden. Wessen man sich bewusst wird, das sind die in der seitherigen Erfahrung leitenden und als leitend unbefragt gebliebenen Motive. Die negative Erfahrung hat so primär den Charakter der Selbsterfahrung, die frei macht für eine qualitativ neue Art der Erfahrung" (Buck). Die behavioristische Lerntheorie vermag diese Dimension des Lernens gerade nicht zu fassen. Buck verweist auf das "Effektgesetz" von Thorndike (vgl. den 1. Teil dieser Vorlesung). Das "Lernen am Erfolg", das mit dem "Effektgesetz" gemeint ist, bedeutet ein zirkelhaftes Geschehen. Ein Verhalten wird "belohnt", das heisst in seiner Effektivität bestätigt, oder es wird enttäuscht. "Der negative Erfolg ist dann die Bedingung dafür, dass das Verhalten so lange korrigiert wird, bis sich aus dem Repertoire möglicher Verhaltensweisen bzw. Antizipationen eine oder mehrere als richtig herausstellen. Gelernt hat man aus der negativen Erfahrung dann insofern, als man die Verhaltensweise, die zu ihr geführt hat, verlernt oder sie behält als etwas, das es künftig zu vermeiden gilt. Es ist die Erfahrung der gebrannten Kinder, die das Feuer scheuen und in der Folge lernen, wie man besser mit ihm umgeht. Die negative Erfahrung wird hier nicht verstanden als Umkehrung des Bewusstseins, in der man zur Besinnung über seine Erfahrung im ganzen kommt. Der Erfahrene ist hier nicht zugleich einer, der sich mit den versteckten Motiven konfrontiert sieht, die ihn bei seinem Erfahrungserwerb geleitet haben" (Buck). Das Lernen im Sinne des Effektgesetzes führt nicht zur Selbstkonfrontation. Es führt lediglich zur besseren Anpassung einer Verhaltensweise an die Umweltbedingungen.

Die Frage im Rahmen einer Selbsttheorie ist aber nicht, wie bildet das Individuum "kopflös" Gewohnheiten aus, sondern wie wird es sich seiner selbst - seiner Gewohnheiten, seiner Motive etc. - bewusst? Die Frage ist, wie wird ein Mensch auf sich selbst aufmerksam? Eine blosser Störung in einem instrumentellen Handlungsablauf braucht kein Selbstbewusstsein auszulösen. Es genügt in einem solchen Fall zu bemerken, was man falsch gemacht hat im Sinne einer ungenügenden Anpassung an die objektiven Gegebenheiten der Situation. Die Bildung von Selbstaufmerksamkeit und Selbstbewusstsein erfordert mehr. Dieses Mehr ist sozialer Natur - etwas, was auch Buck nicht wirklich zu sehen vermag, da er sich allzu sehr von einer philosophischen Tradition leiten lässt, die idealistisch ist und asozial denkt. Mead dagegen betont, dass erst in einer sozialen Situation die Bedingungen gegeben sind, damit aus Handlungsstörungen Selbstbewusstsein entstehen kann. Sobald wir uns eine Interaktion zwischen mehreren Menschen vorstellen, haben wir den Fall eines Handlungsgeschehens vor uns, das im Moment der Krise von allen Beteiligten eine Rückbesinnung auf ihr Verhalten erforderlich macht.

Dabei betont Mead die Wichtigkeit der Sprache, genauer gesagt der vokalen Gebärde, das heisst des *Vokalisierens*. Der Lautäusserung kommt - im

Unterschied zu allen nicht-lautlichen Gebärden - die besondere Eigenschaft zu, auf den Handelnden in demselben Augenblick und auf die gleiche Weise einzuwirken wie auf sein Gegenüber. "Während man nur unvollkommen den Wert des eigenen Gesichtsausdrucks oder der eigenen Körperhaltung für andere spürt, vernimmt man mit seinen eigenen Ohren die eigene Lautgebärde in derselben Form, die sie für einen Mitmenschen besitzt" (Mead). Wenn ein Subjekt über eine Lautgebärde auf seinen Interaktionspartner einwirkt, dann vermag es zugleich dessen Reaktion in sich selbst auszulösen, weil seine eigene Äusserung ihm selbst als ein von aussen kommender Stimulus vernehmbar wird. Indem ich also in der Wahrnehmung meiner eigenen Lautgebärde auf mich so reagiere, wie es mein Gegenüber tut, versetze ich mich in eine exzentrische Position, aus der heraus ich ein Bild von mir selbst gewinnen kann und somit zu einem Bewusstsein meiner selbst zu gelangen vermag. Die "exzentrische Position", wie sie Helmuth Plessner (1981) als Charakteristikum des Menschen angesetzt hat, kommt nicht zuletzt dank der Sprachfähigkeit des Menschen zustande. Die "exzentrische Position" wird auch bei Plessner mit dem Selbstbewusstsein des Menschen in Verbindung gebracht.

Halten wir fest, dass für Mead ein Bewusstsein seiner selbst nur in dem Masse zustande kommen kann, wie ein Individuum sein eigenes Verhalten aus der "innerlich" (mental bzw. kognitiv) repräsentierten Perspektive eines anderen Individuums erkennen lernt: "... ohne die Erfahrung eines auf ihn reagierenden Interaktionspartners wäre ein Individuum nicht dazu in der Lage, auf sich selber mit Hilfe selbstwahrnehmbarer Äusserungen in der Weise einzuwirken, dass es dabei seine Reaktionen als die Hervorbringungen der eigenen Person zu verstehen lernt" (Honneth 1992). Insofern kann Mead sagen, das Selbst sei eine soziale Struktur. "Man entwickelt insofern ein Selbst als man die Haltung anderer einzunehmen und sich selbst gegenüber so wie gegenüber anderen handeln kann" (Mead). Darin liegt eine zentrale Einsicht der Anerkennungstheorie des Selbst.

Spontaneität und Anerkennung

Mead unterscheidet innerhalb des Selbst ein "Ich" ("I") von einem "Mich" ("me"). Als handelndes Subjekt bin ich ein "Ich". Als Subjekt, auf das reflektiert wird, bin ich ein "Mich". Man kann sagen, "Ich" und "Mich" bilden sich ständig abwechselnde Phasen im Lebensprozess eines Individuums. Das "Mich" ist immer nur als vergangenes "Ich" fassbar. Das Ich als solches ist unzugänglich. Ich habe keine Möglichkeit, mich unmittelbar zu Gesicht zu bekommen. An dieser Stelle zeigt sich die Differenz der romantischen Theorie der Selbsterkenntnis zur Behauptung, eine Introspektion im strengen Sinne der (geistigen) Selbstbespiegelung sei möglich. Descartes glaubte, einen *direkten* Zugang zu sich selbst zu haben. Sein "co-

gito" -"ich denke" - war ihm eine evidente Gewissheit. Mead und andere betonen dagegen, dass wir uns immer nur *indirekt* zu fassen vermögen. Das Ich ist unserem Selbst (dem "Mich") immer eine Spur voraus. Darin liegt die zentrale Prämisse der Ausdruckstheorie des Selbst. "Das 'Ich' tritt nicht in das Rampenlicht", sagt Mead. Das "Ich" ist immer nur als "Mich", das heisst rückbezüglich bzw. rekonstruktiv zugänglich. Das "Ich" des einen Moments wird zum "Mich" des nächsten Moments.

Die dialektische Struktur von Ich und Mich führt ein Element der Spontaneität bzw. der Überraschung in das Verhalten ein. Das ist gewissen Kritikern Meads ein Dorn im Auge, und Mead wird angegriffen, er hätte eine Restkategorie in seiner Theorie belassen, ein Moment menschlichen Verhaltens, das er nicht erklären könne. Ich halte das für eine absurde Kritik, die eigentlich nur stichhaltig wäre, wenn man eine Voraussetzung machen würde, die Mead ausdrücklich ablehnt, die Voraussetzung nämlich eines deterministischen Weltbildes. Nur in einer vollständig determinierten Welt ist alles vorherbestimmt, hat alles seine identifizierbaren Ursachen und eindeutigen Erklärungen. Genau dagegen aber wendet sich Mead. Für Mead entsteht immer wieder Neues in dieser Welt, und ein Ort, wo solch Neues entsteht, ist eben der Mensch. Das "Ich" enthält ein Moment der Spontaneität, eben deshalb, weil wir uns immer nur quasi im Rückblick, als "Mich", zu erhaschen vermögen.

Das heisst keineswegs, dass wir nur über diesen Rückblick auf uns selbst verfügen und damit unserem Verhalten ausgeliefert sind. Natürlich sind wir in der Lage, unser Handeln zu steuern, zu planen etc. Das ist uns möglich dank unserer Intelligenz, die die Grundlage unserer Fähigkeit zum "role taking" ist. Was Mead mit der Spontaneität des "Ich" meint, ist lediglich die Tatsache, dass wir unser Handeln noch so gut planen können, über die Ausführung der Handlung haben wir niemals Gewissheit. Nur wenn wir göttliche Kompetenzen hätten, also über Allwissenheit und Allmacht verfügen würden - der Traum des narzisstisch gestörten Menschen -, nur dann könnten wir den Verlauf und den Ausgang unseres Handelns immer schon zum voraus wissen. Da wir aber nicht über göttliche Kompetenzen verfügen, sind alle unsere Handlungen zwar planbar, aber nicht vorausbestimmbar. Ein Moment der Ungewissheit ist immer vorhanden. Mir scheint, dass Mead genau dieses Phänomen vor Augen hat: Das "Ich" ist ein Moment der Ungewissheit unseres Handelns bzw. der Spontaneität von uns selbst. Weil wir über das "Ich" nicht völlig verfügen können, kommt es, "... dass wir uns durch unsere eigenen Aktionen überraschen" (Mead).

Mead sagt nicht, die Reaktion des "Ich" sei unbestimmt, sondern er sagt, die Reaktion des "Ich" sei "mehr oder weniger unbestimmt". Und dieses Mehr oder Weniger ist m.E. eine Funktion dessen, ob man in einer bestimmten Situation sein Handeln besser oder schlechter planen kann und

auch, ob zufällige Ereignisse von grösserer oder geringerer Bedeutung sind. Was Mead mittels seines Konzeptes des "Ich" betonen will, ist auch die Potentialität menschlichen Lebens. Er will auf die *kreativen* Möglichkeiten hinweisen, die mit einem individuellen menschlichen Leben gegeben sind. Diese Möglichkeiten bilden ein Reservoir an unausgeschöpften Momenten des Selbst bzw. der Identität. "Die Möglichkeiten in unserem Wesen, diese Energien, auf die William James so gerne hinwies, stellen Möglichkeiten der Identität dar, die jenseits unserer eigenen unmittelbaren Präsentation liegen. Wir wissen nicht genau, wie sie beschaffen sind. In gewissem Sinn sind sie die faszinierendsten Inhalte, die wir haben - soweit wir sie erfassen können" (Mead).

Was nun die Dialektik der Anerkennung anbelangt, so geht Mead davon aus, dass die Anerkennung, die das Individuum seinen Interaktionspartnern zukommen lässt, zur Anerkennung des Individuums durch die Interaktionspartner führt und umgekehrt. Der Einzelne kann sich in der Masse in einer Gemeinschaft halten, wie ihn die Gemeinschaft anerkennt und wie er seinerseits die Gemeinschaft anerkennt. Die Übernahme der Haltung anderer garantiert, dass die eigenen Rechte anerkannt werden. Dabei führt die Spontaneität des Ichs zur Notwendigkeit, immer wieder von neuem nach Anerkennung zu suchen. Die Artikulation bisher unausgeschöpfter Möglichkeiten seiner Individualität veranlasst das einzelne Subjekt, immer wieder von neuem nach sozialer Anerkennung zu suchen. "Weil die Individualität des 'Ich' ... nicht stillzustellen ist, wandert mit ihr ein Element der normativen Idealisierung in alle gesellschaftliche Praxis ein; die Subjekte können gar nicht anders, als sich in der Verteidigung ihrer spontan erlebten Ansprüche stets wieder der Zustimmung eines kontrafaktisch unterstellten Gemeinwesens zu versichern, das ihnen gegenüber dem etablierten Anerkennungsverhältnis ein mehr an Freiheitsrechten einräumt. Aus der Unmasse dieser moralischen Abweichungen, die den sozialen Lebensprozess gewissermassen ständig mit einem Netz von normativen Idealen überziehen, ergibt sich für Mead die Bewegung, die den gesellschaftlichen Entwicklungsprozess ausmacht" (Honneth 1992).

Die Notwendigkeit, Individualität anzuerkennen, erklärt auch den Prozess der Individualisierung im historischen Kontext. Nur eine Gesellschaft, die bereit ist, Individualität anzuerkennen, ist auch in der Lage, wirkliche Individuen auszuprägen. Mead sagt dazu: "Einer der Unterschiede zwischen einer primitiven und einer zivilisierten menschlichen Gesellschaft ist der, dass in der primitiven Gesellschaft die einzelne Identität bezüglich ihres Denkens und Verhaltens viel weitgehender vom allgemeinen Muster der organisierten gesellschaftlichen Tätigkeit bestimmt wird, die von der jeweiligen gesellschaftlichen Gruppe abgewickelt wird, als dies in der zivilisierten Gesellschaft der Fall ist. In anderen Worten, die primitive mensch-

liche Gesellschaft bietet viel weniger Raum für Individualität - für originelles, einzigartiges oder schöpferisches Denken und Verhalten seitens der einzelnen Identität in ihr - als die zivilisierte menschliche Gesellschaft. Tatsächlich verdankt sich die Entwicklung der zivilisierten Gesellschaft aus der primitiven weitgehend der fortschreitenden gesellschaftlichen Befreiung der individuellen Identität und ihres Verhaltens, den Veränderungen und Verfeinerungen des gesellschaftlichen Prozesses, die sich daraus ergaben und die durch diese Befreiung ermöglicht wurden" (Mead). Die Freisetzung von Individualität im historischen Prozess ist ein Kampf um die gesellschaftliche Anerkennung von Individualität.

Die Moralität von Konflikten

Soweit einige grundsätzliche Bemerkungen zur Anerkennungstheorie des Selbst in Auseinandersetzung mit George Herbert Mead. Das Interessante dieses Ansatzes liegt m.E. darin, dass er vom egoistischen Menschenbild Abstand nehmen lässt, das so vielen sozialwissenschaftlichen und psychologischen Theorien zugrunde liegt. Diesen Egoismus als Grundausstattung des Menschen haben wir sowohl bei Freud als auch bei Lorenz und bei den Soziobiologen angetroffen. Demgegenüber geht die Anerkennungstheorie von "Bedürfnissen" des Menschen aus, die nicht bloss egoistisch sind. Den Menschen geht es nicht nur um ihre physische Selbsterhaltung oder den Egoismus der Gene, sondern sie haben darüber hinaus oder daneben auch moralische "Antriebe". Ich kann hier an Erich Fromm erinnern, der betont hat, dass die bloße Erfüllung organischer Bedürfnisse menschliches Verhalten nicht ausreichend erklären lässt (vgl. oben). Die besondere, existentielle Situation des Menschen schafft nicht-organische Bedürfnisse - von Fromm "existentielle Bedürfnisse" benannt -, aus denen die menschlichen "Leidenschaften" erwachsen. Man kann nun durchaus sagen, das "Bedürfnis" nach Anerkennung durch andere sei in diesem Frommschen Sinne ein existentielles Bedürfnis, das, wenn es nicht angemessen befriedigt wird, zu unerwünschten Konsequenzen wie zum Beispiel Destruktivität führen kann.

Wir haben uns daran gewöhnt, menschliche Konflikte als Interessenkonflikte zu deuten, Konflikte, bei denen unterschiedliche persönliche - und damit ist gemeint: egoistische - Interessen aufeinander stoßen. Interessen wurzeln in Überlebensmotiven, im kruden "Kampf ums (nackte) Dasein". Interessen kann man aus der objektiven Ungleichverteilung von materiellen Lebenschancen ableiten, ohne dass auf das alltägliche Netz moralischer Gefühlseinstellungen Rücksicht genommen werden müsste. Soziales Verhalten wird im Rahmen der Sozialphilosophie von Thomas Hobbes verstanden: *homo homini lupus* - der Mensch ist des Menschen Wolf.

Demgegenüber geht die Anerkennungstheorie von der Überzeugung aus, dass die Menschen nicht nur von krudem Egoismus und banalen Überlebensmotiven angetrieben werden, sondern (auch) vom Bedürfnis um Anerkennung in ihrer individuellen Eigenart und in ihrem persönlichen Wert. Die Missachtung des Selbst wird so zum Motiv, um gegen diskriminierende Verhältnisse anzukämpfen. Die Beschädigung der Selbstachtung kann weit mehr als die Frustration eines organischen Bedürfnisses zum Handeln antreiben.

Das heisst für das Verständnis sozialen und politischen Handelns, dass die Motive von sozialem Protest, sozialen Bewegungen und sozialem Widerstand oftmals weniger mit partikularen *Interessen* als mit Fragen der sozialen *Anerkennung* zu tun haben. Das schliesst nicht aus, dass die Politik mit Interessen und der Parlamentarismus mit der Vertretung von Interessen zu tun haben. Sozialer Protest dürfte aber oft aus der Verletzung von tiefsitzenden Anerkennungserwartungen hervorgehen. Wird die Erwartung auf Achtung der eigenen Individualität und Autonomie enttäuscht, so löst dies Gefühle der Missachtung aus, die sich kollektiv als sozialer Protest artikulieren können. Menschen begegnen sich untereinander mit Anerkennungserwartungen, an denen die Bedingungen ihrer psychischen Integrität haften. Die Enttäuschung dieser Erwartungen auf Anerkennung ist u.U. das stärkere Motiv für politisches Handeln als die Verteidigung egoistischer Interessen.

Beim Kampf um Interessen geht es um die Konkurrenz um knappe Güter. Beim Kampf um Anerkennung geht es nicht um ein wirklich knappes Gut, sondern um die gegenseitige Annahme der persönlichen Integrität von Menschen und Kollektiven von Menschen.

Wir sind im übrigen auf diese Dimension von sozialem Verhalten schon bei der Auseinandersetzung mit der Frustrations-Aggressions-Theorie gestossen (vgl. Teil 1 der Vorlesung). Sozialer Protest, Rebellion oder soziale Unruhen werden selten durch die blosse Frustration von Handlungen ausgelöst, sondern weit eher durch Lagen relativer Deprivation. "Relative Deprivation" meint, dass einem im Vergleich zu anderen etwas fehlt, auf das man glaubt, ein Anrecht zu haben. Auf Anerkennung ihrer Person aber haben alle Menschen als Menschen ein Anrecht. Es ist nicht abwegig anzunehmen, dass psychologisch gesehen hinter der relativen Deprivation ein Defizit an sozialer Anerkennung steht. Die deprivierte Gruppe fühlt sich sozial diskriminiert und von der grösseren Gemeinschaft ausgeschlossen oder missachtet. Wesentlich ist auf jeden Fall, dass sozialer Aufruhr selten der direkte Ausdruck von Erfahrungen mit wirtschaftlicher Not und Entbehrung ist. Vielmehr bemisst sich das, was als ein unerträglicher Zustand gilt, an moralischen Erwartungen, die die Betroffenen an die Organisation ihres Gemeinwesens herantragen. "Zu praktischem Protest und Widerstand

kommt es daher zumeist erst dann, wenn eine Veränderung der wirtschaftlichen Lage als eine normative Verletzung dieses unausgesprochen wirkamen Konsenses erlebt wird; insofern ist die Erforschung sozialer Kämpfe prinzipiell an die Voraussetzung einer Analyse des moralischen Konsenses gebunden, der innerhalb eines gesellschaftlichen Kooperationszusammenhangs inoffiziell regelt, wie zwischen Herrschern und Beherrschten Rechte und Pflichten verteilt sind" (Honneth).

So gesehen, ist Politik nicht nur ein Feld der Macht und der Machtspiele. Wenn man die gegenseitige Anerkennung als Grundprinzip des moralischen Handelns versteht (vgl. Herzog 1991), dann kommt der Politik durchaus eine moralische Dimension zu. Sie liegt im "Kampf um Anerkennung", der sich zum "Kampf um Macht" und die Durchsetzung von Interessen hinzugesellt.

Aggression und Gewalt aus anerkennungstheoretischer Sicht

Kommen wir aber nun auf unser eigentliches Thema, Aggression und Gewalt, zu sprechen. Als Folgerung aus unserer Darstellung der Grundprinzipien der Anerkennungstheorie ergibt sich, dass Aggression nicht Ausdruck egoistischer Interessen zu sein braucht, sondern als u.U. verzweifelter Versuch zu verstehen ist, den anderen oder die andere zur Anerkennung des eigenen Selbst zu veranlassen. Die Beschädigung des anderen hat nicht zum Ziel, einen Trieb zu befriedigen, sondern sich dem anderen gewissermaßen zur Kenntnis zu bringen. Die destruktive Reaktion hat die Gewinnung bzw. Rückgewinnung der Aufmerksamkeit des anderen zum Ziel. Ein Argument, das wir im übrigen, wenn auch auf etwas andere Weise, bereits bei der Auseinandersetzung mit der Aggressionstheorie von Gerald Patterson angetroffen haben (vgl. Teil 1 der Vorlesung). Durch Aggression oder Gewalt wird versucht, den anderen oder die andere dazu zu bewegen, eigene, als nicht-angenommen wahrgenommene Selbstanteile zu respektieren.

Damit haben wir bereits den Zugang zur Aggressionsthematik aus anerkennungstheoretischer Sicht gewonnen. Diesen Zugang möchte ich nun erweitern, und zwar in Auseinandersetzung mit den Arbeiten von Jessica Benjamin. Ich stütze mich dabei vor allem auf ihr Buch "Die Fesseln der Liebe - Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht".

Benjamin geht es um die psychologische Analyse der Mechanismen von Herrschaft und Dominanz, wie sie sich vor allem im Geschlechterverhältnis zeigen. Dabei geht sie davon aus, dass Herrschaft und Unterwerfung aus unerfüllter Anerkennung entstehen. Identifikation mit Macht und Unterwerfung unter Macht sind die beiden Seiten einer defizitären Selbststruktur. Wo der oder die andere sein sollte, da befindet sich eine Leerstelle. Die Leere wird ausgefüllt mit *Phantasien*, in denen der oder die an-

dere als so gefährlich oder so schwach erscheint, dass er oder sie das Selbst bedroht und kontrolliert werden muss. Damit beginnt ein Teufelskreis. "Je mehr der andere versklavt wird, desto weniger wird er als menschliches Subjekt erfahren, und desto mehr Distanz oder Gewalt muss das Selbst gegen ihn einsetzen." Gewalt erscheint so als Versuch, sich abzugrenzen, sich selbst oder den anderen oder auch beide zum Leben zu erwecken. Benjamin stellt die Hypothese auf, "... dass die Gewaltsamkeit eine Inszenierung des frustrierten Wunsches ist, die andere Person als ein intaktes Gegenüber zu erfahren, das gleichzeitig auf einen selbst einzugehen und Grenzen zu setzen vermag."

Benjamin geht es nicht nur um die Klärung der Gewaltbereitschaft, sondern auch darum, die Bereitschaft, sich der Gewalt anderer zu unterwerfen, zu erklären. Was löst Unterwerfung aus? Bei Freud ist es ein Naturgesetz, dass die erlebte Herrschaft der Eltern nur bewältigt werden kann durch Unterwerfung unter die Herrschaft und Verinnerlichung dieser Herrschaft als Über-Ich, das heisst als moralische Instanz. Der Ödipuskomplex meint genau dies, dass der Sohn im Kampf um die Liebe der Mutter unterliegt und dabei die Autorität des Vaters anerkennt, indem er sie verinnerlicht. Äusserer Herrschaft wird zu innerer Herrschaft. Eine Überwindung von Herrschaft und Unterwerfung konnte sich Freud nicht vorstellen.

Merkwürdig an diesem Freudschen Schema ist für Jessica Benjamin, dass es den Frauen eine marginale Rolle zuweist. Die Mutter ist lediglich *Objekt* des Begehrens des Sohnes. Die Tochter wird vom ödipalen Drama nicht in gleicher Weise und nicht gleichermassen tief betroffen wie der Sohn. Damit macht sich die klassische Psychoanalyse zum Komplizen eines sozialen bzw. kulturellen Systems der Unterdrückung von Frau und Weiblichkeit. Der Ödipuskomplex, so wie ihn Freud beschrieben hat, macht aus einem Menschen - aus dem Mann - ein Subjekt, aus einem anderen - aus der Frau - ein Objekt. Er vermag nicht plausibel zu machen, wie (auch) Frauen zu Subjekten werden.

Für Benjamin ist diese Situation nicht länger tragbar. Wir brauchen eine Theorie, die auch der weiblichen Entwicklung angemessen ist, und wir brauchen eine Theorie, die Herrschaft und Unterwerfung nicht einfach als Naturgesetz ausgibt. Gemäss Benjamin entspringen Herrschaft und Unterwerfung "aus einem Zusammenbruch der notwendigen Spannung zwischen Selbstbehauptung und gegenseitiger Anerkennung". Sie sind nicht unvermeidliches Schicksal der menschlichen Entwicklung, sondern ein Ergebnis einer gescheiterten Entwicklung des Selbst. Damit argumentiert Benjamin im Rahmen dessen, was ich die "Anerkennungstheorie" des Selbst genannt habe. Ausdrücklich heisst es: "... Anerkennung ist jene Reaktion der anderen, die die Gefühle, Intentionen und Aktionen des Selbst überhaupt erst sinnvoll macht. Sie ist die Bedingung für die Entwicklung von Selbsttätig-

keit und Urheberschaft. Solche Anerkennung kann uns nur von einer oder einem Anderen zuteil werden, die oder den wir wiederum als eine eigenständige Person anerkennen."

Die Mutter: vom Objekt zum Subjekt

Benjamin bezieht sich auf eine Reihe neuerer entwicklungspsychologischer Arbeiten psychoanalytischer und psychologischer Herkunft, um zunächst die frühe Entwicklung des Selbst im Säuglings- und Kleinkindalter darzustellen. Dazu gehört u.a. das interessante Buch von Daniel Stern "The Interpersonal World of the Infant" (deutsch: "Die Lebenserfahrung des Säuglings" 1992). Das erste, was in früher Kindheit geschehen muss, ist die Etablierung einer Beziehung zwischen Eltern (Mutter und/oder Vater) und Kind. Wir haben dies - auf dem Hintergrund einer behavioristisch orientierten Argumentation - auch bei der Auseinandersetzung mit Gerald Patterson gesehen (vgl. Teil 1 der Vorlesung). In der Beziehung zwischen Kind und Bezugsperson geht es um ein Sich-gegenseitig-Erkennen und -Anerkennen. Benjamin meint, es gebe eine Anzahl von Beinahe-Synonymen für das Wort "anerkennen": "... bestätigen, für wahr halten, eingestehen, wissen, akzeptieren, verstehen, mitfühlen, aufnehmen, tolerieren, wertschätzen, sehen, erkennen, sich identifizieren, sich vertraut fühlen ... lieben. Selbst nüchterne Forschungsberichte über die frühe Kindheit, in denen der Austausch zwischen dem Säugling und der Bezugsperson geschildert wird, sprechen die Sprache der Anerkennung. ... Die übergeordnete Konzeption, die die verschiedenen Ansätze einer intersubjektiven Theorie der Selbst-Entwicklung vereinigt, ist das Bedürfnis nach Anerkennung. Eine Person bekommt das Gefühl: 'Ich bin es, die etwas tut, ich bin die Urheberin meines Tuns', wenn sie mit einer anderen Person zusammen ist, die ihre Taten, ihre Gefühle, ihre Intentionen und ihre Existenz, ja, ihre Unabhängigkeit anerkennt. Anerkennung ist die entscheidende Reaktion, die ständige Begleitmusik der Selbstbehauptung." Sich selbst werden ist nicht möglich ohne Anerkennung durch andere. Das gilt für Kind und Eltern gleichermaßen. Die Eltern anerkennen das Kind und finden damit zu sich selbst als Eltern. Das Kind anerkennt seine Eltern und findet dadurch zu sich selbst in seiner individuellen Besonderheit. "Anerkennung ist keine Sequenz von Ereignissen, wie es zum Beispiel die Phasen der Reifung und Entwicklung sind, sondern ein konstantes Element, das alle Ereignisse und Phasen des Lebens durchzieht."

Problematisch an den herkömmlichen Theorien der Entwicklung findet Benjamin deren einseitige Orientierung an Prozessen der Ablösung und Individuation. Fast durchwegs wird der "Urzustand" des menschlichen Säuglings als undifferenziert, als symbiotisch, als maximal abhängig etc. beschrieben, und Entwicklung als Differenzierung, Loslösung von anderen,

Weggehen und Unabhängigwerden. "Problematisch an diesem Konzept ist die Vorstellung einer Herauslösung aus dem Einssein. Denn implizit wird damit angenommen, dass wir aus Beziehungen *herauswachsen*, statt immer aktiver und selbständiger *in ihnen* zu werden; dass wir von einem Zustand doppelten Einsseins ausgehen und in einem Zustand vereinzelter Einsseins enden. ... Das Kindheitsbild der amerikanischen Psychoanalyse und auch die klassisch-freudianische Auffassung wurden daher radikal in Frage gestellt, als der Psychoanalytiker und Kindheitsforscher Daniel Stern in den 1980er Jahren mit der Behauptung hervortrat, dass das Kleinkind zu keiner Zeit in völlig undifferenzierter Symbiose mit seiner Mutter lebt, sondern von Anfang an bereit ist, sich für die Welt der Anderen zu interessieren und sich von ihr abzugrenzen."

Mit Stern geht Benjamin davon aus, dass das menschliche Kind von Anfang an ein soziales Wesen ist, das schon bei der Geburt die Fähigkeit und den Wunsch hat, sich mit der Welt in Beziehung zu setzen. Beide - Erwachsene und Kind - haben das Bedürfnis, sich kennenzulernen und sich anzuerkennen. Trotz der Ungleichheit zwischen Eltern und Kind soll die Anerkennung auf Gegenseitigkeit beruhen und beiden Seiten die Möglichkeit der Selbstbehauptung geben. Benjamin betont daher, "... dass die gegenseitige Anerkennung, die auch voraussetzt, dass das Kind die Mutter als selbständige Person anerkennt, ein ebenso wichtiges Entwicklungsziel wie die Ablösung ist. Und daraus folgt die Notwendigkeit einer Theorie, die zu erklären vermag, wie die Fähigkeit zu solcher Gegenseitigkeit sich entwickelt. Eine Theorie, die von der Prämisse ausgeht, dass es von Anfang an immer (zumindest) zwei Subjekte gibt. ... In jeder Entwicklungsphase wiederholt sich der Kernkonflikt zwischen Selbstbehauptung und Anerkennung auf einer jeweils neuen Stufe, auf der das Kind seine Selbsttätigkeit und die Eigenständigkeit der anderen erlebt." Daraus ergibt sich eine dialektische Spannung im Entwicklungsprozess des einzelnen. Man könnte von einer "Dialektik der Kontrolle" (Benjamin) sprechen. "Wenn ich den anderen völlig kontrolliere, dann existiert der andere nicht mehr, und wenn er mich völlig kontrolliert, existiere ich nicht mehr. Die Vorbedingung für unser beider unabhängige Existenz ist aber die jeweilige Anerkennung des anderen. Wahre Unabhängigkeit heisst die notwendige Spannung dieser widersprüchlichen Impulse von Selbstbehauptung und Anerkennung des anderen auszuhalten. Wird diese Bedingung abgelehnt, so folgt daraus Herrschaft."

Diese Argumentation relativiert die traditionelle Vorstellung von der Mutter als einem Wesen der völligen Hingabe an die Bedürfnisse des Kindes. In einem Verhältnis der Anerkennung ist Subjektivität auf *beiden* Seiten gegeben, nicht nur auf Seiten des Kindes, sondern auch auf Seiten der Mutter. Benjamin schreibt: "Ich muss gestehen, dass wir eben erst anfangen,

die Mutter als solch ein selbständiges Subjekt zu würdigen. Vor allem der moderne Feminismus hat auf die verhängnisvollen Folgen aufmerksam gemacht, die es hat, wenn die Frau auf ein blosses Anhängsel eines zwei Monate alten Babys reduziert wird. Die Psychologie ganz allgemein und die Psychoanalyse im Besonderen haben zu einem verzerrten Mutterbild beigetragen, das tief in unserer Kultur verankert ist. Und bislang hat noch keine Theorie die selbständige Existenz der Mutter adäquat dargestellt. Wenn in der Beschreibung der Mutter-Kind-Beziehung doch einmal von der Bedeutung einer reaktionsbereiten Betreuungsperson die Rede ist, dann erscheint die Mutter als blosses Mittel zur Entwicklung des Babys: nur als Objekt der kindlichen Bedürfnisse." Gerade in den entwicklungspsychologischen Theorien wird die Frau als Mutter auf den Status eines Objektes degradiert. Sie ist notwendig für die kindliche Entwicklung. Ihre Subjektivität, ihr Eigenleben gegenüber demjenigen des Kindes, werden praktisch nicht thematisiert. Die Mutter ist für das Kind da; sie wird vom Kind her definiert und bleibt damit ohne Eigenständigkeit. Ganz so wie in der klassischen pädagogischen Literatur die Mutter und Frau beschrieben wird, beispielsweise bei Jean-Jacques Rousseau: "Die ganze Erziehung der Frauen muss ... auf die Männer Bezug nehmen. Ihnen gefallen und nützlich sein, ihnen liebens- und achtenswert sein, sie in der Jugend erziehen und im Alter umsorgen, sie beraten, trösten und ihnen das Leben angenehm machen und versüssen: das sind zu allen Zeiten die Pflichten der Frau, das müssen sie von ihrer Kindheit an lernen." Implizit tradiert die entwicklungspsychologische Literatur dieses Bild der Frau und Mutter. Kaum je wird die Mutter als ein Wesen dargestellt, das mehr wollen könnte als nur für ihr Kind da zu sein.

Das aber bedeutet - in anerkennungstheoretischer Sicht - dass eine Mutter - ohne eigenes Zentrum, ohne Subjektivität - zur Anerkennung ihres Kindes nicht wirklich in der Lage ist. Nur wer Subjekt ist, kann die Subjektivität eines anderen anerkennen. "Eine Mutter, die durch ihre Isolation allzu deprimiert ist, kann sich nicht freuen, wenn ihr Kind laufen oder sprechen lernt. Eine Mutter, die sich vor Menschen fürchtet, wird Angst haben, wenn sich ihr Kind mit anderen Kindern anfreundet. Eine frustrierte Mutter, die ihren eigenen Ehrgeiz und ihre Wünsche erstickt, kann sich nicht empathisch auf die Erfolge und Misserfolge ihres Kindes einstimmen. Die Anerkennung, die ein Kind braucht, kann die Mutter nur aufgrund ihrer eigenen selbständigen Identität geben. Darum ist die Selbstpsychologie im Irrtum, wenn sie die Anerkennung, die die Mutter für die Gefühle und Leistungen ihres Kindes aufbringt, nur als 'mütterliche Spiegelung' begreift. Eine Mutter ist kein Spiegel - und sollte kein Spiegel sein. Sie soll nicht nur die Ansprüche des Kindes widerspiegeln. Vielmehr sollte sie so etwas wie ein Nicht-Ich verkörpern. Sie sollte die unabhängige Andere

sein, die auf ihre eigene, selbständige Art und Weise auf das kindliche Selbst reagiert." Deshalb habe ich im Zusammenhang unserer Auseinandersetzung mit Kohut die Metaphorik des Spiegels kritisiert und vorgeschlagen, stattdessen von (mütterlicher) Resonanz zu sprechen.

Benjamin betont, dass Kinder *Auseinandersetzung* brauchen, um heranzuwachsen. Eltern und Erzieher, die sich den Kindern unterwerfen und maximal anpassen, sind keine guten Eltern bzw. Erzieher. "Wenn das Kind alles bekommt, was es will, dann fungieren die Eltern nicht mehr als 'Anderere', die dem Willen des Kindes Grenzen setzen, und diese Situation erlebt das Kind als ein Verlassenwerden. Dann macht die Elternperson - durch ihre Willfährigkeit - sich die Intentionen des Kindes zu eigen und stösst es damit zurück in ein illusorisches Einssein, wo es kein Gefühl der Selbsttätigkeit mehr hat. Das Kind wird gegen dieses Einssein rebellieren, indem es seinen Willen unbedingt durchzusetzen sucht. Ein Kind, das die anderen nur als Extension seiner selbst wahrnimmt, lebt dauernd in der Angst vor jener Leere und dem Verlust der Bindung, die sich aus dem Allmachtsgefühl ergeben. Nur es existiert. Die Andere ist ein Schatten, sie kann dem Kind nichts Wirkliches geben." Oder, etwas anders, aber sehr ähnlich formuliert: Es ist die Fähigkeit des Kindes, auf die Mutter einzuwirken, die es selbst als existent und seinen Willen als bedeutsam und mächtig erleben lässt. "Wenn unser Tun keinen Einfluss auf sie [die Mutter, W.H.] hat, fühlen wir uns ohnmächtig. Wenn wir sie aber durch unser Tun auslöschen, ist niemand mehr da, der uns Anerkennung geben könnte. Es ist wichtig, dass sie [die Mutter, W.H.] sich nicht unter der Wucht unseres Tuns in Luft auflöst, sondern einerseits ihre Integrität wahrt und andererseits auf uns als Person reagiert, die etwas bewirken kann. Wenn etwa die Mutter dem Kind keine Grenzen setzt, sich und ihre eigenen Interessen (wozu Frauen stets angehalten wurden) opfert, hört sie auf, eine solche andere Person darzustellen. Diese Selbstverleugnung der 'permissiven' Bezugsperson ist es, die das Kind, das doch 'alles bekommt, was es will', so unglücklich macht. Wenn das Kind keine Grenzen gesetzt bekommt, fühlt es sich verlassen. Wenn die Mutter sich grenzenlos von dem Kind bestimmen lässt, wird sie zum schlichten Objekt, das keine eigenständige Existenz ausserhalb des Selbst des Kindes mehr hat." Es ist relativ gut bekannt, dass "permissiv" erzogene Kinder zu Aggressionen neigen. Der Grund dafür könnte in ihrer Selbstunsicherheit liegen, das heisst wörtlich in ihrer Unsicherheit darüber, wer sie eigentlich sind. Sie wissen dies nicht, weil ihr Verhalten nicht auf Resonanz gestossen ist, keine Auseinandersetzung mit anderen und damit auch keine Selbstkonfrontation ermöglicht hat. Aggression erscheint so als Ausdruck eines nicht realisierten bzw. nicht realisierbaren Bedürfnisses nach Anerkennung.

Den anderen oder die andere anerkennen bedeutet, mit ihm oder ihr verbunden zu sein. Es geht dabei nicht - wie in der klassischen Psychoanalyse - um die Verinnerlichung des anderen oder der anderen. Vielmehr geht es darum, den anderen oder die andere in seiner/ihrer äusseren Realität anzunehmen. Es ist ein Teil der Einseitigkeit des auf Autonomie ausgerichteten Entwicklungsdenkens, wenn Psychoanalytiker die Ich- bzw. Selbstbildung als einen Prozess der sukzessiven Verinnerlichung von Beziehungen deuten. Als ginge es darum, von anderen unabhängig zu werden, indem man deren Bild in sich aufnimmt und zu eigener psychischer Struktur umwandelt (vgl. diesbezüglich auch nochmals das Konzept der "umwandelnden Verinnerlichung" von Kohut). Hinter dem Schema von Entwicklung als Internalisierung von Beziehungen steht wiederum das Modell des Ödipuskomplexes. Die Anerkennungstheorie geht dagegen davon aus, dass es auch einen geradezu gegenteiligen Prozess der *Externalisierung* braucht, damit psychische Reife erlangt werden kann.

"Zerstörung" der Mutter

Benjamin bezieht sich an dieser Stelle auf den englischen Kinderarzt, Psychotherapeuten und Psychoanalytiker Donald W. Winnicott (1896-1971). Winnicott hat die etwas ungewohnte These entwickelt, dass Kinder in einer frühen Entwicklungsphase das Bild der Mutter "zerstören" müssen, damit diese für sie zu einer realen Person werden kann. Das Kind lebt anfänglich in einer Phantasiewelt, wozu auch die Phantasie eigener Allmacht und Unverletzlichkeit gehört. In diese Phantasiewelt ist auch die Mutter einbezogen. Es ist eine Externalisierung der Mutter aus der Phantasiewelt des Kindes erforderlich, damit diese real wird. Das Kind muss die Mutter "aus sich herausstellen", als Realität aus dem inneren Erleben ausklammern. Denn eine Beziehung zur Mutter, ein wechselseitiges, reziprokes Verhältnis, kann nur mit einer Mutter als realer Person aufgebaut werden, nicht mit einer Mutterphantasie. Winnicott spricht dabei - wie gesagt - von der "Zerstörung" der (phantasierten) Mutter. Das mag eine etwas verwirrlichte Terminologie sein. Winnicott will aber nur sagen, dass das Objekt im "Inneren" des Subjekts zerstört werden muss, damit es erkennen kann, dass das Objekt "ausen" überlebt hat. Nur so vermag es zu erkennen, dass das Objekt seiner Kontrolle entzogen ist. Nur eine externalisierte Mutter ist eine von den eigenen Phantasien unabhängige Mutter.

Die Erfahrung der eigenständigen Realität der Mutter kann das Kind nur machen, wenn es mit der Mutter tatsächlich interagiert und ihren Widerstand erfährt. Die Mutter muss als eine verfügungsresistente Realität erkannt werden, und dabei gewinnen aggressive Handlungen eine entwicklungsförderliche Bedeutung. In der klassischen entwicklungspsychologischen Literatur ist von einem "Trotzalter" die Rede, einem "negativen Al-

ter", in dem das Kind provokativ, ablehnend und unangenehm sein kann. Gelegentlich werden die kindlichen Aggressionsausbrüche auch in einen Zusammenhang mit Frustrationen gebracht, die auf die Erfahrung des Verlustes omnipotenter Kontrolle hin eintreten sollen. Für Winnicott dagegen stellen sie in sich zweckvolle Handlungen dar, durch die der Säugling getestet, ob das affektiv so bedeutsame Objekt "Mutter" tatsächlich einer unbeeinflussbaren und in dem Sinne "objektiven" Wirklichkeit angehört. Überlebt die Mutter seine zerstörerischen Attacken, ohne sich zu rächen, dann hat er sich dadurch gewissermassen praktisch in eine Welt hinein versetzt, in der neben ihm noch andere *Subjekte* existieren (vgl. Winnicott 1979, p. 104ff.). Anerkennungstheoretisch gesehen geht es bei den kindlichen Aggressionen um die Provokation des anderen: "... im Anerkennungskampf muss jedes der Subjekte sein Überleben aufs Spiel setzen, muss versuchen, den anderen zu negieren - und wehe, wenn es obsiegt: Denn wenn ich den anderen völlig negiere, existiert er ja nicht mehr; und wenn er nicht überlebt, ist *niemand mehr da*, der mich anerkennt. Aber um dies herauszufinden, muss ich *versuchen*, Kontrolle auszuüben, muss *versuchen*, die Unabhängigkeit des anderen zu negieren. Um herauszufinden, dass der andere wirklich unabhängig von mir existiert, muss ich mich selbst absolut und allein setzen. Dann kann ich getrost die Augen öffnen und entdecken: der Andere ist immer noch da" (Benjamin).

Winnicotts Vorstellung von Zerstörung wird am bestem als eine Verweigerung, als Negation, als ein psychisch erlebtes "Du existierst für mich nicht" verstanden, dessen positives Ergebnis die Freude am Überleben des anderen ist. Denn erst im Versuch der Zerstörung seiner Mutter, in der Form eines *Kampfes* also, erlebt das Kind, dass es auf die Zuwendung einer Person angewiesen ist, die unabhängig von ihm als ein Wesen mit eigenen Ansprüchen existiert. Wenn ich auf den anderen einwirke, dann ist es wichtig, dass er dadurch verändert wird, dass ich also meine Wirksamkeit erfahre, denn nur dadurch kann ich wissen, dass ich existiere. Aber der andere darf nicht völlig zerstört werden, denn nur so kann ich wissen, dass auch er existiert. Durch die "Zerstörung" wird die andere Person aus dem Bereich meiner Phantasie herausgestellt und als äussere Realität erlebbar. "Der intersubjektiven Theorie zufolge ist solche Grenzverletzung ein Versuch, den anderen aus dem eigenen Selbst auszustossen, die getrennte Realität des anderen wird attackiert, um ihn endlich zu entdecken. ... In der kindlichen Entwicklung können wir die frühe Zerstörungserfahrung als Bestandteil der Selbstbehauptung verstehen: als Wunsch, andere zu beeinflussen (zu negieren), um anerkannt zu sein" (Benjamin).

Entscheidend ist die Reaktion der Eltern auf die "Zerstörung" ihres (phantasierten) Bildes. Wenn die Mutter den Test des Kindes zu bestehen weiss, indem sie die aggressiven Attacken ohne die Rache des Liebesentzugs er-

duldet, dann gehört sie aus der Perspektive des Kindes von nun an einer schmerzvoll akzeptierten Aussenwelt an. Zum ersten Mal wird sich das Kind seiner Abhängigkeit von der Zuwendung einer real existierenden anderen Person bewusst. Wenn das Kind dagegen bei der Elternperson auf Nachgiebigkeit stösst, dann wird es den Angriff, sei es in der Phantasie, sei es in der Wirklichkeit, fortsetzen und nach einer Grenze für seine reaktive Wut suchen. "Das typisch 'sadistische' Kind ist ein Kind, das immer nachgiebig behandelt wird, das seine Mutter (oder beide Eltern) ausnützen kann, und dessen Allmachtsphantasien keine Grenzen gesetzt werden. ('Ich kann ihn nicht kontrollieren', sagt die Mutter - und wiederholt zum fünften Mal: 'Michael, wenn du dich nicht benimmst, muss du vom Tisch aufstehen und auf dein Zimmer gehen.')

Ein solches Kind erlebt niemals das reale Objekt: nämlich das Objekt, das nicht zerstört werden kann. Selbsttätigkeit und Selbstbehauptung sind für dieses Kind nicht in einem Kontext der Gegenseitigkeit und des Respekts für die Andere integriert, sondern in den Kontext von Kontrolle und Vergeltung. Das sadistische Kind weiss *kognitiv* um den Unterschied zwischen dem Selbst und anderen. Aber *emotional* ist dieses Wissen hohl und kann dem Wunsch, die Andere zu kontrollieren, nicht entgegenwirken. Wenn die Elternperson klein beigibt, erlebt das Kind seine expandierende Euphorie, seine Grössenphantasie und Selbstbezogenheit wie ein Abheben in den leeren Raum; es trifft auf keine Grenze, kein Anderssein. Dann erscheint die Welt ohne alles menschliche Leben. Es gibt niemanden mehr, mit dem eine Verbindung möglich wäre: 'Die Welt ist ganz Ich.' Wenn das Selbst solch ein Absolutheitsgefühl hat, dann tritt ... ein Verlust an Differenzierung ein, bei dem 'Subjekt und Objekt eins sind; die (Person) hat die Realität verschlungen' [Sheldon Bach]. Überleben heisst, dass die Elternperson die Grössenstrebungen des Kindes ausreichend - und zwar gerade genug - deflationieren kann, dass es versteht: 'Bis hierher und nicht weiter', dass die Bedürfnisse und die Realität der anderen seinen geistigen Kunststücken eine Grenze setzen. Die Elternperson muss sich genügend abgelöst und sicher fühlen, um die Welt des frustrierten Kindes zu ertragen, ohne ihm nachzugeben. Sonst ist die Elternperson in den Augen des Kindes zerstört. Ein Kind, das sich in diesem Zerstörungsprozess befindet, gleicht Ikarus, der zu nah an die Sonne heranflog. Wenn die Elternperson Grenzen setzt, schützt sie das Kind in Wahrheit vor der Auflösung, die immer dann eintritt, wenn das absolute Selbst sich durchsetzen kann."

Was Benjamin mit diesen Worten schildert, kann als Illustration dessen verstanden werden, was Kohut den Prozess der "umwandelnden Verinnerlichung" nennt, bei dem es ebenfalls darum geht, dass die Eltern in ihrer realen Beschränktheit erkannt werden, damit das phantasierte Bild der Eltern abgebaut werden kann. "Wenn der Zerstörungsprozess gelingt (also

wenn der Andere überlebt), dann ist die Unterscheidung zwischen dem eigenen psychischen Tun und dem Geschehen 'draussen in der Realität' mehr als eine Sache des kognitiven Wissens und wird zur lebendigen Erfahrung. Der Unterschied zwischen Dir in meiner Phantasie und Dir als einer realen Person ist das wesentliche einer Bindung" (Benjamin).

Wo die "Zerstörung" der Mutter nicht zugelassen wird, da bleibt das Kind im Netz seiner Omnipotenzphantasien gefangen. Und der Versuch, Anerkennung zu gewinnen, schlägt in Wut und Verzweiflung um. Ohne reale äussere Person kann sich das Kind in seinem wahren Selbst nicht erkennen, da es nicht anerkannt wird. Das Selbst assimiliert die andere Person, oder es wird der anderen Person assimiliert, das heisst es findet keine Interaktion zwischen zwei getrennten Personen statt, sondern ein Prozess der Internalisierung der einen durch die andere. Die Nicht-Anerkennung des eigenen ("wahren") Selbst aber schlägt reaktiv in Wut und Aggression um.

Die Externalisierung der Mutter zu einem realen "Objekt" (einer realen Person) wird auch von anderen psychoanalytischen Autorinnen und Autoren, wenn auch mit anderer Terminologie, betont. So spricht etwa Abelin (1971, 1975) (ein Mitarbeiter von Margaret Mahler) von der "Triangulierung". Dabei geht es um die Abgrenzung der Mutter vom Vater, das heisst darum, dass das Kind Mutter und Vater als zwei unterschiedliche Personen wahrnimmt. Auch dadurch gewinnt die Mutter an Realität - dieses Mal nicht im Unterschied zum Phantasiebild der Mutter, sondern im Unterschied zum Vater. Die "Realisierung" oder "Externalisierung" der Mutter ist sehr wesentlich in der Perspektive der Anerkennungstheorie, da nur eine reale Mutter Widerstand leisten und Anerkennung verleihen kann.²²

Psychologie der Herrschaft: das Paradoxon der Anerkennung

Das zentrale Problem der Entwicklung des Selbst in anerkennungstheoretischer Sicht besteht darin, dass beide Partner mit der Einsicht fertig werden müssen, dass ihre Freiheit von der Freiheit des jeweiligen anderen abhängig ist, dass somit beide Partner gegenseitig ihre Unabhängigkeit anerkennen müssen. In der gegenseitigen Anerkennung können Gleichheit und Unterschied koexistieren. Der "Kampf um Anerkennung" (Hegel) verlangt vom Subjekt, seinen Anspruch auf Absolutheit aufzugeben. "Der Zusammenbruch der notwendigen Spannung zwischen der Selbstbehauptung und der Anerkennung der anderen ist ein entscheidender Ausgangspunkt zum Verständnis von Herrschaft." Herrschaft entsteht aus der Unfähigkeit, das

²² Die Auseinandersetzung in diesem Abschnitt kann zeigen, inwiefern die Argumentation von Patterson ungenügend ist: kindliche Aggression kann in der frühen Entwicklung eine für das Kind positive Funktion haben und sollte nicht als Vorläufer eines eskalierenden "Zwangsprozesses" missverstanden werden (vgl. Teil 1 der Vorlesung: Kritik an Patterson).

eben formulierte Paradoxon anzunehmen. Das Paradoxon besteht darin, dass sich das Subjekt als ein absolut selbständiges Wesen zu setzen versucht, während es, um selbst anerkannt zu werden, auch den anderen als gleichen anerkennen muss. Herrschaft ergibt sich aus der Absolutsetzung der einen Komponente dieser Paradoxie und der Verleugnung der anderen. Wo ich bestreite, von anderen abhängig zu sein bzw. deren Gleichheit mit mir verleugne, da bleibt die illusionäre Überzeugung, dass ich mich absolut setzen kann. Dieser Absolutheitsanspruch ist die Grundlage der Herrschaft über andere und deren Unterwerfung.

Zeigen wir nochmals, worum es bei dieser Paradoxie geht. Die Einsicht, dass das eigene Selbst der Anerkennung durch andere bedarf, um real zu sein, macht deutlich, dass Autonomie in Heteronomie eingebettet ist. Die Individuierung des Einzelnen bedeutet, mit der Existenz anderer zurechtzukommen, das heisst andere gelten zu lassen, ohne sich selbst auszulöschen, und sich durchzusetzen, ohne andere auszulöschen. Das Bedürfnis, sich selbst zu werden, Individualität zu erreichen, ist vermittelt mit dem Bedürfnis, anerkannt zu werden, was nur durch Einsicht in die Abhängigkeit von anderen erreicht werden kann. Eigenständigkeit bedarf der Anerkennung und bekräftigt damit die Abhängigkeit von anderen. Benjamin schreibt dazu: "Die ganze Problematik der Machtbeziehungen wurzelt in der Leugnung von Abhängigkeit. Niemand vermag sich wirklich voll und ganz aus der Abhängigkeit von anderen zu lösen, von dem Bedürfnis nach Anerkennung frei zu machen. In unserer Abhängigkeit von unserer ersten Bezugsperson wird uns diese Tatsache besonders schmerzlich und verwirrend erfahrbar. Das Kind will nicht nur faktische Unabhängigkeit erhalten, sondern darüber hinaus auch in seiner Unabhängigkeit anerkannt werden - von eben jenen Menschen, von denen es am stärksten abhängig war. Dieses Paradoxon der Anerkennung macht unser ganzes Ringen um Autonomie so verwirrend."

Kann das Paradoxon nicht angenommen werden, kommt es zur Gewaltbereitschaft. Wenn wir an Kohut zurückdenken und sein Konzept der "umwandelnden Verinnerlichung" von "Größen-Selbst" und "idealisiertem Selbst-Objekt", so können wir sagen, dass das Scheitern dieses Entwicklungsschrittes dazu führt, dass an Allmachtsphantasien festgehalten wird, was gleichbedeutend ist mit der Unfähigkeit, die eigene Relativität und Angewiesenheit auf andere zu akzeptieren. Wenn ein Kind seine Allmachtsphantasien nicht aufgeben kann, dann, so schreibt auch Benjamin, "gerät es leicht in Versuchung zu glauben, es könne unabhängig sein, ohne die Andere anzuerkennen". Es bilden sich Phantasien von Autarkie, die von kulturellen Stereotypen einsamen Heldentums genährt und verstärkt werden. Aus dieser Konstellation entsteht der Anspruch auf Unterwerfung und Beherrschung anderer. "Weil das Subjekt seine Abhängigkeit von ei-

ner anderen Person, die es nicht kontrollieren kann, nicht akzeptieren will, bietet sich als Lösung an, diese andere zu unterjochen und zu versklaven. Es zwingt also den anderen, das Subjekt anzuerkennen, ohne ihn seinerseits anzuerkennen. Die Folge solcher Unfähigkeit, Abhängigkeit und Unabhängigkeit miteinander zu versöhnen, ist die Verwandlung des Bedürfnisses nach dem Anderen in Herrschaft über ihn." Doch die Herrschaft findet keine Resonanz. Das Individuum, das sich omnipotent glaubt und sich andere unterwirft, findet von diesen in seinen Allmachtsphantasien keine Bestätigung. "Es findet im anderen keine Bestätigung seiner Allmacht: Denn dazu müsste es den anderen ja anerkennen. Den anderen anerkennen würde aber heißen, den eigenen Absolutheitsanspruch aufzugeben. So führt das Bedürfnis nach Anerkennung zu einem elementaren Paradoxon: In dem Augenblick, da wir unsere Unabhängigkeit erreichen, sind wir davon abhängig, sie uns gegenseitig zu bestätigen. In dem Augenblick, da wir begreifen, was es heisst, 'Ich selbst' zu sagen, müssen wir auch die Grenzen dieses Selbst erkennen."

Das Paradoxon der Anerkennung zeigt auch, dass Gewalt in die Isolierung führt. Wer sich andere unterwirft, deren Anerkennung er bräuchte, um seine innere Realität zu empfinden, der zerstört die Basis der Entfaltung seines Selbst. Denn derjenige, der sich dem anderen unterwirft, ihn maximal kontrolliert und dessen Willen bricht, der zerstört die Grundlage seiner Selbsterfahrung. Nun gibt es niemanden mehr, der ihn zur Selbstkonfrontation führen und ihn in seinem Selbst anerkennen könnte. Also bleibt er in sich selbst bzw. in seinen *Phantasien* über sich selbst gefangen. Er ist allein. Nicht zufällig spricht man von der Einsamkeit der Mächtigen. (Wobei Macht allerdings nicht dasselbe ist wie Herrschaft.)

Wer sich einen anderen unterwirft, bleibt letztlich unbefriedigt zurück. Denn durch die Unterwerfung ist der andere seiner Subjektivität beraubt worden, aus der heraus er den Unterwerfenden anerkennen könnte. Sobald der Unterworfenen sein Schicksal annimmt, kehrt auf Seiten des Unterwerfers das Gefühl der Leere zurück. Denn nun fehlt ihm weiterhin die Anerkennung, nach der er gesucht hat, und die ihm nur ein lebendiges Gegenüber geben könnte. Gerade in seiner vermeintlichen Allmacht findet er die ersehnte Anerkennung nicht. Und so gewinnt sein Verhalten das Merkmal der *Sucht*. Immer wieder von neuem muss er sich andere unterwerfen, um sein irrales Selbst erleben können, doch in diesem Selbst wird er nie wirklich anerkannt.

Das Ergebnis von Herrschaft und Unterwerfung ist die Verwandlung von Reziprozität in Komplementarität. Aus einer Beziehung der Wechselseitigkeit, in der die Partner ihre Rollen in einer dynamischen Abfolge tauschen, wird eine Beziehung der Komplementarität, ohne Rollentausch, mit einer fixen Rollentrennung.

Mit dieser Argumentation dürfte verständlich geworden sein, wie Herrschaft zustande kommt, Herrschaft, aus der heraus Unterwerfung entsteht. Der Herrschaft liegt der Wunsch nach Anerkennung durch andere zugrunde, ein Wunsch, der aber gerade durch die Unterwerfung anderer nicht erfüllt werden kann und zur Sucht verkommt.

Psychodynamik der Unterwerfung

Was wir noch nicht recht verstehen, ist die Entstehung des Komplements zur Herrschaft, nämlich der Bereitschaft zur Unterwerfung. Weshalb wird Unterwerfung bereitwillig angenommen? Weshalb willigen Menschen in Herrschaftsbeziehungen ein? Weshalb spielen Unterwerfungsphantasien im Seelenleben vieler Menschen eine wichtige Rolle? Und weshalb sind es vor allem Frauen, die das Spiel von Herrschaft und Unterwerfung mitmachen? Offensichtlich haben sich die Frauen unserer beiden, zum Abschluss der Auseinandersetzung mit der Narzissmustheorie diskutierten Beispiele, Ramona und Anja, den Machenschaften ihrer Partner unterworfen. Aber weshalb? Wohlverstanden, es geht bei dieser Frage nicht um Unterwerfung aus Angst vor äußerer Macht oder Gewalt, sondern um Unterwerfung aus innerer Bereitschaft. Unterwerfung, weil die Struktur des Selbst eine solche Unterwerfung motiviert.

Was kann Unterwerfung motivieren? Für Benjamin ist es wiederum der Wunsch nach Anerkennung, der die Frage beantworten lässt. Dabei greifen wir am besten auf eine früher schon einmal skizzierte Überlegung zur Bedeutung von Schmerz und physischer Strafe zurück (vgl. Teil 1 der Vorlesung). Der Schmerz kann Lebendigkeit bedeuten. Leben hat auch die Bedeutung von Leiden - denken wir nur an den Eintritt ins Leben, die Geburt. Wer Schmerzen hat, der empfindet etwas. Er verliert den Bezug zur (äußeren) Welt und wird mit sich selbst und seinen Empfindungen konfrontiert. Ein Mensch, der über wenig "innere" Struktur verfügt, der von einem "falschen Selbst" bestimmt wird, ein solcher Mensch kann im Schmerz eine Art Zuflucht zu sich finden. Das ist ein Grund, weshalb körperliche Strafen, die schmerzhaft sind, nicht in jedem Fall als Strafe empfunden werden müssen. Bei Personen mit einem defizitären Selbst bzw. Selbstwerterleben können physische Strafen u.U. den Effekt haben, Gefühle des Lebendigseins zu mobilisieren.

So kann die Bereitschaft, sich zu erniedrigen und anderen zu unterwerfen, verständlich werden. Der Schmerz der Erniedrigung kann bedeuten, innerlich "berührt" zu werden, das heißt überhaupt etwas zu empfinden. Schmerz steht als Symbol für Geburt, Selbstwerdung und Ablösung. "Indem der Masochist dem anderen die Kontrolle überlässt, hofft er, einen 'sicheren' offenen Raum zu finden, wo er sein schützendes falsches Selbst aufgeben und sein verborgenes, noch im Entstehen begriffenes Selbst her-

vortreten lassen könnte." "Der masochistische Mensch ist unfähig, sich aus freien Stücken hinzugeben, und hat es deshalb nötig oder wünscht es sich, dazu gezwungen zu werden. Aber der Wunsch, über die eigenen Grenzen hinauszugelangen, und die Hoffnung, anerkannt zu werden, ist hinter der masochistischen Unterwerfung erkennbar." "Masochismus ist das Streben nach Anerkennung des eigenen Selbst durch einen anderen, der allein mächtig genug ist, um diese Anerkennung zu geben" (alle Zitate: Benjamin).

Die Identifizierung mit dem Aggressor spielt daher im Prozess der Unterwerfung eine wichtige Rolle. Bei einem Manko an Selbststruktur kann der gewalttätige Peiniger als "idealisiertes Selbstobjekt" fungieren. "Was seinen *Machismo* so erregend macht, ist das Bild seiner überlegenen Kontrolle." (Denken wir nochmals an Ramona.) Deshalb kommt es auch nicht zum Abbruch der Beziehung. Denn ohne das "idealisierte Selbstobjekt" droht der Rückfall in Gefühle der Leere und Sinnlosigkeit.

Benjamin hat die Mechanismen der Unterwerfung insbesondere am Beispiel der erotischen bzw. sexuellen Unterwerfung untersucht. Die Phantasie der erotischen Unterwerfung, schreibt sie, drückt den "Wunsch nach Unabhängigkeit und gleichzeitiger Anerkennung durch den anderen aus." "Die Impulse, die hinter erotischer Gewalt und Unterwerfung stehen, erwachsen, in wie entfremdeter, beängstigender oder perverser Form sie sich auch äussern mögen, aus tief verwurzelten Wünschen nach Eigenständigkeit und gleichzeitiger Überwindung der eigenen Grenzen." Gewalt spielt in erotischen Phantasien deshalb eine so wichtige Rolle, weil sie Ausdruck des Wunsches ist, das starre Gehäuse des eigenen Selbst, das als unwirklich wahrgenommen wird, zu sprengen. Von dieser Überlegung her kann vermutet werden, dass die in jüngster Zeit oft behauptete Zunahme von Sado-Masochismus-Praktiken, etwa im Bereich käuflicher Sexualität, mit schwieriger gewordenen Prozessen des Aufwachsens in unserer Gesellschaft zu tun haben. Benjamin meint: "Die Tatsache, dass Gewaltphantasien heute so weitverbreitet sind, lässt sich zumindest zum Teil auf die zunehmende Prägung unserer Kultur durch Rationalität und Individualismus und den immer spürbarer werdenden Mangel an Zuwendung und Anerkennung im täglichen Miteinander zurückführen."

Sado-Masochismus ist die Beziehung zwischen zwei Personen mit analogen Defekten der Selbststruktur. Kommen zwei solche Personen zusammen, kommt es zu einer äusserlich stabilen, wenn auch innerlich leeren Beziehung. Das Beispiel von Ramona und Andreas ist illustrativ. Ihre Beziehung war rein *komplementär*, eine Beziehung von Sadist und Masochistin. Der Wunsch der Masochistin ist es, ihre innere, authentische Realität - ihr vermutetes "wahres Selbst" - in Gegenwart eines anderen zu entdecken. Der Wunsch des Sadisten ist es, aus seinem als "falsch" empfundenen

Selbst auszubrechen, sich zu entgrenzen in einer phantasierten, gemeinsamen Realität. Da beide aber mit einem falschen Selbst leben, das nicht wirklich von archaischen Phantasien differenziert ist, gewinnt ihre Beziehung nie den Charakter der Gegenseitigkeit. "Das Faszinierende an der erotischen Herrschaft liegt ... für beide Partner in der Verheissung, die Kerkermauern des isolierten Selbst zu sprengen, der Verheissung, die aus 'falscher' Differenzierung entstandene Gefühllosigkeit explodieren zu lassen. Erotische Dominanz ist also eine Reaktion auf die qualvolle Isolation des Selbst, auf seine Unfähigkeit, zum anderen vorzudringen, vom anderen erreicht zu werden, denn diese Isolation ist die moderne Form der Versklavung." Da die Phantasie im Rahmen der komplementären, nicht-reziproken Beziehung von Sadist und Masochist nicht verwirklicht werden kann, endet die Beziehung früher oder später in Zerstörung. "Metaphorisch gesehen, strebt die sado-masochistische Beziehung in Richtung Leblosigkeit, Empfindungslosigkeit, Zusammenbruch der Gefühlsspannung. ... Das Frustrierende ist letztlich, dass jeder der beiden Partner ständig eine Seite seiner selbst verleugnet. In der erotischen Unterwerfungsbeziehung zwischen Erwachsenen erfährt der sadistische Part nicht die Befriedigung, dass der andere ihm eine Grenze setzt. Vielmehr muss er seine Impulse selbst unter Kontrolle halten. Dem masochistischen Teil wird diese Befriedigung zwar zuteil, aber nicht in seinem eigenen Abgrenzungsbemühen, sondern nur stellvertretend für den Sadisten. Beide Partner sind damit beschäftigt, den anderen zu kontrollieren, damit er einer Phantasie entspricht, wodurch das Gefühl schwindet, sich auf einen wirklichen Menschen zu beziehen."

Differenz der Geschlechter

Warum aber bildet sich die Komplementarität der sado-masochistischen Beziehung entlang der Grenze zwischen den Geschlechtern? Dieser Frage müssen wir uns nun zuwenden. Herrschaft - so haben wir gesehen - beginnt mit dem Versuch, Abhängigkeit zu leugnen. Dies scheint eine *männliche* Tendenz zu sein. Benjamin bestätigt diese Vermutung. Dabei orientiert sie sich an den Analysen von Nancy Chodorow in ihrem Buch zur "Reproduktion von Mütterlichkeit" (deutsch: "Das Erbe der Mütter" 1985). "Weil Frauen fast immer die primären Betreuungspersonen von Kleinkindern gewesen sind, differenzieren sich Jungen und Mädchen in Bezug auf eine Frau: nämlich die Mutter. ... Während alle Kinder sich mit der ersten geliebten Person identifizieren, muss der Junge diese Identifikation abbrechen und sich als anderes Geschlecht definieren. Anfangs fühlen sich alle Kleinkinder ihrer Mutter ähnlich. Dann aber entdeckt der Junge, dass er nicht die Mutter *sein* kann: er kann sie später nur *haben*. Diese Entdeckung führt beim Jungen zu einem Bruch der Identifikation, der dem Mädchen erspart bleibt. Das männliche Kind erreicht seine Männlichkeit, indem es

seine ursprüngliche Identifikation, sein Einssein mit der Mutter, verleugnet. ... Die männliche Identität betont, wie Chodorow sagt, nur eine Seite der Balance der Differenzierung. Sie betont den Unterschied gegenüber Gemeinsamkeit, Trennung gegenüber Bindung, Abgrenzung gegenüber Gemeinschaft, Selbständigkeit gegenüber Abhängigkeit. Indem der Junge die Identifikation mit der Mutter und die Abhängigkeit von ihr abbricht, gerät er in Gefahr, überhaupt die Fähigkeit zu wechselseitiger Anerkennung zu verlieren."

Das Ergebnis der Entwicklung des Mannes ist eine Überbetonung der besonderen Art von Individualismus, wie er für unsere Kultur typisch ist. Ich erinnere an den Begriff der Freiheit als Freiheit *von* (etwas), das heisst als negative Freiheit, wie er etwa bei Jean-Paul Sartre anzutreffen ist. Dieser Negativität wegen erscheint Gewalt leicht als Ausdruck von Freiheit (vgl. oben: Einleitung). Wir sehen nun, weshalb vor allem Männer für diese Assoziation zwischen Freiheit und Gewalt anfällig sind. Die Tendenz, die eigene Geschlechtsidentität per Negation des Weiblichen zu definieren, das heisst durch Abgrenzung, entspricht dem Verständnis von Freiheit als Freiheit *von* (etwas) und macht dadurch anfällig für Phantasien von Gewalt, die als Attribut von Männlichkeit erscheint.

Dabei spielt mit eine Rolle, dass das Mütterliche in unserer Kultur als besitzergreifend phantasiert wird. Die Mutter symbolisiert Enge, Wärme, Symbiose, Kontrolle, Verschmelzung, Undifferenziertheit - alles Attribute, die mit dem kulturellen Stereotyp von Männlichkeit konfliktieren. Die Angst des Mannes bzw. des Knaben ist es, sein Ziel, eine männliche Identität zu erreichen, zu verfehlen, wenn er in der Abhängigkeit vom Mütterlichen verbleibt. Seine Angst ist es, von der Mutter in den Zustand der Undifferenziertheit zurückgezogen zu werden. Also ist seine Tendenz zentrifugal: weg von der Nähe der Mutter. Dadurch aber verliert er die Basis, um seine Mutter bzw. das Weibliche schlechthin anzuerkennen. Dem kommen die Mütter meist entgegen, wie Benjamin schreibt: "Die Weigerung des Mannes, die Andere anzuerkennen, wird ergänzt durch die Bereitschaft der Frau, sich mit ihrer mangelnden Subjektivität abzufinden: durch ihre Bereitschaft, Anerkennung zu gewähren, ohne selbst Anerkennung zu erwarten. (Das klassische Ideal der Mütterlichkeit, ein Vorbild an Selbstverleugnung, verklärt nur diesen Mangel.) Die Schwierigkeit weiblicher Differenzierung ist beinahe die spiegelbildliche Entsprechung der männlichen: nur ist sie nicht Negation des Anderen, sondern Selbstverleugnung." Der Selbstverleugnung der Frauen/Mütter entspricht die Selbstüberhöhung der Männer. Dahinter verbirgt sich die mangelnde Anerkennung der Subjektivität der Frau in unserer Gesellschaft. Die mangelnde Subjektivität der Mütter bringt eine innere Disposition zu männlichem Sadismus und weiblichem Masochismus hervor. "Masochismus ist Ausdruck der Unfähigkeit,

die eigenen Wünsche und die eigene Selbsttätigkeit auszuleben. In der Unterwerfung soll auch noch die Erfüllung des eigenen Wunsches als Ausdruck eines fremden Willens erscheinen. Die Masochistin verzichtet auf ihren eigenen Willen, weil sie Unabhängigkeit als gefährlich erlebt; je mehr ihre Mutter die eigene Unabhängigkeit opferte, desto mehr erscheint dem Mädchen das Streben nach Unabhängigkeit als ungerechtfertigter Machtanspruch, da sie sich nicht auf eine entsprechende Identifikation stützen kann."

Auf der anderen Seite ist die männliche Entwicklung darauf angelegt, Anerkennung zu verweigern, das heisst - in der Phase der Kindheit - die mütterliche Zuwendung zurückzuweisen. Für Männer entsteht daraus ein Konflikt zwischen Selbstbehauptung auf der einen Seite und Aus-sich-selbst-Hinausgehen ("Entäusserung") als Weg zur Selbstentfaltung auf der anderen Seite. Der Akzent auf der Selbstbehauptung führt dazu, Anerkennung gleichsam erzwingen zu wollen, den anderen bzw. die andere zu nötigen, das eigene Selbst zu bestätigen. Doch genau dies ist nicht möglich, da Anerkennung nur aus *Freiheit* erbracht werden kann. Wenn wir den anderen oder die andere vernichten, dann vermag er oder sie uns nicht mehr anzuerkennen. Gewalt ist also gerade kein Mittel zur Entwicklung des eigenen Selbst. Wenn wir den anderen vereinnahmen, zum Beispiel auch dadurch, dass wir sein Bild internalisieren, lassen wir ihm keine Eigenständigkeit und nehmen schliesslich sein totes Sein in uns auf. Wenn wir einmal so weit sind, den anderen unterworfen zu haben, dann ist die Alternative zu seiner Unfähigkeit, uns anerkennen zu können, ihn zu knechten. Da die Anerkennung des anderen bedeutet, die Abhängigkeit vom anderen einzugestehen, und da Männer Mühe haben, ihre Heteronomie einzugestehen, fehlt ihnen die Anerkennung durch andere, was sie dazu führt, sich die anderen zu unterwerfen.

Sagen wir es nochmals. Die Ausbildung der männlichen Identität geschieht im allgemeinen über Prozesse der Abgrenzung vom Mütterlichen, in der "vehementen Zurückweisung der eigenen Mutter und der mütterlichen Fürsorge" (Benjamin). "Knaben erlangen ihre eigenständige Identität durch die totale Aufkündigung ihrer Identifikation, ihres Einsseins mit der Mutter. ... Der Knabe erkaufte sich seine Eigenständigkeit damit, dass er erklärt: Ich bin in nichts wie die da, die mich bedient und für mich sorgt. Männliche Identität gründet also darauf, dass die Verschiedenheit von der nährenden Mutter über die Gemeinsamkeiten mit ihr, das Getrenntsein über Verbundensein, Grenzen über Kontinuität gestellt werden." Das bedeutet, dass die Mutter vom Sohn in ihrer Subjektivität nicht wirklich anerkannt wird. Das heisst, dass eine wirkliche Trennung von der Mutter nicht vollzogen werden kann. Gewalt wird dann zum Mittel, um die Trennung ohne Anerkennung der anderen und durch die andere Person zu erringen. Dabei wird die

Mutter und generell die Frau auf den Status eines beherrschbaren Objekts reduziert.

Die Position von Benjamin ist eindeutig. Die Unterschiede der Geschlechter, auch und gerade in ihrer Aggressivität, sind eine Folge der fehlenden gesellschaftlichen Anerkennung des Subjektstatus der Frau. Es ist der Mangel an Subjektivität, der die Unterwürfigkeit der Mädchen/Frauen und die Herrschsucht und Gewaltbereitschaft der Knaben/Männer erklärt. Nur eine Mutter, die sich berechtigt fühlte, eine selbständige Person zu sein, könnte auch von ihren Kindern als eine solche wahrgenommen werden. "Nur eine solche Mutter kann die Aggression und Angst, die unvermeidlich mit der zunehmenden Unabhängigkeit des Kindes verbunden sind, würdigen und ihnen Grenzen setzen. Nur eine Person, die zur voll ausgebildeten Subjektivität gelangt, wird die Zerstörung überleben und eine Entwicklung zu voller Differenzierung erlauben. Diese Tatsache wird erstaunlich oft übersehen. Die Vorstellung, dass die Grenzen, die die Mutter dem Kind setzt, nicht nur eine gelegentliche, auf die Bedürfnisse des Kindes abgestimmte Arznei, sondern tatsächlich durch den Anspruch der Mutter auf ein eigenes, abgelöstes Selbst bedingt sind, ist wahrscheinlich für den Narzissmus von Kindern und Erwachsenen gleichermaßen unerträglich. Die Möglichkeit eines Gleichgewichts zwischen den Bedürfnissen des Kindes und der Selbstbehauptung der Mutter ist kaum je als psychoanalytische Maxime postuliert worden. Wir müssen daher zu einem neuem Ideal und einer neuen Wirklichkeit von mütterlicher Sorge finden, um den Differenzierungsprozess ins Gleichgewicht zu bringen und um die Spaltung in komplementäre Pole abzumildern. Die Struktur der Individuation, die unsere ganze Kultur durchdringt und die die Ablösung gegenüber der Abhängigkeit überbewertet, ist nicht durch deren spiegelbildliches Gegenteil einfach aufzuheben."

Die Argumentation von Jessica Benjamin kann - so glaube ich jedenfalls - verständlich machen, weshalb Frauen und Männer in ihrer psychischen Orientierung unterschiedlich sind. Auch wenn man sich bewusst sein sollte, dass im empirischen Einzelfall die Situation komplizierter sein mag, so zeigt die Analyse von Benjamin idealtypisch zwei unterschiedliche, mit den beiden Geschlechtern in Übereinstimmung stehende Orientierungen. Männlichkeit erscheint als Abgrenzung von Weiblichkeit, Weiblichkeit als Hinwendung zu Männlichkeit. Wo das Weibliche für den Mann bedrohlich erscheint, weshalb er sich vom Weiblichen in Schutz nehmen will, da erscheint das Männliche für die Frau als Ideal, das sie erstrebt, aber nicht zu erreichen vermag. Damit erklären sich die unterschiedlichen Tendenzen in der Psyche von Mann und Frau: Abgrenzung von der Frau beim Mann, im Extrem durch den Versuch, sich die Frau zu unterwerfen; Zuwendung zum Mann bei der Frau, im Extrem durch die Bereitschaft, sich dem Mann zu

unterwerfen; psychische Zentrifugalität beim Mann, psychische Zentripetalität bei der Frau. Identität wird dadurch nur über Differenz erreicht, nicht auch über Gemeinsamkeit. "Die beiden Hauptthemen der Anerkennung - Ähnlich- und Verschiedensein - werden aufgespalten." "Der Verlust der gegenseitigen Anerkennung ist die allgemeine Konsequenz der Geschlechter-Polarisierung."

Den anderen oder die andere anerkennen, würde bedeuten, ihn oder sie sowohl in seiner/ihrer Gleichheit als auch in seiner/ihrer Verschiedenheit anzuerkennen. Es ginge darum, Identität und Differenz anzunehmen, Gleichheit und Unterschied. Indem sich der Knabe mit dem Vater bzw. mit Vatersymbolen identifiziert, kann er sich von der Mutter loslösen und im Wahn von Allmacht und Grösse verbleiben. Durch die Identifikation mit Figuren männlicher Grösse kann er seine tatsächliche Abhängigkeit von anderen leugnen. Er glaubt, mächtig zu sein, und kann sich vor dem Verlust seiner Grössenphantasien schützen. Benjamin meint dabei nicht unbedingt den realen Vater, sondern das kulturelle Vaterstereotyp bzw. Vaterideal. Deshalb kann der Prozess auch in der "vaterlosen Gesellschaft" (Mitscherlich) oder in Familien mit alleinerziehenden Müttern ablaufen. Das männliche Kind nutzt das Vaterideal in symbolischer Weise, um sich von der Mutter abzulösen, "gleichgültig, ob der Vater persönlich anwesend ist oder nicht". Diesen Weg der Emanzipation von der Mutter kennt das Mädchen nicht. Weder kann es die Symbolik der Männlichkeit für seine eigene Entwicklung nutzen, noch erfährt es vom Vater Anerkennung in seinem Wunsch nach Autonomie. Und da auch die Mutter kein Vorbild für Subjektivität abgibt, kann das Mädchen den Wunsch nach Eigenständigkeit nur passiv realisieren, durch Partizipation an der Subjektivität eines bewunderten Mannes. Darum, meint Benjamin, "kennt die Literatur so viele Geschichten von Frauen, deren Liebe einem Helden galt, genau wie sie selbst es sein wollten". "Der Glaube, der Mann werde der Frau einen Zugang zu einer Welt vermitteln, die ihr sonst verschlossen bliebe, ist eines der Hauptmotive der idealisierten Liebe. Es fällt Frauen nicht schwer, den Narzissmus des absoluten Selbst aufzugeben; aber um einen anderen Weg in die Welt zu finden, suchen sie sich oft einen Mann aus, dessen Wille, wie sie glauben, unbeugsam sei." Daraus kann sich eine masochistische Unterwerfung ergeben. Die Frau sucht sich einen "heroischen" Sadisten, dem sie sich "... unterordnen kann: also eine Figur, die nicht die verschlingende Mutter, sondern den befreienden Vater repräsentiert. Diese Art der idealisierenden Liebe bietet eine Lösung für die Schwierigkeit, die durch die Verhinderung der Selbsttätigkeit und des eigenen Begehrens entstanden ist: nämlich die Wut über die in der Kindheit erlittene Nicht-Anerkennung."

Das in seiner Subjektivität nicht-erkannte Mädchen empfindet (auch) Angst, sich gegen seine Mutter aufzulehnen, da es befürchtet, die als

schwach wahrgenommene Mutter durch sein Aufbegehren zu zerstören. Die Phantasie ist, dass die Mutter den "Angriff" der Ablösung nicht überleben könnte. Ungehemmte Aktivität könnte die Mutter vernichten. Daraus ergibt sich eine zusätzliche Faszination des starken Mannes. "Denn der rationale, kontrollierende und sadistische Andere fasziniert gerade aufgrund seiner Fähigkeit, der Destruktion standzuhalten. In den gängigen Phantasien der idealisierenden Liebe, wie wir sie aus Trivialromanen kennen, kann die Frau ihr Begehren nur mit einem Mann erleben, der in ihren Augen mächtiger ist als sie: der sie nicht braucht, um stark zu sein. Dieser Mann, der solch eine Frau begehrt, aber nicht braucht, befriedigt in ihr die Sehnsucht nach dem, was ihr Vater und ihre Mutter ihr gleichermassen vorenthielten: nämlich die Fähigkeit, die Zerstörung zu überleben und immer noch da zu sein. ... Entscheidend für die Phantasie der idealen Liebe ist der Wunsch nach einem Objekt, das wirklich aussen steht und Angriffe überleben kann."

Die Kehrseite der Des-Identifizierung des Knaben mit der Mutter ist die Idealisierung und Ideologisierung des Weiblichen. Die den Männern fehlenden Qualitäten der Emotionalität, Empathie, Fürsorglichkeit etc. werden einer "reinen" Weiblichkeit zugeschrieben, die von den Frauen verkörpert werden soll.²³ Die Qualitäten des Mütterlichen werden zum Gegenstand einer sentimentalischen Sehnsucht. Mutter, Familie, Privatheit und Kindheit gehen eine Assoziation ein und werden zum idyllischen Refugium des Mannes verklärt. "Die auf die private Enklave beschränkte Mutter wird mit dem frühkindlichen Ideal gleichgesetzt: sie bleibt die konstante Quelle des Guten; sie ist diejenige, die in der Welt alles richten kann. Dieses Schema verewigt die Spaltung zwischen Aussen und Innen, so dass das Individuum in der Öffentlichkeit als selbständig erscheinen, doch in der sicheren Enklave, die die Ehefrau/Mutter bietet, entspannen und regredieren kann. Aber es ist gerade diese Spaltung - auf psychischer wie auf sozialer Ebene - die eine tiefe Angst vor dem Verlust des Zuhauses, der Mutter, der Abhängigkeit und Fürsorge weckt, die Angst davor, einer kalten und rücksichtslosen Aussenwelt ausgeliefert zu sein."

Der zeitgenössische Feminismus ist nicht ganz davor gefeit, die Verklärung des Weiblichen/Mütterlichen zu kolportieren. Für Benjamin ist jedenfalls klar, dass die heutigen Lobgesänge auf die Mutterschaft ein klassisches Beispiel von Mythologisierung sind, nämlich der Versuch, eine verlorene Beziehung durch ein Ideal zu ersetzen. Doch die Idealisierung der mütterli-

²³ Im Kontext unserer christlichen Kultur dient die Gottesmutter als Projektionsfläche für das Bild der "reinen" Frau.

chen Fürsorge bestätigt lediglich den Dualismus und leugnet die historische Realität.²⁴

Bei den Männern kann aus der Idealisierung des Weiblichen Neid erwachsen, Neid auf eine idealisierte Weiblichkeit, die ihnen selbst verwehrt ist. Aus dem Neid kann seinerseits wieder eine Motivation zur Erniedrigung der Frauen und zur Verweigerung ihrer Subjektivität entstehen.

Das Manko an Anerkennung in der Beziehung der Geschlechter führt zur Polarisierung der Bedürfnisse nach Trennung und Bindung. Die Entwicklung eines ganzheitlichen, integrativen Selbst würde voraussetzen, die gegensätzlichen Strebungen nach Anerkennung und Abgrenzung in Balance zu halten bzw. aufzuheben. Der Zusammenbruch der Balance/Spannung zwischen Selbstbehauptung und Anerkennung führt zu einer Polarisierung der geschlechtlichen Identität. Männlich und Weiblich werden jeweils nur mit einer Seite eines kohärenten Ganzen assoziiert. Und zwar als Reaktion auf einen Mangel an Subjektivität auf Seiten der Mutter, mit der das Mädchen sich identifiziert und der Junge sich des-identifiziert. Das Ergebnis ist ein doppeltes Defizit, verteilt auf die beiden Geschlechter. Sowohl die reine Symbiose als auch die reine Selbständigkeit stellen einen Verlust der intersubjektiven Balance dar. "Beide sind defensive Verleugnungen von Abhängigkeit und Unterschied." Allerdings werden sie unterschiedlich bewertet. Die Symbiose, das Einssein mit dem oder der anderen, erscheint in unserer Kultur als irrational. Die monadische Autarkie des einsamen Helden erscheint dagegen als Kulminationspunkt abendländischer Rationalität. "Die psychische Ablehnung der Weiblichkeit, wozu auch die Verneinung von Abhängigkeit und gegenseitiger Anerkennung gehört, ist wesensverwandt mit der gesellschaftlichen Ächtung von Werten wie Fürsorglichkeit und Intersubjektivität, die in den privaten, häuslichen Bereich der Frauen und Kinder verwiesen werden." Den "privaten" Werten der Mütterlichkeit fehlt die öffentliche Anerkennung durch die Gesellschaft. "Es scheint", schreibt Benjamin, "dass die Art und Weise, wie die Männer ihre Individualität begründen und schützen, eng mit dem verzahnt ist, was unsere westliche Kultur unter Rationalität versteht. In unserer rationalen Weltsicht gehen Unterschiede vor Gemeinsamkeit und Grenzen vor Zusammenhänge, Polarität und Gegensätzlichkeit vor Wechselseitigkeit und Interdependenz, hat gleichzeitiges Erleben von widersprüchlichen Impulsen, Ambivalenzen keinen Platz. ... Aufgrund der Durchrationalisierung und Entpersönlichung aller öffentlichen Bereiche des Lebens ist fürsorgliche Zuwendung heute praktisch ganz in das private Heim, das immer kleiner werdende Reich der Mutter, verbannt. Diese Abwertung der Anerkennung in zwischenmenschlichen Beziehungen und ihre Ersetzung durch unpersönliche Verkehrsfor-

²⁴ Vgl. auch Chodorow & Contratto (1982).

men ist die gesellschaftliche Entsprechung zur Zurückweisung der Mutter durch den einzelnen Mann." Benjamin spricht von der "seltsame(n) Verschmelzung von Rationalität und Gewalt, die im tiefsten Innern unserer Kultur angelegt ist." Die Gewalttätigkeit des Menschen/Mannes wurzelt nicht in einem biologischen Erbe; vielmehr ist sie die Manifestation einer gespaltenen Kultur (vgl. nochmals das Beispiel von Sartre).

Jessica Benjamin zeigt, wie die Anerkennungstheorie des Selbst, die im Kontext von Philosophie und Sozialpsychologie entstanden ist, entwicklungspsychologisch und damit auch pädagogisch fruchtbar gemacht werden kann. Entwicklung und Bildung sind keine Prozesse, die in einem sozialen Vakuum vor sich gehen könnten. Psychische Realität artikuliert sich und existiert nur dort wirklich, wo sie durch andere anerkannt wird. Was nicht ausgedrückt wird, was keine soziale Resonanz findet, kann schwerlich als existierender Teil des eigenen Selbst erkannt werden. Realität, auch "innere Realität", ist sozial konstituiert. Dabei bilden Beziehungen der Reziprozität den Kern der Sozialität des Menschen. Die Anerkennung des eigenen Selbst erfordert im Austausch die Anerkennung des Selbst des anderen. Und dies gilt bereits ab der Geburt des Menschen.

Es ist übrigens interessant, wie Benjamin auf der Basis ihrer Anerkennungstheoretischen Argumentation auf durchaus vergleichbare Ergebnisse kommt wie Patterson (vgl. Teil 1 der Vorlesung). Auch Patterson betont in seinen Arbeiten die Bedeutung der Norm der Reziprozität und deren negative Seite im Falle von Familien mit aggressiven Kindern. Das Denken in Kategorien von Interaktion und Reziprozität ist eine Gemeinsamkeit zwischen Patterson und Benjamin. Wo Patterson das Moment der gegenseitigen Verstärkung hervorhebt, da spricht Benjamin von der Gegenseitigkeit der Anerkennung, die gestört sein kann. Die positive Reaktion eines Säuglings auf die Kommunikationsversuche der Mutter kann diese in ihrem Dasein bestätigen. Seine Reaktionslosigkeit dagegen kann die Mutter u.U. in ihrem Selbstvertrauen vernichten. "Wenn die Mutter dann ihr reaktionsloses Baby schaukelt und kitzelt und - sich vorbeugend - ruft: 'Schau mich doch an!' dann erzeugt sie aus Verzweiflung darüber, nicht anerkannt zu werden, einen Kreislauf negativer Anerkennung. So erkennen wir schon in diesen frühesten Interaktionen, wie das Streben nach Anerkennung zu einem Machtkampf ausarten kann: wie Selbstbehauptung in Aggression umschlagen kann. ... Bei einem negativen Kreislauf der Anerkennung hat die Person das Gefühl, dass Alleinsein nur durch Vernichtung der aufdringlichen Anderen möglich ist; dass Einstimmung nur möglich ist durch Unterwerfung unter die Andere." Es ist, als würde Benjamin die Innenseite desselben Geschehens thematisieren, das Patterson in der Aussenperspektive untersucht hat.

Missachtung des Selbst

Aggression wurzelt in verweigerter Anerkennung. Und diesem Moment in der Argumentation von Benjamin möchte ich noch etwas weiter nachgehen. Die subjektive Seite der Motivation zu Gewalttätigkeit liegt im Gefühl der Verletzung des Selbst. Das gewalttätige Subjekt glaubt, in der Integrität seines Selbst missachtet oder angetastet worden zu sein. In der Selbstbeschreibung derer, die sich durch andere falsch behandelt fühlen, spielen moralische Kategorien eine wesentliche Rolle, moralische Kategorien, die wie die der "Beleidigung" oder "Erniedrigung" auf Formen der verweigerter Anerkennung Bezug nehmen. "Mit negativen Begriffen dieser Art wird ein Verhalten bezeichnet, das nicht schon deswegen Unrecht darstellt, weil es die Subjekte in ihrer Handlungsfreiheit beeinträchtigt oder ihnen Schaden zufügt; vielmehr ist jener Aspekt eines schädigenden Verhaltens gemeint, durch den Personen in einem positiven Verständnis ihrer selbst verletzt werden, welche sie auf intersubjektiven Wegen erworben haben" (Honneth). Es ist die von Hegel, Mead und Benjamin aufgeklärte Verschränkung von Individualisierung und Anerkennung, aus der sich jene besondere Versehrbarkeit menschlicher Wesen ergibt, die mit dem Begriff der "Missachtung" bezeichnet wird. Weil das normative Selbstbild eines jeden Menschen auf die Möglichkeit der Rückversicherung im anderen angewiesen ist, geht mit der Erfahrung von Missachtung die Gefahr einer Verletzung einher, die die Identität der ganzen Person zum Einsturz bringen kann.

Die Gewalt, die mit der Missachtung einer anderen Person einhergeht, ist nicht physisch schmerzhaft, obwohl sie dies natürlich auch sein kann. Es ist die "psychische" Verletzung des Selbst, die als gewalttätig wahrgenommen wird. Die Verletzung des Körpers ist allenfalls Mittel, um das ("psychische") Selbst zu erniedrigen, so in der Folter und bei Vergewaltigungen. Was der Gefolterte oder die Vergewaltigte fühlen, ist ein Verlust an Selbst- und Weltvertrauen, als Folge der Erfahrung, dem Willen eines anderen schutzlos und machtlos ausgeliefert zu sein. Die Wirklichkeit des eigenen Selbst entgleitet dem Gefolterten bzw. der Vergewaltigten. Daraus entsteht ein zutiefst erniedrigendes Gefühl der Nicht-Existenz. Mit dem Erleiden von Folter oder Vergewaltigung geht stets, so unterschiedlich auch die Legitimationssysteme beschaffen sein mögen, die sie gesellschaftlich zu rechtfertigen versuchen, ein dramatischer Zusammenbruch des Vertrauens in die Zuverlässigkeit der sozialen Welt und damit des eigenen Selbst einher. Der psychische Schmerz basiert auf dem radikalen Entzug der Anerkennung durch andere. Insofern - anerkennungstheoretisch gesehen - das Selbst, der Selbstwert, die Selbstachtung etc. sozial bedingt sind, bedeutet der Ausschluss aus einem sozialen Gefüge Selbstverlust, Verlust an Selbstwert und Selbstachtung. Um zu einer geglückten Selbstbeziehung zu

gelangen, ist der Mensch "... auf die intersubjektive Anerkennung seiner Fähigkeiten und Leistungen angewiesen; bleibt eine solche Form der sozialen Zustimmung auf irgendeiner Stufe seiner Entwicklung aus, so reißt das in seiner Persönlichkeit gleichsam eine psychische Lücke auf, in die negative Gefühlsreaktionen wie die Scham oder die Wut treten. Daher ist die Erfahrung von Missachtung stets von affektiven Empfindungen begleitet, die dem Einzelnen prinzipiell offenbaren können, dass ihm bestimmte Formen der Anerkennung sozial vorenthalten werden" (Honneth).

Eine Illustration dieser Mechanismen liefert die Situation der Konzentrationslagerhaft. Bruno Bettelheim unterscheidet in einer Studie über "Individuelles und Massenverhalten in Extremsituationen" verschiedene Gruppen von Häftlingen in Nazi-KZs und deren je besondere Reaktion auf die Inhaftierung.²⁵ Er schildert diese Reaktionen aufgrund eigener Erfahrung, war er doch ein Jahr lang in Dachau und Buchenwald inhaftiert. Personen, die vor der Inhaftierung bereits irgendwann als Kriminelle in Gefängnissen eingesperrt waren, zeigten offen ihre Schadenfreude darüber, dass ihnen nun Politiker, Geschäftsleute, Rechtsanwälte und Richter gleichgesetzt waren, wobei sich unter den letzteren einige befanden, die damals ihre Haftstrafen verhängt hatten. "Diese Schadenfreude und das Gefühl, dass diese Männer nun auch nicht mehr waren als sie selbst, gab ihrem Ich ganz erheblichen Auftrieb." Eine zweite Gruppe bildeten die politischen Gefangenen, die sich in ihrer Selbstachtung durch die Tatsache bestätigt fühlten, dass sie von der Gestapo offensichtlich für wichtig genug befunden wurden, um als Opfer ihrer Racheakte herzuhalten.²⁶ Die dritte Gruppe waren nicht-politische Gefangene. Gehörten sie der Mittelschicht an, so wurden sie mit dem Schock der Inhaftierung am wenigsten fertig. "Sie mussten entdecken, dass sie völlig unfähig waren zu begreifen, was ihnen zugestossen war. Sie versuchten sich an das zu klammern, was bislang ihre Selbstachtung ausgemacht hatte. Und so versicherten sie den Gestapo-Männern immer wieder, dass sie sich niemals dem Nazismus widersetzt hätten. ... Der grösste Wunsch der *Mittelschicht-Gefangenen* war, dass man ihren Status auf irgendeine Weise respektieren sollte. Was sie am meisten aufbrachte, war die Tatsache, dass man sie 'wie gewöhnliche Verbrecher' behandelte. Doch nach einiger Zeit blieb ihnen nichts anderes übrig als ihre tatsächliche Situation zu erkennen. Von da an setzte anscheinend ihre Desintegration ein. Bei den Selbstmorden, die sich in den Gefängnissen und während des Transports ins Lager ereigneten, handelte es sich in erster Linie um Mitglieder dieser einen Gruppe. Später, im Lager, waren es ebenfalls Mitglieder dieser Gruppe, die sich aufs Unsozialste verhielten: sie be-

²⁵ Zur Vertiefung der Analyse sei auf das inzwischen erschienene Buch von Sofsky (1993) verwiesen.

²⁶ Hier haben wir ein weiteres Beispiel für die u.U. konträre Wirkung von Sanktionen.

trogen ihre Mitgefangenen und einige unter ihnen liessen sich von der Gestapo als Spitzel anheuern. Sie verloren ihre Mittelschicht-Merkmale, jeden Anstand und jede Selbstachtung; sie waren rat- und hilflos und ihre Autonomie löste sich offenbar auf. Sie schienen nicht mehr imstande, ein eigenes Lebensmuster zu verwirklichen, sondern lebten jetzt den Mustern anderer Gefangenengruppen gemäss."

Bettelheim meint, dass wohl die meisten, wenn nicht alle Gefangenen auf den ersten Schock der Verhaftung damit reagierten, dass sie Kräfte zu aktivieren versuchten, um ihre stark mitgenommene Selbstachtung zumindest einigermaßen wiederherzustellen. "Diejenigen Gruppen, die in ihrer Vergangenheit eine feste Grundlage entdeckten, um zum Schutz ihres gefährdeten Ich eine Bastillon zu errichten, hatten offenbar meistens Erfolg. Angehörige der Unterschicht zogen eine gewisse Befriedigung aus der Tatsache, dass die Klassenunterschiede unter den Gefangenen aufgehoben waren. Politische Gefangene fühlten sich durch die Inhaftierung in ihrer politischen Wichtigkeit bestätigt. Vertreter der Oberschicht konnten unter den Mittelschicht-Gefangenen zumindest ein gewisses Mass an Führungsanspruch verwirklichen. Mitglieder irgendwelcher Adelshäuser fühlten sich in der Gefangenschaft allen Menschen genauso überlegen wie ausserhalb." Als Strategie gegen den Verlust der Selbstachtung schildert Bettelheim sein eigenes Verhalten bei der Einweisung ins KZ. Bettelheim schreibt, er zweifle nicht daran, "... dass er den Transport und alle Misshandlungen nur deshalb überstand, weil er schon ganz am Anfang zu der Überzeugung gelangte, dass diese schrecklichen und entwürdigenden Erfahrungen nicht 'ihm' als Subjekt, sondern nur 'ihm' als Objekt zustiesse. Die Wichtigkeit dieser Einstellung wurde durch die Äusserung vieler anderer Gefangener bestätigt, wobei unter diesen Gefangenen allerdings keiner so weit gehen wollte, als er definitiv behauptet hätte, diese seine Einstellung bereits auf dem Transport ins Lager entwickelt zu haben. In der Regel drückten sie ihre Gefühle auf eine allgemeinere Weise aus: so sagten sie zum Beispiel 'Das Hauptproblem ist, dass man lebendig und unverändert bleibt', ohne jedoch zu spezifizieren, was sie mit 'unverändert' meinten. Aus zusätzlichen Bemerkungen ging jedoch hervor, dass es sich bei dem, was unverändert bleiben sollte, im grossen und ganzen um die Einstellungen und Wertvorstellungen der betroffenen Person handelte. Alle Gedanken und Gefühle, die der Autor auf dem Transport hatte, waren insofern sehr nüchtern, als er das ganze Geschehen wie aus weiter Ferne beobachtete, so als habe er selbst nur auf eine sehr vage Weise etwas damit zu tun. Später erfuhr er dann, dass viele andere Gefangene das gleiche Gefühl von Distanziertheit entwickelt hatten, so als mache ihnen das, was mit ihnen geschah, in Wirklichkeit gar nichts aus. ... Dieses Gefühl der Distanziertheit oder Abgelöstheit war ein Versuch, die Realität der Situation, in der sich die Ge-

fangenen befanden, zurückzuweisen, und kann als ein Mechanismus betrachtet werden, der das Ziel hatte, die Integrität der Persönlichkeit der Betroffenen zu bewahren."

Es geht um den Versuch, das eigene Selbst von *Erfahrungen* abzuschirmen, Erfahrungen zu vermeiden, die dazu führen würden, das Selbst zu verändern. Die Vermeidung von Erfahrungen scheint nur möglich zu sein durch eine Irrealisierung der Wirklichkeit, in der man lebt. Sobald das Lagerleben als real anerkannt wird, kann das Selbst von den Erfahrungen nicht mehr geschützt werden. Bettelheim schildert, wie diese Anpassung ans Lagerleben bei den meisten Gefangenen schliesslich stattfand. Als Psychoanalytiker beschreibt er dieses Verhalten als Regression: "Die Gefangenen entwickelten Verhaltensweisen, wie sie für das Säuglingsalter oder die frühe Kindheit charakteristisch sind. Manche von diesen Verhaltensweisen entwickelten sich langsam, andere wurden den Gefangenen gleich zu Beginn aufgezwungen, so dass lediglich ihr Intensitätsgrad mit der Zeit noch zunahm." Solche infantilen Verhaltensweisen waren zum Beispiel die ambivalente Haltung gegenüber der eigenen Familie, die hoffnungslose Deprimiertheit oder die Befriedigung, die durch Tagträume und nicht durch aktives Handeln erzeugt wurden. "Die Gefangenen lebten, auch darin Kindern ähnlich, nur in der unmittelbaren Gegenwart; sie bürsteten ihr Zeitgefühl ein; sie verloren die Fähigkeit, in die Zukunft hineinzuplanen; und sie wurden unfähig, auf unmittelbare Lustbefriedigungen zugunsten späterer grösserer Befriedigungen zu verzichten. Sie vermochten keine dauerhaften Objektbeziehungen zu entwickeln. Freundschaften entstanden so rasch, wie sie sich auflösten. Die Gefangenen gingen aufeinander los, wie nur Halbstarke es tun, erklärten, sie würden nie wieder miteinander reden, um dann - innerhalb kürzester Zeit - wieder die dicksten Freunde zu sein. Sie prahlten gerne und erzählten grosse Geschichten über ihr früheres Leben oder wie sie ihre Bewacher angeschmiert oder die Arbeit sabotiert hatten. Wie Kinder fühlten sie sich weder gedemütigt noch sonderlich beschämt, wenn sich herausstellte, dass sie, was ihre Tapferkeit anging, gelogen hatten. ... Hatte der Gefangene das Endstadium seiner Anpassung an die Lagersituation erreicht, so hatte sich seine Persönlichkeit derart verändert, dass er sich nunmehr sogar manche Wertvorstellungen der SS zu eigen gemacht hatte." Es war daher keine Seltenheit, dass alteingesessene Gefangene, wenn sie ihre Mitgefangenen beaufsichtigen mussten, schlimmer auftraten als die SS. Sie hatten ihr eigenes, früheres Selbst völlig abgebaut und stattdessen ein Nazi-Selbst angenommen. "Die alten Gefangenen, die sich mit der SS identifizierten, taten dies nicht nur in bezug auf aggressives Verhalten. Sie versuchten Teile von alten SS-Uniformen zu erwerben. War das nicht möglich, nähten und flickten sie ihre eigenen Uniformen so zurecht, dass sie den Uniformen der Wachen ähnelten. Die Zeit

und die Arbeit, die diese Gefangenen auf diese Bemühungen verwandten, waren unglaublich, zumal die SS eine solche Nachahmung ihrer Uniformen bestrafte. Fragte man die alten Gefangenen, warum sie das täten, so sagten sie, dass es ihnen gefiele, wie die Wachen auszusehen. ... Diese Gefangenen rühmten sich, genauso hart wie die SS zu sein. Die Identifizierung mit den Folterknechten ging so weit, dass besagte Gefangene sogar die Freizeitbetätigungen der SS nachahmten. So hatten die Wachen ein Spiel, das darin bestand, dass es herauszufinden galt, wer, ohne einen Schmerzenslaut von sich zu geben, die meisten Schläge einstecken konnte. Dieses Spiel wurde von einigen alten Gefangenen kopiert, so als seien sie nicht schon häufig und lange genug geschlagen worden und als müssten sie diese Erfahrung noch einmal und noch einmal wiederholen, indem sie nun ihren Mitgefangenen Schmerzen zufügten."

Ein Beispiel für die Auflösung der Distanz zur Realität und für die Anpassung an die Realität, was gleichbedeutend ist mit der Anerkennung der Erfahrungen der Lager-Realität, gibt auch die folgende Schilderung von Bettelheim: "So geschah es zum Beispiel, dass eines Tages Informationen durchsickerten über eine Rede von Präsident Roosevelt, in der dieser Hitler und Deutschland verurteilte, während am gleichen Tag das Gerücht umging, wonach ein Gestapo-Offizier durch einen anderen ersetzt werden sollte. Die neuen Gefangenen diskutierten erregt über diese Rede und kümmerten sich nicht um das Gerücht; die alten Gefangenen dagegen kümmerten sich nicht um die Rede und ihre Gespräche kreisten einzig und allein um die möglichen Umbesetzungen im Lager."

Diese Schilderungen von Bettelheim bezeugen die Bedeutung von Selbst und Selbstachtung für die persönliche Integrität eines Menschen. Und sie bezeugen, dass es das Ziel von Unterwerfung, Folter, Vergewaltigung etc. ist, die Selbstachtung des Opfers zu brechen. Die *physische* Seite der Unterdrückung und des Terrors ist nicht das eigentliche Ziel, sondern lediglich das Mittel zum Ziel, das darin liegt, die gepeinigte Person in ihrem Selbst zu treffen und ihren Selbstwert zu zerstören. Bettelheim schreibt, dass "selbst die schrecklichsten Misshandlungen durch die SS ... den Lebenswillen nicht auslöschen (konnten) - allerdings nur, so lange man sich dem Wunsch weiterzumachen stellen konnte und so lange man die Achtung vor sich selbst bewahrte". "Durch ihre Aktionen und durch die grausigen Lebensbedingungen versuchte die SS, die Gefangenen der Fähigkeit zu Selbstachtung und Selbstversorgung in einem weiteren Sinne zu berauben. Verlor ein Gefangener auf diese Weise jegliches Vertrauen in die Zukunft, so bedeutete dies eine geistige und seelische Verfassung, die den Glauben daran, dass man die Absichten der SS durch das eigene Leben unterlaufen könnte, automatisch ausschloss. Das aber hiess für den Gefangenen, dass er nicht mehr imstande war, einen ganz bestimmten seelischen Trost in der

Vorstellung von Rache und von einer rosigeren Zukunft zu finden, und so fiel er der schrecklichsten Depression zum Opfer. Und wenn sich dann zu dieser Verfassung auch noch das Gefühl gesellte, dass einen die Menschen draussen aufgegeben hatten, dann packte einen die äusserste Verzweiflung und mit ihr der Wunsch, es möge alles vorüber sein. ... Doch wenn es einem gelang, sich den eigenen Lebenswillen und die Achtung vor sich selbst trotz der totalen Erschöpfung, der körperlichen Misshandlungen und der äussersten Erniedrigungen zu erhalten, dann konnte man auch weiterhin hoffen, dass man von der übrigen Welt nicht im Stich gelassen worden war, auch wenn diese Hoffnung kaum bestärkt wurde." In dem Masse, in dem der Gefangene seiner Autonomie, die nur in der Anerkennung durch andere real sein kann, beraubt wird, löst sich seine Persönlichkeit auf. Bettelheim betont mit Nachdruck, dass es die Autonomie, die Selbstachtung, die Integration der eigenen Persönlichkeit, ein reiches Innenleben und die Fähigkeit zu sinnvollen Beziehungen waren, die die wesentlichen psychischen Voraussetzungen bildeten, um in den Lagern als ein ganzer Mensch zu überleben.

So weit dieses bedrückende Beispiel des Zusammenhanges von Unterwerfung und Verlust an Selbstachtung aus den Nazi-Konzentrationslagern. Bettelheim hat unter anderem als Psychotherapeut gearbeitet. Und es ist vielleicht angemessen, an dieser Stelle noch einer Therapeutin das Wort zu geben, nämlich Virginia Satir. Die Familientherapeutin Virginia Satir fasst ihre langjährigen beruflichen und privaten Erfahrungen in der Überzeugung zusammen, "... dass der entscheidende Faktor für das, was sich in einem Menschen abspielt, die Vorstellung von dem eigenen Wert ist, die jeder mit sich herumträgt". Der Mensch mit positivem Selbstwertgefühl wisse, dass er etwas bedeutet, glaubt an seine Fähigkeiten, an seine Kräfte, er kann auch andere um Hilfe bitten, und weil er sich selber wertschätzt, kann er auch den Wert seiner Mitmenschen wahrnehmen und achten. Menschen mit negativem Selbstwertgefühl erwarten von anderen dagegen eher Unheil, dass man sie hintergeht oder missachtet. Da sie das Schlimmste erwarten, führen sie es auch selbst häufig herbei. Zu ihrem Schutz verstecken sie sich hinter einer Wand von Misstrauen, werden einsam und isoliert, unansprechbar und gleichgültig gegen sich selbst und andere. In der Folge stellt sich Angst ein, die beengt und den Blick trübt. Satir schliesst mit der starken Behauptung, sie sei überzeugt, "... dass der grösste Teil der Probleme, Schmerzen und Scheusslichkeiten im Leben - auch Kriege - das Ergebnis niedrigen Selbstwertes irgendwelcher Menschen ist, über den sie nicht offen reden können". Das ist vielleicht eine etwas zu weitgehende Folgerung, doch bestätigt sie im Grundsätzlichen den postulierten Zusammenhang zwischen Missachtung des Selbst und Gewaltbereitschaft.

Schulischer Selbstwertverlust

Wenn wir die Argumentation der Anerkennungstheorie des Selbst auf die Schule übertragen, dann müssen wir uns im klaren sein darüber, dass Schülerinnen und Schüler bereits mit einem Defizit an Selbststruktur in die Schule kommen können. Die Anerkennungstheorie als solche macht keine Aussage darüber, wo und wann ein defizitäres Selbst entwickelt wird. Es wäre daher ein verkürzter Schluss anzunehmen, Selbstwertverlust in der Schule sei direkt verantwortlich für Aggressivität und Gewalt in der Schule. So kann es allerdings durchaus sein. Es muss aber nicht so sein. Schulisches Leistungsversagen kann u.U. durchaus bewältigt werden auf dem Hintergrund einer optimalen familiären Entwicklung. Wenn jedoch die Voraussetzungen im familiären Bereich schlecht sind, dann kann das Bewältigungsvermögen eines Schülers oder einer Schülerin derart ungenügend entwickelt sein, dass er bzw. sie nicht in der Lage ist, schulisches Versagen adäquat zu verarbeiten. Wenn ich also nun die These formuliere, dass Gewalt und Aggressivität an Schulen mit Defiziten im Selbstbereich zu tun haben können, dann dürfte das Ursachengefüge im Einzelfall komplex sein und familiäre sowohl wie schulische Faktoren mit umfassen.

Wenn man dies in Rechnung stellt, dann kann man sehr wohl - auch empirisch - Zusammenhänge feststellen zwischen Leistungsversagen in der Schule und Aggressivität. In einer nüchternen Betrachtungsweise kann die Schule als Institution des Austausches von Leistungen gegen Zensuren betrachtet werden. Die Leidensgeschichte eines Schülers oder einer Schülerin kann damit zusammenhängen, dass die schulischen Normen zwar internalisiert worden sind, dass ihnen aber nicht entsprochen werden kann, wodurch ein kumulatives Defizit an Gratifikationen entsteht. Dies ist umso gravierender, als die Schule zur Schaffung von Loyalität mit dem Gefühl des Selbstwertes operiert. Da persönliche Bindungen an den Lehrer oder die Lehrerin weniger leicht zustande kommen als im Falle der Eltern und u.U. auch nicht erwünscht sind, steht der Lehrer bzw. die Lehrerin vor dem Problem der Bindung der Schüler an die Institution Schule. Die Bindung kann dadurch erreicht werden, dass der Lehrer/die Lehrerin die durch die Altersgruppierung bedingte Gleichartigkeit der Schüler/innen ausnutzt, diese nach objektiven Kriterien der Leistung beurteilt und die Beurteilung öffentlich macht. Dadurch erkennt der einzelne Schüler/die einzelne Schülerin, wie gut oder schlecht er/sie im Vergleich zu den anderen abgeschnitten hat. Und - wie Robert Dreeben (1980) schreibt - der Schüler/die Schülerin kann in einfacher Schlussfolgerung ableiten, wie gut oder schlecht er/sie *ist*. Der Appell an die Selbstachtung zum Zwecke der Loyalitätserzeugung bewirkt jedoch bei all jenen Schülerinnen und Schülern einen Selbstwertverlust, die von den schulischen Leistungsansprüchen überfordert werden.

Dass diese Methode auch unter der Perspektive der schulischen Integration nicht unbedenklich ist, zeigt die Tatsache, dass Selbstachtung auch durch andere als die schulischen Leistungsqualifikationen gewonnen oder verloren werden kann. Inoffizielle Leistungshierarchien können die offiziellen Werte der Schule konkurrenzieren, wenn nicht gar ausser Kraft setzen. Trotzdem bleibt richtig, dass Selbstwert ein universelles Medium ist, um das Verhalten von Schülerinnen und Schülern zu "steuern". Jeder Schüler/jede Schülerin ist dem Urteil der erwachsenen Autorität oder derjenigen seiner Mitschüler/innen ausgesetzt und dafür empfänglich. Dreeben ist "... überzeugt, dass die in der Schule angesprochenen Emotionen aus Vorgängen resultieren, bei denen die Selbstachtung des Schülers entweder gestützt oder bedroht wird, und dass die Schulklasse, in dem sie die öffentliche Darstellung und Beurteilung von Leistungen an einem vernünftig festgelegten Bezugsrahmen (altersgemässe Aufgaben) ermöglicht, in der Weise organisiert ist, dass des Schülers Gefühl persönlicher Zulänglichkeit, oder seine Selbstachtung, Ansatzpunkt der Sanktionierung ist."

Damit entsteht für alle diejenigen Schüler/innen ein psychologisch bedrängendes Problem, deren Selbstwert durch schlechte schulische Leistungen untergraben wird. Die Schule selbst hat wenig Mittel, um die Selbstachtung der Schüler/innen im Falle von Versagen zu schützen. Abgesehen von der bereits erwähnten Möglichkeit, der offiziellen Leistungsbeurteilung durch Orientierung an Werten schulischer Subkultur zu entfliehen (was einem Ausscheren aus dem Wertekontext der Schule entspricht), kann auch die Familie ein bedrohtes Selbstwertgefühl kompensatorisch beeinflussen. Eine Studie von Rosenberg zeigt, dass die geringste Ausprägung des Selbstwertgefühls bei Jugendlichen zu finden ist, die die Reaktion ihrer Eltern auf schlechte Schulleistungen als "indifferent" bezeichnen. Ähnliche Ergebnisse zeigen sich bezüglich einer Frage nach der Partizipation an Gesprächen beim gemeinsamen Essen in der Familie. Das Interesse der Eltern am Kind ist ein wesentlicher Indikator seines Selbstwertgefühls (vgl. Rosenberg 1965). Elterliche Indifferenz gegenüber dem Kind ist mit tiefem Selbstwert verbunden und scheint in seinen Auswirkungen fataler zu sein als strafende Reaktionen.

Die Ergebnisse der Rosenberg-Studie werden im wesentlichen von anderen Untersuchungen bestätigt. So kommt eine Studie von Coopersmith zum Ergebnis, dass in den Elternhäusern von Kindern mit hohem Selbstwert folgende Merkmale vorherrschen: elterliche Wärme, klar definierte Grenzen, respektvoller Umgang, grössere Ansprüche, feste Regeln und elterliche Entscheidungskraft. Das sind im wesentlichen die Ingredienzien eines autoritativen - im Unterschied zu einem autoritären - Erziehungsstil, wie er von Diana Baumrind empirisch festgestellt worden ist (vgl. auch Maccoby & Martin 1983). Aber auch mit den Family-Management-Techniken, wie

sie Patterson beschreibt, gibt es deutliche Übereinstimmungen (vgl. Teil 1 der Vorlesung).

Coopersmith beschreibt die Eltern von Kindern mit hohem Selbstwert als nachdrücklich fordernder. "Das bevorzugte affektive Verhalten der Eltern war *Belohnung*, wo jedoch *Bestrafung* als erforderlich angesehen wurde, fiel sie nicht so schroff aus oder ohne Verlust der Zuneigung. Das Ausmass an Bestrafung war in diesen Familien nicht geringer als in den anderen, aber es hatte einen anderen Ausdruck und wurde von den Kindern mit hohem Selbstwert als *gerechtfertigt* betrachtet. Die Familien von Kindern mit niedrigem Selbstwert waren dagegen durch einen Mangel an 'elterlicher Führung' und barsche, respektlose Behandlung gekennzeichnet. Diese Eltern können ihren Kindern keine Orientierungslinien geben oder solche durchsetzen. Sie neigen eher zu Bestrafung als zu Belohnung und setzen dazu mehr Methoden wie Gewalt oder Liebesentzug ein" (zit. nach Wahl 1989).

Zieht man weitere empirische Studien bei, bestätigt sich im wesentlichen das Bild. Die meisten Untersuchungen zeigen, dass ein Mangel an elterlicher Aufmerksamkeit, Zuneigung, fehlende feste Regeln, harte Bestrafung und Spannungen in der Familie nachteilige Wirkungen auf das Selbstgefühl der Kinder haben. Des weiteren belegen die Studien, dass eine restriktive Erziehung negative Auswirkungen auf die Entwicklung von Selbstwert haben kann. "Forderndes, dabei aber unterstützendes, wenig kontrollierendes, aber dennoch klare Grenzen setzendes, an den Kindern interessiertes und 'gerecht' bestrafendes, konsistentes und akzeptierendes Verhalten der Eltern gegenüber den Kindern scheint sich positiv auf die Entwicklung kindlichen Selbstbewusstseins auszuwirken. Dasselbe gilt für ein partnerschaftliches Verhältnis zwischen den Eltern und für Eltern, die ihre eigene Rolle akzeptieren. Dagegen scheinen solche Eltern, die ihren Kindern gegenüber gleichgültig und entschlosslos sind, die 'ungerecht' bestrafen und inkonsistent sind, die kein klares Selbstkonzept haben und zwischen denen Spannungen bestehen, eher einen niedrigen Selbstwert an ihre Kinder zu vermitteln. Dasselbe scheint für brutal bestrafende und gleichzeitig rigide Eltern zu gelten" (Wahl).

Man kann diese empirischen Studien vielleicht dahingehend zusammenfassen, dass sie als wesentliche Bedingungen für Selbstwert die folgenden Faktoren ansetzen: a) eine unbedingte und sichere Akzeptierung des Kindes (emotionale Wärme), b) klare Standards und Erwartungen an das Kind und c) Respekt für das Kind und Gewährung eines Verhaltensspielraums innerhalb klarer Grenzen. Es ist zu vermuten, dass bei schulisch marginalisierten Kindern insbesondere die letztere Bedingung nicht erfüllt ist. Diese Kinder empfinden keinen Freiraum mehr, da sie durch die Anforderungen der Schule in ihrem Bewusstsein und Verhalten drastisch eingengt wer-

den. Wenn daher einem Schüler oder einer Schülerin die elterliche Unterstützung für schlechte Schulleistungen fehlt und wenn ihm bzw. ihr auch nicht die Flucht in eine antischulische Subkultur offen steht, dann kann ein bedrohlicher Selbstwertverlust die Folge sein. Eine Studie von Engel und Hurrelmann zeigt drei Kategorien von Schülern mit abweichendem (delinquentem) Verhalten: 1) Schüler, die die Leistungskultur der Schule ablehnen. Sie zeigen eine besonders grosse Tendenz zu delinquenten Handlungen. 2) Schüler, die die schulische Wertstruktur anerkennen, aber die Leistungserwartungen der Eltern nicht erfüllen. 3) Schüler, die die Wertstruktur der Schule anerkennen, die Bewertung der eigenen Leistungen durch die Lehrer jedoch als unfair wahrnehmen (vgl. Engel & Hurrelmann 1989).

Besonders dramatisch ist die Situation der *permanent* schlechten Schüler. Kifer hat in einer quasi-longitudinalen Studie das Begabungsselbstbild von Schülerinnen und Schülern in der ersten, zweiten, vierten, sechsten und achten Klasse erhoben. Dabei stellte er die Selbsteinschätzungen der Schüler im oberen und unteren Fünftel des Notenbereichs einander gegenüber. Die Ergebnisse zeigen deutlich, wie von Schuljahr zu Schuljahr die positiven Selbsteinschätzungen der weniger begabten Schüler sinken. Interessanterweise unterscheiden sich die Kurvenverläufe bei den Mädchen und den Knaben praktisch nicht (vgl. die Abbildungen auf den folgenden Seiten).

Dass die Schule das Selbstbild wesentlich prägen kann, zeigt auch Bloom (1976) anhand einer Reihe von Untersuchungen. Mit zunehmendem Schulbesuch wird der Zusammenhang von schulischer Beurteilung und Schüler-selbstbild enger. In den ersten Schuljahren beträgt die Korrelation zwischen Noten und Selbsteinschätzung um $r = .30$ (Korrelationskoeffizient), um auf $r = .50$ in den Klassen fünf bis sieben und schliesslich bis auf $r = .70$ zum Ende der Pflichtschulzeit zu steigen. Untersuchungen von Fend bei Schülern im neunten und zehnten Schuljahr ergaben Zusammenhänge zwischen Selbsteinschätzung und den Noten in einem Fach in der Grös-senordnung von $r = .52$ bis $r = .61$.

Wenn man diese Untersuchungen kritisch kommentieren wollte, dann müsste man wohl sagen, dass die Schule ihrer *erzieherischen* Aufgabe nicht gerecht wird. Wesentliche Ziele der heutigen Schule liegen im Bereich der Stärkung autonomen Menschseins. Den Schüler und die Schülerin zu einem eigenständigen, verantwortlichen, politisch handlungsfähigen und leistungsbereiten Menschen zu bilden, ist gängige Formulierung in den Präambeln von Schulgesetzen und Lehrplänen. Selbständigkeit ist aber nur lebbar, wenn sie motivational von Selbstwert (Selbstachtung, Selbstvertrauen, Selbstsicherheit etc.) gestützt wird. Ein generalisiertes Kompetenz-

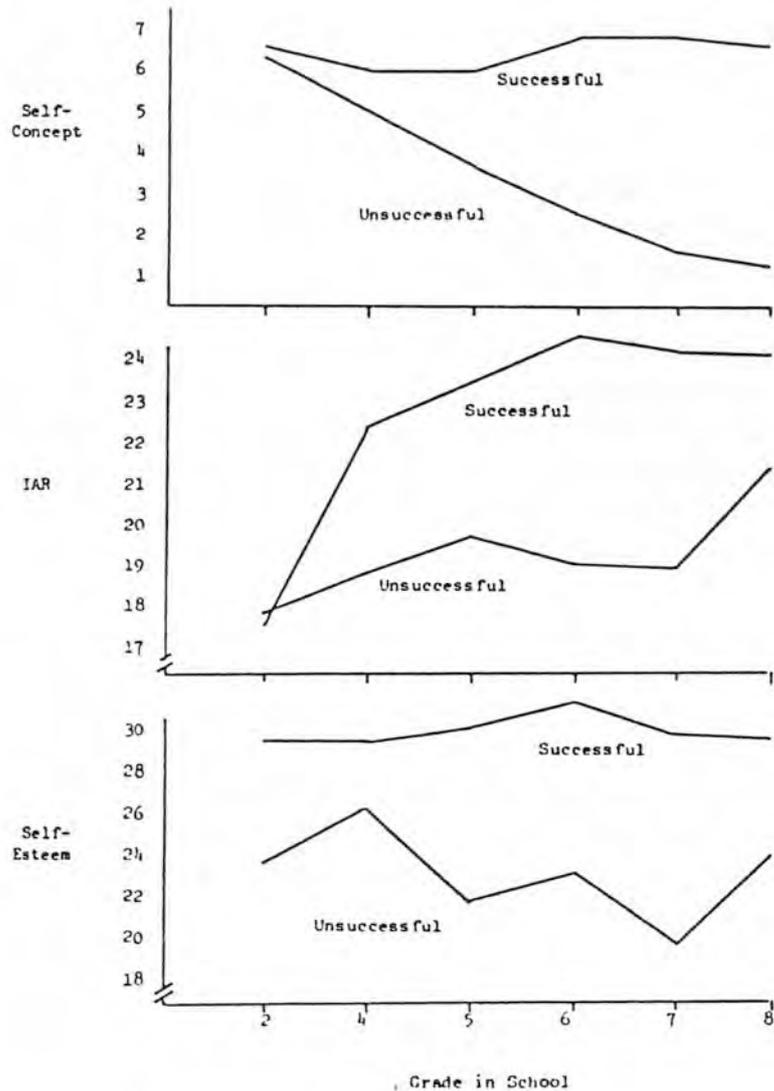


Figure 1
Observed Means for Successful and Unsuccessful Students by Grade Level

bewusstsein bzw. das Bewusstsein, Aufgaben und Anforderungen bewältigen zu können, ist eine der wichtigsten überfachlichen Wirkungen von Schule, eine Wirkung, die zugleich den Kern der Bereitschaft und Fähigkeit zur Bewältigung von Lebensaufgaben bildet.

Die Zentralität des Selbstbewusstseins zeigt sich anhand von Beziehungen, die sich zu anderen Schülermerkmalen ergeben. So konnte Fend (1981) folgendes feststellen: "Selbstbewusste Schüler haben höhere Bildungs- und Berufserwartungen und ihre beruflichen Wertvorstellungen sind eher auf verantwortungsvolle Tätigkeiten, die einen persönlichen Einsatz verlangen, aber auch Risiko beinhalten, ausgerichtet. In ihrem sozialen Verhalten zeigen sie eine bessere Fähigkeit, vorhandene Spielräume der Mitbestimmung auszunutzen und eine aktivere Freizeitgestaltung zu organisieren. Sie

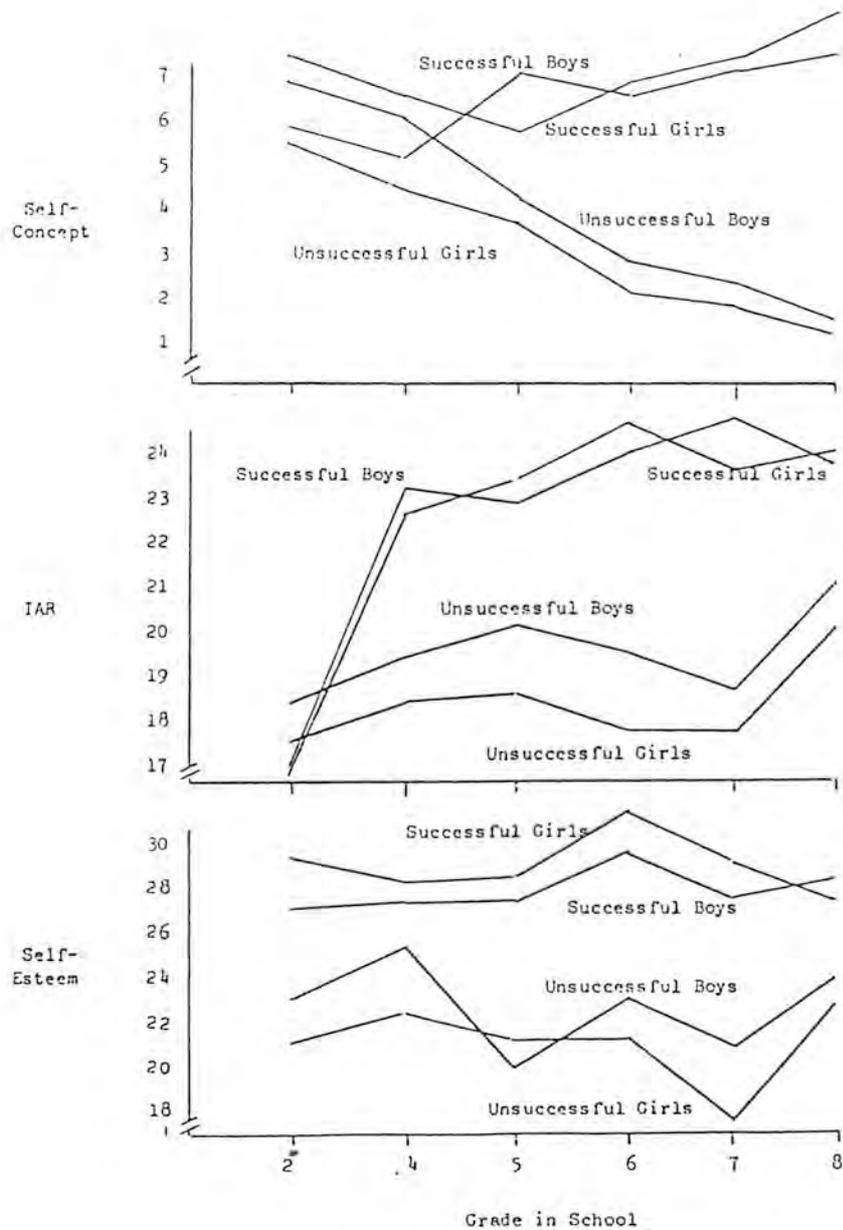


Figure 2
Observed Means for Successful and Unsuccessful Boys and Girls by
Grade Level

sind häufiger in ausserschulischen Jugendverbänden und Vereinen organisiert, so dass man insgesamt davon sprechen könnte, dass Schüler mit höherem Selbstvertrauen ein aktiveres soziales Leben führen. Von grosser Bedeutung erscheint auch der Sachverhalt, dass Schüler mit höherem Selbstvertrauen aktivere und bessere Lerntugenden an den Tag legen und dass ihre Einstellung zum schulischen Kontext positiver ist. Eine hohe Selbstakzeptierung und ein hohes Kompetenzbewusstsein führen somit zu einem emotional positiv getönten Zugriff auf die Erfüllung schulischer Leistungsanforderungen." Fend meint aufgrund eigener Untersuchungen,

dass die derzeitige Organisation des Bildungswesens "... bei fast einem Drittel aller Schüler zu einer stabilen Lernabneigung bis hin zu einer Lernneurose (führt). Für etwa 20% der Schüler impliziert der Schulbesuch eine langdauernde Leidensgeschichte mit Insuffizienzgefühlen und einer langen Kette von Bedrohungserlebnissen."

Dass aus diesen Insuffizienz- und Bedrohungserlebnissen auf dem Hintergrund familiärer Sozialisationserfahrungen eine Aggressions- und Gewaltbereitschaft entstehen kann, ist die These, die ich formulieren möchte. Es stellt sich die Frage - an unser Schulsystem -, ob dem einzelnen Schüler/der einzelnen Schülerin im Prozess der Selbstfindung genügend Anerkennung widerfährt und ob nicht bestimmte Schülergruppen mit Anerkennung systematisch "unterversorgt" werden. Weiter stellt sich die Frage, inwiefern Schülerinnen und Schüler, die durch Selbstwertbedrohung oder Selbstwertverlust marginalisiert werden, der leistungsbezogenen und rationalistischen Wertstruktur der Schule entfremdet werden. Wenn Aggression eine Reaktion auf Missachtung ist, dann müssen leistungsmässig marginalisierte Schüler anfällig sein für gewalttätige Handlungen. Allerdings gilt dies insbesondere für jene Schüler, die das Ideal der autonomen Existenz (den Mythos des autarken Selbstseins) in besonderem Masse internalisiert haben, und dies dürften eher (männliche) Schüler als (weibliche) Schülerinnen sein.

Schulische Devianz kann so als Problemlöseverhalten begriffen werden, das heisst als Versuch der Bewältigung von schulischem Selbstwertverlust. Die Kategorisierung als "leistungsschwach" oder "Versager" führt zu einer Irritation des Selbstwertgefühls und kann auf dem Hintergrund einer entsprechenden Selbst-Entwicklung zu Aggression als Verteidigungs- und Kompensationsreaktion führen. Klaus Hurrelmann schreibt dazu: "Ein schlechter Leistungsdurchschnitt, ein- oder mehrfaches Wiederholen eines Jahrganges, Zurückstufung in eine als im Prestige niedriger eingeschätzte Schule und Verfehlen des Schulabschlusszeugnisses sind deutliche Begleiterscheinungen von Aggressivität und Gewalt in der Schule. Schulversagen führt auch zur inneren Ablehnung von Schule und zur Entfremdung von der Schulkultur. Ganz offensichtlich wird das Scheitern an den schulischen Leistungsanforderungen als eine deutliche Beeinträchtigung des Selbstwertgefühls und der späteren sozialen und beruflichen Lebenschancen gewertet. Als ein wichtiger vermittelnder und moderierender Faktor erweist sich dabei die Beziehung zu den Eltern: Scheitern an Schullaufbahnanforderungen ist sehr häufig mit Konflikten im Elternhaus verbunden, was darauf hindeutet, dass die Jugendlichen den Karriereerwartungen der Eltern nicht gerecht werden. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass alle Faktoren im schulischen und im ausserschulischen Bereich, die als deutliche Beeinträchtigung des Selbstwertgefühls und von Chancen für

die spätere Lebensgestaltung empfunden werden, als Ausgangsfaktoren und Vorhersagefaktoren für das Auftreten von Aggressivität und Gewalt angesehen werden müssen. Die Zugehörigkeit zu delinquenten Altersgruppen kann bereits als eine Reaktion auf solche Deprivationseffekte angesehen werden, als eine Flucht in eine Gruppen-Prestige und Aufmerksamkeit sichernde soziale Konfiguration."

Gegen die schulische Marginalisierung

Aus diesen Überlegungen ergibt sich als Strategie gegen Gewalt an Schulen die Förderung der individuellen Leistungsfähigkeit, zum Beispiel durch Individualisierung von Unterricht. Ziel muss die Vermeidung negativer schulischer Karrieren sein. Damit werden wir auf ein m.E. noch immer zu wenig erkanntes Problem aufmerksam, nämlich auf das Schicksal von Kindern aus fremden Sprach- und Kulturräumen in unserem Schulsystem. Im Kanton Zürich stammten im Schuljahr 1991/92 22,6% aller Schulkinder aus dem Ausland, also mehr als ein Fünftel aller Schülerinnen und Schüler. 1980 waren es noch 19% gewesen. Dabei ist die Zahl der aus Nachbarländern der Schweiz stammenden Kinder rückläufig, diejenige von Kindern aus dem ehemaligen Jugoslawien, der Türkei und anderen, nicht-europäischen Ländern zunehmend.

Eine Mehrheit der Kinder ausländischer Herkunft durchläuft im Kanton Zürich die Schulen mit deutlich geringerem Erfolg als schweizerische Kinder. Zwar entspricht der Ausländeranteil auf der *Primarschulstufe* dem Durchschnittswert der gesamten Volksschule. Auf der *Oberstufe* (Sekundarstufe I) dagegen ist die Verteilung zwischen den verschiedenen Zweigen sehr ungleich. An der Sekundarschule sind 15% der Schulkinder Ausländer, an der Realschule sind es knapp ein Drittel und an der Oberschule, das heisst dem Schultyp mit den geringsten Anforderungen, ganze 60%. Die *Sonderschulen* schliesslich weisen einen Anteil von 40% ausländischen Kindern auf. Diese Zahlen gehen nicht auf das Konto der Ausländergruppen aus unseren Nachbarländern Deutschland, Österreich und Frankreich, denn diese sind in den anspruchsvolleren Schulzweigen der Oberstufe überdurchschnittlich vertreten. Es sind Kinder aus süd- und ausereuropäischen Ländern, die in unserem Schulsystem schlecht abschneiden.

Die Beobachtungen am Beispiel des Kantons Zürich bestätigen sich weitgehend in gesamtschweizerischer Perspektive. Der Anteil ausländischer Kinder im schweizerischen Schulsystem liegt zwar etwas tiefer, nämlich bei 17,5% im Schuljahr 1988/89, also bei rund einem Sechstel aller Schülerinnen und Schüler. Die Vielfalt der Herkunftsländer nimmt aber auch gesamtschweizerisch zu. Es gibt heute mehr Nationen, die grössere Kontingente von Kindern stellen, als noch vor 10 Jahren. Die Schülerinnen und

Schüler kommen auch aus immer entfernteren Ländern (vgl. Borkowksy 1991). Die lokalen Unterschiede im Anteil ausländischer und fremdsprachiger Kinder sind gross. Sie schwanken zwischen 5% in den Kantonen Nidwalden, Obwalden und Uri und über 30% in den Kantonen Basel-Stadt und Genf.

Auch was den Schulerfolg anbelangt, bestätigen die schweizerischen Daten die Ergebnisse der Statistik aus dem Kanton Zürich. Kinder aus Südeuropa (Italien, Spanien, Ex-Jugoslawien, Türkei, Griechenland und Portugal) sind auf der Sekundarstufe I in Schultypen mit Grundansprüchen übervertreten, und sie besuchen überdurchschnittlich häufiger Klassen mit besonderem Lehrplan, sprich: Sonderschulen. Wiederum gilt dies nicht für die Schülerinnen und Schüler mit Herkunft aus Deutschland, Österreich und Frankreich. Deren Schulerfolg ist im allgemeinen sogar besser als derjenige der Schweizer Kinder. Den geringsten Schulerfolg zeigen Kinder jugoslawischer und türkischer Herkunft, wobei sich die Situation der jugoslawischen Kinder über die letzten 10 Jahre hinweg erstaunlicherweise deutlich verschlechtert hat, während der (hohe) Misserfolg türkischer Kinder weitgehend konstant geblieben ist. Insgesamt gesehen hat sich die Situation der Ausländerkinder im Verlaufe der letzten 10 Jahre insofern verschlechtert, als ihr Anteil an Klassen mit besonderem Lehrplan zugenommen hat, und zwar von rund 25% im Jahre 1980/81 auf 31% im Jahr 1988/89. Es sollte uns zu denken geben, dass in einer Zeit, da vielerorts die pädagogischen Bemühungen in Richtung Aufhebung der Klassen mit besonderem Lehrplan und Integration der betroffenen Schülerinnen und Schüler in Normalklassen gehen, ausländische Kinder besonders häufig in diesen Schulformen verbleiben.

Die Ausgrenzung von lernschwachen Schülerinnen und Schülern bedeutet, dass diesen bereits innerhalb des Bildungssystems jede Hoffnung auf eine höhere Position im Beschäftigungssystem genommen wird. Sie werden schulisch marginalisiert und prospektiv auch gesellschaftlich an den Rand gedrängt. Je länger sie im Schulsystem verbleiben, desto schlimmer wird ihre Lage. Dass sich daraus gerade bei Ausländerkindern eine Gewaltbereitschaft ergeben kann, ist offensichtlich, jedenfalls wenn wir die Anerkennungstheorie des Selbst als Erklärungshilfe beiziehen.

Nochmals: Geschlecht und Aggression

Zum Schluss meiner Darstellung der Selbst-Theorien der Aggression möchte ich nochmals auf das Thema Aggression und Geschlecht eingehen. Die Auseinandersetzung mit dem, was ich die Selbst-Theorien der Aggres-

sion genannt habe, führt zu einer anderen Erklärung aggressiven Verhaltens als sie die biologischen Theorien geben. Der Versuch etwa der Soziobiologie, die unterschiedlichen Äusserungsformen von Aggression bei Frau und Mann durch Bezugnahme auf eine phylogenetisch gewachsene natürliche Differenz der Geschlechter zu erklären, wird von den Selbst-Theorien relativiert. Wir kommen auf eine Position zurück, die wir schon bei Bandura angetroffen haben, wonach sich Frauen und Männer in ihrer aggressiven Kompetenz nicht prinzipiell unterscheiden. Wenn wir "Kompetenz" durch "Natur" ersetzen, dann sagen uns auch die Selbst-Theorien, dass "natürlicherweise" Frauen wie Männer aggressiv sind bzw. sein können, dass aber ihre individuelle Entwicklung unterschiedliche Bereitschaften zu aggressivem Verhalten schafft.

Das ist eine etwas andere Argumentation als diejenige von Bandura (vgl. Teil 1 der Vorlesung). Bandura argumentiert lerntheoretisch und postuliert, dass die Fähigkeit, sich aggressiv zu verhalten, von Frauen und Männern gleichermaßen erworben wird, weil beide Geschlechter von Modellen in gleichem Masse lernen. Die Selbst-Theorien argumentieren eher motivationspsychologisch, was bedeutet, dass sich sehr wohl unterschiedliche Aggressionsbereitschaften von Frauen und Männern herausbilden können. Nur liegt der Grund für diese Unterschiede nicht in einer genetischen Geschlechterdifferenz, sondern in unterschiedlichen Sozialisations- bzw. Erziehungseinwirkungen und daraus hervorgehend in einer unterschiedlichen (Selbst-)Entwicklung von Mann und Frau. Damit sind es in erster Linie *kulturelle* Einflüsse, die die unterschiedlichen Bereitschaften für aggressives Verhalten bei den beiden Geschlechtern erklären. Frauen sind "von Natur aus" - was immer das heisst - nicht weniger aggressiv als Männer, die Art und Weise aber, wie sie in unserer Kultur aufwachsen, führt sie zu einer unterschiedlichen Disponiertheit für aggressives Verhalten.

Empirische Studien

Eine etwas ältere Arbeit von Frodi, Macaulay und Thomme (1977) kommt zum Ergebnis, dass sich Frauen genauso aggressiv verhalten, sofern die Aggression als *gerechtfertigt* erscheint. Dazu gibt es auch eine interessante Untersuchung von da Gloria und Ridder. Die beiden Forscher gingen davon aus - wie wir das auch bei Bandura gesehen haben -, dass der normative Rahmen, in dem gehandelt wird, wesentlich ist zur Identifizierung von Verhalten als aggressiv. Sie postulierten, dass eine Normverletzung durch eine Person eine von der Verletzung betroffene Person aggressiv stimmt.

Da Gloria und Ridder untersuchten 20 männliche und 20 weibliche Probanden. Es gab vier experimentelle Bedingungen. In der ersten Phase des Experimentes ging es darum, das experimentelle Subjekt an eine Norm zu gewöhnen, die in der zweiten Phase vom Mitprobanden (einem Vertrauten

des Experimentators) verletzt wird. Die Situation besteht darin, dass die zwei Probanden über ein sogenanntes Aggressometer interagieren. Der Apparat ist mit einem Schockgenerator verbunden. Die beiden Probanden sitzen in getrennten Räumen je vor einem solchen Aggressometer. Sie haben zwei Aufgaben zu bewältigen: eine Art Geschicklichkeitsaufgabe und die Erteilung von Schocks via Schockgenerator. Die Schocks weisen drei Intensitätsstufen auf. Bevor der Proband einen Schock erhält, muss er dem Experimentator melden, welche Intensitätsstufe er erwartet. Als Ziel des Experiments wird deklariert, es gehe darum, die Fähigkeit von Menschen zu untersuchen, zwischen kaum wahrnehmbaren Reizen (unterschiedliche Schockintensitäten) zu unterscheiden. Die andere Aufgabe (Geschicklichkeit) diene der Auflockerung zwischen den Versuchsdurchgängen und solle Ermüdungserscheinungen vermeiden helfen. Wesentlich sei die Zielsetzung, dass nämlich der eine Proband den anderen durch rechtzeitige Schockauslösung daran hinderte, seine Geschicklichkeitsaufgabe erfolgreich zu lösen. Dabei wird den Probanden gesagt, dass bei der Intensitätsstufen 1 die Chance 50 : 50 ist, den anderen zu behindern. Bei den Intensitätsstufen 2 und 3 dagegen sei die Chance in beiden Fällen 1 : 100, das heisst ein garantierter Erfolg. Stufe 2 und 3 unterscheiden sich also nicht, gemessen an der Zielsetzung, den Mitprobanden daran zu hindern, die Geschicklichkeitsaufgabe erfolgreich zu lösen. Von der Zielsetzung her ist es nicht erforderlich, überhaupt je die Schockintensität 3 zu wählen. Wenn diese trotzdem gewählt wird, dann ist sie offensichtlich Ausdruck von Aggressivität.

Wie bei so vielen sozialpsychologischen Experimenten war auch bei diesem die Interaktion mit der zweiten Person nicht real, sondern vom Versuchsdesign her manipuliert. In der ersten Versuchsphase wurde die Versuchsperson an die Schockintensitäten gewöhnt: Es gab 15 Durchgänge mit vorwiegend Intensitäten der Stufe 2. In der zweiten Versuchsphase mit 25 Durchgängen wurde die eine Hälfte der Versuchspersonen weiterhin mit Intensitäten der Stufe 2 "beliefert", was der Normerwartung entspricht, die andere Hälfte erhielt durchgehend Schocks der Intensitätsstufe 3, was als Normverletzung gelten muss.

Folgende Ergebnisse werden von den beiden Forschern berichtet. Zunächst einmal zeigte sich, dass jene Versuchspersonen, die - ungerechtfertigterweise - hohe Schockintensitäten (Stufe 3) erhielten, auch vermehrt mit Gegenaggression reagierten, das heisst ebenfalls die Intensitätsstufe 3 wählten. Was das Geschlecht der Versuchspersonen anbelangt, zeigte sich, dass im Falle von keiner Normverletzung, das heisst bei Schocks der Stufe 2, Männer vergleichsweise aggressiver reagierten als Frauen. Im anderen Fall jedoch, wenn das Verhalten des (fiktiven) Partners als Normverletzung

wahrgenommen wurde, das heisst bei Schocks der Intensitätsstufe 3, reagierten die Frauen aggressiver als die Männer.

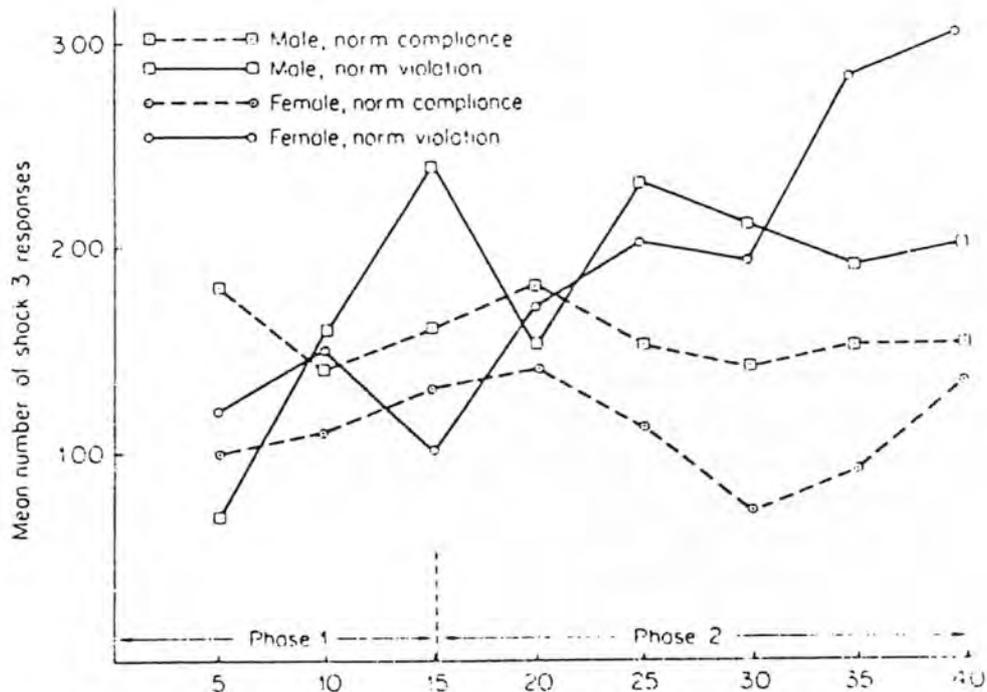


Figure 1. Mean number of aggressions over blocks of 5 trials by male and female subjects

Die Abbildung zeigt insbesondere eine Zunahme der aggressiven Reaktionen bei den weiblichen Versuchspersonen über die 25 Durchgänge der zweiten Versuchsphase hinweg. Da Gloria und Ridder meinen, die Aggression der weiblichen Versuchspersonen sei eine Funktion der Akkumulation von Normverletzungen auf Seiten des (fiktiven) Interaktionspartners. Jede Normverletzung wird gleichsam aufaddiert und provoziert schliesslich die Gegenaggression. Man könnte von einer verzögerten Reaktion der Frauen sprechen. Frauen sind offensichtlich nicht unfähig zur Aggression. Es gehört aber nicht zum kulturellen Stereotyp von Weiblichkeit, sofort mit (Gegen-)Aggression zu reagieren. Für Männer ist dies jedoch durchaus die typische Reaktion: Aggression gehört zum Stereotyp von Männlichkeit, weshalb Männer auch sofort reagieren und höhere Werte zeigen, ihre Reaktionsintensität dann aber kontrollieren, das heisst auf etwa demselben Niveau halten.

Es gibt im übrigen eine vergleichbare Untersuchung von Taylor und Epstein, die zu ähnlichen Ergebnissen gekommen ist. Auch in dieser Studie zeigte sich, dass anfänglich vorhandene Geschlechtsunterschiede verschwanden, wenn Frauen mit einem zunehmend aggressiver werdenden Partner konfrontiert werden, und zwar bei einer kompetitiven Aufgabe, bei

der der Verlierer mit einer Intensität geschockt wird, die der Gewinner jedesmal neu festsetzt. Männer und Frauen reagierten bei diesem Experiment zunehmend aggressiver, die Frauen zeigten jedoch die stärkste Zunahme in der Aggressivität ihrer Reaktion, vor allem gegenüber Männern. Auch diese Forscher interpretieren ihre Ergebnisse dahingehend, dass die Reaktion der Frauen (allerdings auch diejenige der Männer) auf eine Verletzung sozialer Erwartungen zurückzuführen ist. In diesem Falle spielte das Geschlecht des Partners insofern eine besondere Rolle, als die übliche Erwartung die ist, dass Männer gegenüber Frauen höflich sind und sich nicht manifest aggressiv verhalten. Sind nun Männer - wie in diesem Experiment von Taylor und Epstein - doch aggressiv gegenüber ihren weiblichen Mitprobanden, dann provoziert diese Verletzung einer sozialen Norm eine besonders intensive Gegenaggression der Frauen. Kommt dazu, dass die Gegenaggression der Frauen in diesem Fall durchaus sozial akzeptiert sein dürfte. Aggression ist in solchen Situationen auch für Frauen nicht tabuisiert. Dementsprechend tritt sie auch auf. Frodi und ihre Mitautorinnen betonen denn auch, dass Geschlechtsunterschiede in den von ihnen analysierten Studien insbesondere dann *nicht* vorhanden sind, wenn die geäußerte Aggression klar gerechtfertigt war. Interessant ist etwa, dass in den Experimenten von Stanley Milgram, die wir letztes Semester kurz diskutiert haben (vgl. Teil 1 der Vorlesung), praktisch keine Geschlechtsdifferenzen gefunden wurden. Die Erklärung liegt darin, dass der vermeintlich wissenschaftliche Zweck der Untersuchung die Erteilung von Elektroschocks als Strafe legitimiert hat. Die Rechtfertigung der Elektroschocks durch die Autorität der Wissenschaft bewirkte, dass Frauen genauso bereit waren, sich aggressiv zu verhalten, wie Männer.

Man könnte diese Untersuchungen so zusammenfassen, dass Männer ihre aggressive Kompetenz leichter und schneller in Performanz umsetzen als Frauen. Bei Frauen dauert es offenbar länger, bis sie sich manifest aggressiv verhalten. Man könnte auch sagen, dass Frauen stärker provoziert werden müssen, bevor sie manifest aggressiv reagieren. Interessant ist diesbezüglich eine Studie von Harris (1974), bei der die Reaktion von Frauen und Männern, die in einer Schlange standen, auf einen Mann, der vor ihnen in die Schlange drängte, untersucht wurde. Es zeigte sich, dass ungefähr gleich viele Frauen wie Männer verbal aggressiv reagierten. Die Reaktion der Männer jedoch war deutlich stärker aggressiv als diejenige der Frauen. Die Frauen machten mehr nonverbale Gesten der Verärgerung und starrten den Störenfried wütend an. In dem Literaturbericht von Frodi und Mitarbeiterinnen kommt zum Ausdruck, dass Geschlechterdifferenzen im Bereich der Aggression vor allem dann deutlich werden, wenn die generelle *Bereitschaft* zu Aggressionen, feindseligen Haltungen u.ä. untersucht wird, das heisst relativ überdauernde Dispositionen zu aggressivem Verhalten

(Aggressivität) zur Diskussion steht. Weniger Unterschiede zeigen sich, wenn Aggressionen provoziert werden, zum Beispiel durch Auslösung von Ärger oder anderen Arten von Provokation.²⁷

Die Untersuchungen von da Gloria und Ridder, Taylor und Epstein und Harris sind alle drei eine interessante Ergänzung zu unserer Auseinandersetzung mit dem Verhältnis Aggression und Geschlecht. Dieses Verhältnis wird ganz wesentlich geprägt durch die unterschiedlichen Erfahrungen, die Knaben und Mädchen beim Prozess des Aufwachsens machen. Die männliche Gewaltbereitschaft ist eine Folge der besonderen Situation, die sich aus der Dominanz des Mütterlichen in der frühen Erziehung ergibt. Der Weg der Selbstfindung ist männlicherseits ein Weg der Loslösung und Abgrenzung, der Desidentifizierung vom primären Liebesobjekt. Für Jessica Benjamin ergibt sich daraus die Differenz der Geschlechter, gerade auch in ihrer unterschiedlichen Bereitschaft zu Aggression und Gewalt.

Der Zwang der Männer, sich abgrenzen zu müssen, Grenzen gegenüber anderen zu errichten, sich auf Kosten von Beziehungen zu individuieren, lässt sie ihre Bedürfnisse nach Anerkennung verleugnen oder diesen auf verschlungene, nicht leicht erkennbare Weise Ausdruck geben. Margarete Mitscherlich schreibt dazu in ihrem Buch "Die friedfertige Frau": "Aus Angst vor Unmännlichkeit verleugnen und verdrängen viele Männer ihre Abhängigkeitsbedürfnisse, ziehen sich zu Hause in gesprächsfeindliche Gefühlsabwehr zurück oder glauben, ihre Frauen betrügen zu müssen, um sich als 'Männer' zu beweisen, um ihre Abhängigkeit zu überspielen oder diese alsbald auf eine andere Frau zu übertragen." Weiter heisst es: "Sicher, auch Männer haben die Sehnsucht nach einer auf gegenseitigem Verständnis beruhenden partnerschaftlichen Liebesbeziehung, nur wird es ihnen von Anbeginn ihres Lebens beigebracht, dass Trennungsfähigkeit eine notwendige männliche Tugend ist. Die Lösung von der Mutter, später von der engen Beziehung zu Frauen, sehen sie, wie die Gesellschaft, als Notwendigkeit an, um sich als Mann weiterentwickeln und männliche 'Reife' erreichen zu können. Für Frauen dagegen gilt nach wie vor Bindungs- und Beziehungsfähigkeit als höchster Wert. Sie sehen den Sinn ihres Lebens immer noch in der Zweierbeziehung. Bei solch unterschiedlicher Einschätzung über das, was den 'Wert' eines Menschen, seine 'Reife' und auch den 'Sinn' seines Lebens ausmacht, werden sich Mann und Frau auch in Zukunft nicht über Form und Inhalt einer Partnerschaft einigen können."

Um nochmals auf den Neid auf das andere Geschlecht zurückzukommen: Es ist sicher so, dass der Neid der Männer auf die Frauen damit zu tun hat, dass diese etwas leben können, wozu sie selbst vermeintlich nicht fähig

²⁷ Vgl. nochmals die von Tieger berichtete ethnologische Studie (oben S. 25ff.).

sind. Das eigene Ungelebte wird beim andersgeschlechtlichen Menschen idealisiert, aber eben zugleich auch aus Neid entwertet. So wird das scheinbar spezifisch Weibliche, nämlich die Beziehungsfähigkeit, im Mythos der bedürfnislosen Mutter idealisiert, ansonsten aber gesellschaftlich geringgeschätzt. So sehr, dass es auch in den psychologischen und sozialwissenschaftlichen Theorien kaum als reflexionswürdig erachtet wird.

Die Erziehung leistet zumeist völlig unbemerkt ihren Beitrag zur Geschlechtertypisierung. "Unsere Kultur verlangt immer noch vom Knaben, dass er besondere männliche Eigenschaften entwickelt. Er wird schon früh zu einem aggressiv-selbstbehauptenden, gefühlsunterdrückenden Verhalten - zumindest ausserhalb der Familie - angeleitet. Wenn er in diesen ihm aufgezwungenen Lebenskämpfen bei der Mutter Trost sucht, pflegt auch sie ihm mit Unverständnis zu begegnen und ihn zu sogenannter 'Männlichkeit' anzuhalten. Hier wird dem Individuationsbedürfnis eine falsche, weil von aussen aufgezwungene Richtung gegeben, die das gesellschaftstypische Verhalten des Mannes fördert. Denn zur gleichen Zeit ist es infolge der unterschiedlichen geschlechtsspezifischen Erziehung dem Knaben innerhalb der Familie häufiger erlaubt als dem Mädchen, egoistischen Launen nachzugehen. Er braucht sich weniger in die Bedürfnisse der anderen Familienmitglieder einzufühlen, wird seltener zu Hilfe im Hause verpflichtet etc. als das Mädchen" (Mitscherlich). Diese Argumentation verträgt sich mit den Ergebnissen der Studie von da Gloria und Ridder. Auch wenn es nicht unwahrscheinlich ist, dass biologische Vorgaben die Ausprägung der Geschlechterdifferenz im Bereich der Aggression erleichtern, dürfte doch der Beitrag von Erziehungs-, Sozialisations- und Lernprozessen beachtlich sein. Frauen wie Männer lernen aufgrund ihrer unterschiedlichen Art und Weise, in unserer Gesellschaft aufzuwachsen, unterschiedliche Formen von Aggressionsverhalten.

Die Aggressivität der Frauen scheint oft indirekt zum Ausdruck zu gelangen, gehemmter zu sein, sich aber auch oft in vermeintlich nicht-aggressives Verhalten zu verkleiden. Ein Beispiel gibt der Masochismus, der sich nach aussen darin äussern kann, dass Frauen bei anderen permanent Schuldgefühle erwecken. Es handelt sich dabei um eine passive Form von Aggressivität. Solche Frauen neigen dazu, sich ständig vorwurfsvoll zu verhalten. Oberflächlich gesehen zeigen sie eine Aufopferungs- und Demuthaltung. Da diese aber so massiv ist und alles überdeckt, kann man nicht anders, als in eine Situation der Schuld zu geraten, was den hintergründigen Effekt hat, dass eine Beziehung radikaler Abhängigkeit entsteht. Eine Person, die sich über alle Massen für andere aufopfert, erzeugt bei diesen anderen ein Gefühl der nichtwiedergutzumachenden Schuld, das heisst ein permanent überzogenes Schuldenkonto, was zu einer perfiden Form von Abhängigkeit führen kann. Aus dem Gefühl der Schuld heraus

kann reaktiv eine grosse Wut auf die betreffende Person - oftmals handelt es sich um die eigene Mutter - entstehen, die schliesslich gehasst wird für ihre verschlüsselt und manipulativ ausgedrückte Aggressivität. Die psychische Ablösung von einer solchen Mutter ist nur schwer möglich, da ein Verhältnis der Gegenseitigkeit, der *gegenseitigen Anerkennung*, nicht zustande kommt.

Soziologische Perspektive

So weit nochmals ein Blick auf die psychologische Seite der Anerkennungstheorie. Wenn man die Anerkennungstheorie *soziologisch* wendet, dann ergibt sich die Frage, ob im Prozess der Modernisierung unserer Gesellschaft die Ressource der Anerkennung knapper geworden ist. Sollte dies der Fall sein und sollte sich der Zusammenhang von defizitärer Selbststruktur und Gewaltbereitschaft bestätigen, dann ergäbe sich eine mögliche Erklärung für die zunehmende Gewaltbereitschaft in der heutigen Gesellschaft. Klaus Wahl spricht in seinem Buch "Die Modernisierungsfalle" von der Etablierung von Mythen des Selbstseins auf der einen Seite und dem zunehmenden Schwund der Realisierbarkeit dieser Mythen. Die Mythen kristallisieren sich um die folgenden drei Leitbilder:

- . das Leitbild des selbstbewussten und sich selbst bestimmenden Individuums,
- . das Leitbild des gesellschaftlich-technischen Fortschritts und
- . das Leitbild der auf Liebe und Partnerschaft gründenden Familie

In allen drei Bereichen sieht Wahl Krisensymptome. Nehmen wir beispielhaft die Familie. Der Familie ist in starkem Masse die Aufgabe überbürdet worden, die Menschen in ihrer Individualität zu tragen. Das konnte so lange einigermassen reibungslos funktionieren, wie die Subjektivität kein Anspruch war, den die *Frauen* für sich mit genauso viel Recht erhoben wie die *Männer*. Die Haltung der Männer, ihre Subjektivität bestätigt zu erhalten, ohne zugleich diejenige der Frauen anzuerkennen, bricht heutzutage allmählich auf. Die Gewalt gegen Frauen dürfte heute ganz wesentlich durch diese Konstellation mitbedingt sein. So zeigte beispielsweise eine Studie von Carol Hagemann-White und Mitarbeitern unter misshandelten Frauen, die am Berliner Frauenhaus aufgenommen worden waren, dass von den Gründen, die die Frauen selbst für ihre Misshandlung nannten, die Kategorie "er fühlte sich in seiner Ehre gekränkt" am häufigsten genannt wurde, und zwar von der Hälfte der untersuchten Frauen. "Kränkung" verweist auf einen Selbstwertverlust, der offenbar in den besagten Fällen daraus entstanden war, dass die Männer ihren Frauen den Status der Subjektivität nicht zuerkannten. Vielmehr waren sie grundlos eifersüchtig und betrachteten ihre Frauen als Besitz (vgl. nochmals das Beispiel von Anja und Nico). Ihr Verhalten ist typisch für ein negatives Selbstwertgefühl, das die

Konkurrenz zu anderen fürchten muss und es durch Machtansprüche gegenüber der schwächeren Frau zu kompensieren trachtet.

Es ist daher nicht erstaunlich, dass Frauen am häufigsten im sozialen *Nahraum* Opfer von Brutalitäten werden. Der Zürcher Soziologe Manuel Eisner stellte in einer kürzlich abgeschlossenen Studie fest, dass bei 74 Prozent der Tötungen und bei 37 Prozent der registrierten Körperverletzungen, von denen Frauen betroffen waren, die Täter aus Verwandtschaft oder Familie stammten. Zur Illustration möchte ich Ihnen einige Tabellen aus einem Teil der Untersuchung - eine Analyse individueller Gewalt im Kanton Basel-Stadt - zeigen. Auf der einen Seite zeigt die folgende Tabelle die Geschlechterverteilung bei den identifizierten Tätern:

Tabelle 6.3 Geschlecht der polizeilich identifizierten Täter (N = 462)

Geschlecht der Täter	Tötungen	Körperverletzung	Raub/Entreissdiebstahl	Sexuelle Gewalt	Total*
männlich	90,9 %	89,9 %	92,2 %	100 %	91,3 %
weiblich	9,1 %	10,1 %	7,8 %	0 %	8,4 %

* Ungewichtet.

Auf der anderen Seite haben wir das Geschlecht der Opfer:

Tabelle 6.9 Opfer von Gewaltdelikten nach Geschlecht

Geschlecht der Opfer	Deliktgruppe				Insgesamt*
	Tötungen	Körperverletzungen	Raub und Entreissdiebstahl	Sexuelle Gewalt	
Männlich	46,7 %	64,1 %	46,9 %	0,6 %	47,9 %
Weiblich	53,3 %	35,9 %	53,1 %	99,4 %	52,1 %
Total	100 % (N = 60)	100 % (N = 488)	100 % (N = 320)	100 % (N = 150)	100 % (N = 1027)

* Ungewichtet.

Auffallend ist die recht hohe Zahl von Frauen als Opfer von Tötungen - abgesehen selbstverständlich von der sexuellen Gewalt. Interessant ist die Analyse der Beziehungen zwischen Täter und Opfer. Dazu die folgende Tabelle:

Tabelle 6.12 Beziehung zwischen Opfer und Täter nach Art des Deliktes

Art der Beziehung	Deliktgruppe			
	Tötungen	Körperverletzung	Raub/Entreissdiebstahl	Sexuelle Gewalt
Verwandschaft	45,3 %	14,1 %	0,0 %	6,3 %
Freunde, Bekannte	15,1 %	9,0 %	0,5 %	13,8 %
Kollegen, Nachbarn	7,5 %	18,0 %	1,2 %	14,5 %
Unbekannte	9,4 %	54,9 %	98,1 %	57,2 %
Sexuelle Kontakte	5,7 %	1,3 %	0,2 %	3,1 %
Missing	17,0 %	2,6 %	0,0 %	5,0 %
	100 % (N = 53)	100 % (N = 455)	100 % (N = 421)	100 % (N = 159)

Auffallend ist die hohe Zahl verwandtschaftlicher Beziehungen im Falle von Tötungsdelikten (45.3%). Nimmt man "Freunde, Bekannte" dazu, haben wir einen Wert von gut 60%. Verglichen mit den anderen Delikten, die die höchsten Werte bei "Unbekannte" haben, spielt also bei Tötungen die Beziehungsdynamik eine wesentliche Rolle. Das dürfte auch für die folgende Tabelle Gültigkeit haben:

Tabelle 6.13 Beziehung zwischen Opfer und Täter nach Geschlecht des Opfers; nur Körperverletzungen

Art der Beziehung	Geschlecht des Opfers	
	weiblich	männlich
In der Verwandschaft	35,9 %	2,0 %
Freunde, Bekannte	15,6 %	5,0 %
Kollegen, Nachbarn	19,2 %	17,3 %
Unbekannte	29,3 %	75,7 %
Total	100 % (N = 167)	100 % (N = 301)

$\chi^2 = 141$; Gamma = -0,76; df = 3; p = 0,000

Hier geht es "lediglich" um Körperverletzungen. Die höchsten Werte liegen bei den Frauen wiederum im sozialen Nahbereich: Verwandte, Freunde, Bekannte, während die Männer im wesentlichen zum Opfer von Unbekannten werden. Auch daraus lässt sich schliessen, dass die Beziehungsdynamik ganz wesentlich ist, um die Gewalt gegenüber Frauen zu verstehen. Der Schluss, den man aus diesen Zahlen ziehen kann, ist ziemlich eindeutig: Männer werden eher in öffentlichen Räumen zum Opfer von Gewalt, während Frauen vor allem in privaten Räumen zu Gewaltopfern werden. Auch hier bestätigt sich das traditionelle Stereotyp von Männlichkeit (Öf-

fentlichkeit) und Weiblichkeit (Privatheit). Oder, wie der Titel eines Artikels in der "Weltwoche" im Mai 1993 lautete: "Mordsmässig gefährlich ist's daheim in der guten Stube" ("Weltwoche" Nr. 18, 6.5.1993, S. 41). In dem Artikel heisst es u.a., die grössere Unabhängigkeit der Frauen und die damit verbundene Bedrohung des männlichen Machtmonopols spiele bei vielen Beziehungsdelikten eine Rolle. In Interviews mit den Wiener Soziologinnen Cheryl Bernard und Edit Schlaffer stellten sich die Täter häufig als Pädagogen dar, die ihren Frauen, Lebensgefährtinnen oder Freundinnen mit Gewalt "den richtigen Weg" weisen mussten. (Was nicht gerade ein gutes Licht auf das Pädagogikverständnis des Artikel-Schreibers wirft.²⁸) Anerkennungstheoretisch gesehen, ist es der Versuch von in ihrem Selbst irritierten Männern, sich die Anerkennung ihrer auf Kritik stossenden Identität mit Gewalt zu erzwingen.

Die Kategorie des Selbst ermöglicht auf diese Weise eine Verbindung zwischen psychologischer, soziologischer und kulturwissenschaftlicher Analyse. Und darin liegt nicht nur ihr praktischer Wert, sondern auch ihre theoretische Fruchtbarkeit, die andere psychologische Konzepte bei weitem weniger aufweisen. Das gilt auch für die Pädagogik. Auch im pädagogischen Denken herrschen dichotome Konzepte vor, die die Folge eines Denkens sind, das die Gegenseitigkeit von Beziehungen nur schwer zu fassen vermag. Die Spaltung in Entweder-Oder ist die Folge einer Unfähigkeit, Beziehungen angemessen zu denken. Das möchte ich abschliessend an einem Beispiel, dem Beispiel der Autorität, noch kurz illustrieren.

Autorität

Autorität denken wir uns im allgemeinen als Unterwerfung. Sie scheint uns ein Gegensatz zu Freiheit, Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu sein. Sie hat daher den Anstrich des Gefährlichen und Unerwünschten. Das zeigt in der Pädagogik die Diskussion um die "antiautoritäre Erziehung" beispielhaft. Doch für die Autorität gilt etwas ähnliches wie für die Abhängigkeit: Es kann nicht darum gehen, diese Kategorien zu tabuisieren, sondern wir müssen lernen, sie anders zu denken. In diesem Sinne hat Richard Sennett ein Buch geschrieben, das das Thema Autorität auf ähnlich neue Art und Weise denkt wie Jessica Benjamin das Thema von Beziehung und Abhängigkeit. Das Buch von Sennett - so sagt er selbst - "... handelt von einem Paradoxon: Solange man das Bedürfnis nach wirklichen Autoritätsgestalten nicht als eine positive, dem Erwachsenen gemässe Haltung akzeptiert, bleiben die verschleierte Autoritätsgestalten unangefochten. Das Tabu

²⁸ Vgl. in diesem Zusammenhang aber auch nochmals die Diskussion im Anschluss an das Beispiel von Anja, wo die Rede davon ist, Gewalt werde als "Mittel der Verbesserung" (eines anderen Menschen) eingesetzt (vgl. oben S. 131).

muss gebrochen werden, damit die Manipulation aufhört. Eine 'wirkliche Autorität' ist in meinen Augen kein repressiver oder tyrannischer Herrscher; diese Erwartung selbst ist noch ein Indiz dafür, wie schwer es uns fällt, über das Phänomen der Autorität nachzudenken. In den meisten Familien wandelt sich die elterliche Autorität, wenn die Kinder heranwachsen, von einem durch Bestrafung forcierten Regelsetzen zu rationaleren Formen von Diskurs und Beratung. Im Laufe dieser Wandlung muss die Autorität der Eltern durchaus nicht zerfallen; im Bewusstsein der jungen Menschen, die sich immer weniger der Bestrafung durch die Eltern ausgesetzt sehen, kann sie sogar wachsen. Zu dieser Privatgeschichte der Autorität gibt es in der öffentlichen Sphäre keine Analogie; es gibt in der öffentlichen Sphäre keine Vorstellung von Autorität, die sich im Verlaufe von periodischen Krisen und Konfrontationen fortentwickelt, so wie es im Lebenszyklus einer Familie geschieht. Mit meinem Versuch möchte ich dafür plädieren, die Tugenden der Autorität, wie wir sie in der Privatsphäre kennenlernen können, auch in der öffentlichen Sphäre wirksam werden zu lassen."

Tatsächlich sind wir nicht frei von Autoritäten. Unser "Bedürfnis nach Autorität" (Sennett) wird lediglich verschleiert durch dessen Verleugnung oder Ablehnung. Die Angst vor Abhängigkeit führt zur Verleugnung der Funktion von Autorität in unserem Leben. Man lehnt Autorität ab, bindet sich aber zugleich heimlich an Autorität. So kann man abhängig *sein* und zugleich das Bewusstsein haben, es *nicht* zu sein. Sennett sieht die Ursache für diese Spaltung in der gesellschaftlichen Entwicklung. "Die Grundlage dieses komplexen Prozesses ist die Scham darüber, dass man schwächer als ein anderer und von ihm abhängig ist. In aristokratischen und anderen traditionellen Gesellschaften war Schwäche als solche nicht beschämend. Man erbeite seine schwache Position innerhalb der Gesellschaft, war nicht selbst Urheber dieser Schwäche. Und der Herr erbeite seine starke Position; auch seine Stärke war unpersönlich. So finden wir in Dokumenten aus der Zeit des Ancien Régime häufig, dass Diener ganz 'ungeniert' mit ihren Herren sprachen. Der Mensch und seine Position waren unterschieden. Wie Louis Dumont in seinem Buch *Homo hierarchicus*, einer Untersuchung über die hierarchische Struktur der indischen Gesellschaft, feststellt, ist es unter solchen Verhältnissen nicht demütigend, abhängig zu sein. Anders in der Industriegesellschaft. Der Markt machte Abhängigkeitspositionen instabil. Man konnte aufsteigen, man konnte abstürzen. Ideologisch bestand die nachhaltige Wirkung dieser Instabilität darin, dass die Leute anfangen zu glauben, sie seien für ihren Platz in der Welt selber verantwortlich; Erfolg und Misserfolg im Existenzkampf wurden für sie zu einer Sache der persönlichen Kraft oder Schwäche. 'Armut', so schrieb der im 19. Jahrhundert vielgelesene englische Moralschriftsteller Samuel Smiles, 'ist das Los de-

rer, die nicht stark genug sind, selbst für sich zu sorgen.' Zahlreiche Untersuchungen haben gezeigt, dass im 19. und frühen 20. Jahrhundert und bis hin zur Grossen Depression die Menschen, die von ökonomischen Krisen erfasst wurden, sich abstrakt darüber im klaren waren, in der Gewalt anonymer Mächte zu stehen, die sie nicht kontrollieren konnten; dennoch erblickten sie in ihrem Unglück ein Zeichen dafür, dass sie nicht stark genug gewesen waren, sich durchzusetzen. So hat sich die Vorstellung vom 'Überleben des Tüchtigsten', das Credo des Sozialdarwinismus, mit umgekehrtem Vorzeichen verfestigt: Wer ins Unglück gerät, ist für sein Versagen selber haftbar." So ist es gerade auch heute (vgl. das Buch von Ulrich Beck: "Risikogesellschaft" [1986]). Gesellschaftliches Versagen - wie zum Beispiel Arbeitslosigkeit - wird individualisiert und privatisiert. Der einzelne moderne Mensch, der sich unabhängig *denkt*, vermag seine Verflochtenheit in soziale Beziehungen und Strukturen nicht mehr zu erkennen. Die Verleugnung von Abhängigkeit führt zur Privatisierung sozialen Elends.

Die Negation von Autorität gehört in den Kontext der Leugnung von Abhängigkeit. Tragisch dabei ist, dass die Ideologie von Autonomie, Unabhängigkeit, Autoritätsfreiheit etc. den Einzelnen seine Abhängigkeit nicht mehr erkennen lässt und gerade dadurch allererst fremdbestimmbar macht. Wie Sennett sagt, ist das Ergebnis Entfremdung, nicht Befreiung von Autorität.

Es ist nun sicher kein Zufall, wenn Sennett den zweiten, konstruktiven Teil seines Essays über Autorität mit Hegel und dessen Konzept der Anerkennung beginnt. "Zunächst will Hegel, dass wir uns eine Art von Zweikampf vorstellen. Zwei Menschen ringen miteinander um Aufmerksamkeit. Beachte mich; ich beachte dich nur, weil ich will, dass du das, was ich will, berücksichtigst. Hegel sagt: 'Sie müssen in diesen Kampf gehen, denn sie müssen die Gewissheit ihrer selbst, *für sich zu sein*, zur Wahrheit an dem andern und an ihnen selbst erheben.' Das heisst, wenn du meine Bedürfnisse und Wünsche in deinem Handeln berücksichtigst, dann sind sie wirklich und dann bin ich wirklich. Aber dieser Kampf um Anerkennung durch den anderen ist keiner auf Leben und Tod. Würde ich deinen Geist so vollkommen besiegen, dass du zum verächtlichen Sklaven, zu einem Nichts würdest, so hätte ich einen Pyrrhussieg errungen. Keiner, der anders ist als ich, wäre da, um mein Dasein anzuerkennen. Ich brauche aber einen Anderen, einen von mir unterschiedenen Menschen, der mir mit seiner Wertschätzung, seiner Ehrerbietung, seinem Gehorsam zeigt, dass dem, was ich will, Gewicht zukommt. Dieser Sieg, der vor der Zerstörung des Gegners innehält, diese ungleiche Gewichtung der Bedürfnisse und Wünsche der beiden Kontrahenten, schafft jene Beziehung, die Hegel als die Beziehung von Herrschaft und Knechtschaft bezeichnet."

Mit Hegel lassen sich falsche Formen von Autorität kritisieren. Sennett nennt insbesondere zwei solche falschen Formen: Autorität ohne Liebe und Autorität der vorgetäuschten Liebe. Die Autorität ohne Liebe, nämlich die Autorität der persönlichen Autonomie, "... operiert mit der Gleichgültigkeit gegenüber anderen und einem Sachverstand, der, auf fremde Hilfe nicht angewiesen, von unten kommende Auflehnung abfängt und zugleich diejenigen, die sich auflehnen, einer starken Kontrolle unterwirft, indem er sie beschämt. Die andere Form von Autorität war früher kennzeichnend für den individuellen Kapitalisten und begegnet uns heute in kommunistischen ebenso wie in kapitalistischen Bürokratien - eine Autorität der vorge-täuschten Liebe, die Autorität des Paternalismus. Sie beruht auf einer ostentativen Wohltätigkeit, die nur so lange vorhält, wie es im Interesse des Mächtigen liegt, und als Preis der Obhut die passive Unterwerfung verlangt." Es gilt, eine Autorität zu finden, die nicht Angst zu ihrer Basis macht. Die schädlichen Wirkungen von Autorität lassen sich bekämpfen. "Je weiter die Autoritätsgestalt entfernt ist, desto mehr Furcht und Ehrfurcht flösst sie ein. Je näher die Autorität rückt, desto weniger allmächtig erscheint sie." Autorität, mit der man sich *auseinandersetzen* kann, ist etwas anderes als Autorität, vor der man sich fürchten muss. Autorität im ersten Sinne gibt Anerkennung und wird anerkannt. In diesem Sinne wird Autorität nicht als eine statische Größe, sondern als ein veränderlicher Prozess gedacht.

Aus dieser Argumentation, die ich hier nur kurz nachzeichnen konnte, folgt, dass eine antiautoritäre Erziehung eine Selbsttäuschung ist. Erziehung wird immer "autoritär" sein - "autoritär" allerdings nicht im Sinne des Paternalismus verstanden, weshalb das Wort "autoritativ" vielleicht besser geeignet ist, das Gemeinte zu umschreiben. Das würde uns zur Diskussion von Erziehungsstilen führen. Der "autoritative" Erziehungsstil ist ein Terminus, den Diana Baumrind verwendet und dessen "Ingredienzien" wohl dem am ehesten entsprechen, was eine "gute" Erziehung ausmacht (vgl. z.B. Baumrind 1989).

*

Damit sind wir am Ende dieser Vorlesung über Aggression und Gewalt angelangt. Ich versuche nicht, eine Bilanz zu ziehen. Der Gegenstand ist - so scheint mir - im Verlaufe der zwei Semester zunehmend komplexer geworden. Die Theorien, die wir diskutiert haben, haben sich in ihren Stärken und Schwächen zu erkennen gegeben. Die Theorien sind zum Teil heterogen, zum Teil verweisen sie aber auch aufeinander. So etwa, wenn bei Patterson ein interaktionistisches Denken gegeben ist, das auch für die Anerkennungstheorie des Selbst von zentraler Bedeutung ist. Oder wenn der Kategorie der Reziprozität in beiden Theorien eine wichtige Rolle einge-

räumt wird. Oder auch wenn Prozesse der Selbstentlastung in der Ich-Psychologie genauso wie bei Bandura diskutiert werden und damit auf das Selbst als reflexive Grösse menschlichen Verhaltens und Bewusstseins verwiesen wird. Trotz dieser Fäden, die sich zwischen den einzelnen Theorien ziehen lassen, dürfte die Aufgabe, eine integrative psychologische Theorie aggressiven Verhaltens zu formulieren, noch kaum zu bewältigen sein. Wir werden uns wohl noch einige Zeit mit heterogenen Theorien begnügen müssen, was für die pädagogische Praxis bedeutet, eine möglichst hohe Flexibilität in der Handhabung dieser Theorien zu erreichen.

Ich möchte nochmals betonen, dass ich mich in dieser Vorlesung nicht besonders um definitorische Probleme gekümmert habe. Nur gelegentlich habe ich auf das Problem der Definition von Aggression und Gewalt hingewiesen. Im wesentlichen habe ich aber an unser alltägliches Vorverständnis und unsere intuitive Auffassung von dem, was mit "Aggression" gemeint ist, angeknüpft. Ich möchte auch jetzt nicht - zum Schluss der Vorlesung - versuchen, Aggression explizit zu definieren. Ich weise lediglich nochmals darauf hin, dass die Definition dessen, was auf eine wissenschaftlich sinnvolle Art und Weise "Aggression" genannt werden kann, nicht einfach ist. Und das hat im wesentlichen damit zu tun, dass Aggression in einem Spannungsfeld von Intention und Wirkung stattfindet. Ich habe mehrmals betont, dass eine reine behavioristische Definition von Aggression unbefriedigend ist. Auf der Verhaltensebene allein lässt sich Aggression nicht erkennen. Die bloße Tatsache, dass jemand verletzt worden ist, dass er geschlagen wurde oder dass ein Todesopfer zu beklagen ist, lässt den Schluss auf Aggression nicht wirklich zu, so naheliegend er auch sein mag. Die Verletzung kann unabsichtlich geschehen sein, die Schläge können eine Strafmassnahme sein, und der Tote kann aus Notwehr sein Leben verloren haben. Es kommt wesentlich darauf an, ob eine verletzende Verhaltensweise mit Absicht oder nicht ausgeführt worden ist und ob sie einem gesellschaftlich sanktionierten Verhalten widerspricht oder nicht.

Auch wenn dies schon fast wie eine Definition aussehen mag, möchte ich trotzdem davon absehen, diese beiden Kriterien für aggressives Verhalten formell zu einer Aggressionsdefinition zu machen. Stattdessen möchte ich darauf hinweisen, dass unsere recht breite Auseinandersetzung mit Aggressionstheorien gezeigt hat, dass der *Terminus* "Aggression" möglicherweise eine Einheitlichkeit des *Phänomens* "Aggression" suggeriert, die es in Wirklichkeit nicht gibt. Oder, etwas moderater formuliert: Vermutlich gibt es verschiedene Formen von Aggression und Gewalt, die verschieden motiviert sind, verschiedene Ursachen haben und folglich auch verschieden zu erklären sind. Ein grosser Unterschied besteht zwischen dem, was wir "instrumentelle Aggression" genannt haben (vgl. Teil 1 der Vorlesung) und der Aggression, die in ein Motivsystem eingebunden ist. Instrumentelle

Aggression ist Mittel zum Zweck. Der Zweck selbst ist nicht Aggression. So kann man einen Menschen töten, weil er etwas weiss, was niemand wissen darf. Der Zweck ist die Vermeidung einer Anschuldigung, das Mittel der Tod desjenigen, der Anlass zu dieser Anschuldigung bieten könnte. Getötet wird nicht aus Hass, Misanthropie, destruktiver Neigung etc., sondern aus einem nicht-aggressiven Grund. Anders ist es, wenn Aggression Selbstzweck ist, wenn sie - wörtlich - zur Stabilisierung des eigenen Selbst erforderlich scheint. Daneben haben wir auch unterschieden in "gutartige" und "böartige" Aggression, das heisst Aggression als Reaktion der Selbstverteidigung bei Bedrohung und Aggression aus destruktiver "Leidenschaft".

Wenn es in diesem Sinne verschiedene Formen von Aggression gibt, mit unterschiedlicher Motivdynamik, dann ist auch nicht zu erwarten, dass jemals eine einheitliche Aggressionstheorie entstehen wird. Denn die verschiedenen Arten von Aggression bedürfen verschiedener Erklärungen und Theorien. Und auch die pädagogische Frage der Prävention und Verhinderung von Gewalt muss dementsprechend differenziert beantwortet werden. Ich hoffe, dass diese Vorlesung einiges an Anregungen gegeben hat, wie mit dem Thema Aggression und Gewalt umgegangen werden kann.

Literaturverzeichnis

- Abelin, E.L.: Role of the Father in the Separation-Individuation Process, in: J.B. McDevitt & C.F. Settlage (eds.): Separation - Individuation. Essays in Honor of Margaret S. Mahler. New York: International Universities Press 1971.
- Abelin, E.L.: Some Further Observations and Comments on the Earliest Role of the Father, in: International Journal of Psycho-Analysis 1975 (56), p. 293-302.
- Akhtar, Nameera & E. Jane Bradley: Social Information Processing Deficits of Aggressive Children: Present Findings and Implications for Social Skills Training, in: Clinical Psychology Review 1991 (11), p. 621-644.
- Asarnow, J.R. & J.W. Callan: Boys with Peer Adjustment Problems: Social Cognitive Processes, in: Journal of Consulting and Clinical Psychology 1985 (53), p. 80-87.
- Balint, Michael: Angstlust und Regression - Beitrag zur psychologischen Typenlehre. Reinbek: Rowohlt 1972.
- Balint, Michael: Therapeutische Aspekte der Regression - Die Theorie der Grundstörung. Reinbek: Rowohlt 1973.
- Baumrind, Diana: Rearing Competent Children, in: William Damon (ed.): Child Development Today and Tomorrow. San Francisco: Jossey-Bass 1989, p. 349-378.
- Beach, Frank A.: The Discent of Instinct, in: Psychological Review 1955 (62), p. 401-410.
- de Beauvoir, Simone: Das andere Geschlecht - Sitte und Sexus der Frau. Reinbek: Rowohlt 1968.
- Beck, Ulrich: Risikogesellschaft - Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt: Suhrkamp 1986.
- Benjamin, Jessica: Authority and the Family Revisited: or A World without Fathers? in: New German Critique 1978 (13), p. 35-57.
- Benjamin, Jessica: The Decline of the Oedipus Complex, in: John M. Broughton (ed.): Critical Theories of Psychological Development. New York: Plenum Press 1987, p. 211-244.
- Benjamin, Jessica: Herrschaft-Knechtschaft: Die Phantasie von der erotischen Unterwerfung, in: Elisabeth List & Herlinde Studer (eds.):

- Denkverhältnisse - Feminismus und Kritik. Frankfurt: Suhrkamp 1989, p. 511-538.
- Benjamin, Jessica: Die Fesseln der Liebe - Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht. Frankfurt: Fischer Taschenbuch Verlag 1993.
- Bettelheim, Bruno: Erziehung zum Überleben - Zur Psychologie der Extremsituation. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1982.
- Bischof-Köhler, Doris: Frau und Karriere in psychobiologischer Sicht, in: Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie 1990 (34), p. 17-28.
- Bischof, Norbert: Das Rätsel Oedipus - Die biologischen Wurzeln des Urkonfliktes von Intimität und Autonomie. München: Piper 1985.
- Bloom, Benjamin S.: Human Characteristics and School Learning. New York: McGraw-Hill 1976.
- Borkowsky, Anna: Kinder und Jugendliche ausländischer Herkunft im Bildungssystem der Schweiz. Amtliche Statistik der Schweiz, Nr. 318. Bern: Bundesamt für Statistik 1991.
- Bornwasser, Manfred: Geschlecht, soziale Rolle und aggressives Handeln: Sind Männer aufgrund ihrer physischen Ausstattung aggressiver als Frauen? in: Zeitschrift für Sozialpsychologie 1993 (24), p. 51-65.
- Buck, Günther: Lernen und Erfahrung - Epagogik. Zum Begriff der didaktischen Induktion. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1989.
- Cagnon, Claude & Sylvain Coutu: Caractéristique socio-cognitive d'enfants agressives selon un modèle du traitement de l'information, in: Revue Canadienne de Psycho-Education 1986 (15), p. 147-163.
- Chodorow, Nancy: Das Erbe der Mütter - Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter. München: Frauenoffensive 1985.
- Chodorow, Nancy & Susan Contratto: The Phantasy of the Perfect Mother, in: Barry Thorne & Marilyn Yalom (eds.): Rethinking the Family - Some Feminist Questions. New York: Longman 1982, p. 54-75.
- Csikszentmihaly, Mihaly: Das flow-Erlebnis - Jenseits von Angst und Langeweile: im Tun aufgehen. Stuttgart: Klett-Cotta 1985.
- Dawkins, Richard: Das egoistische Gen. Berlin: Springer 1988 (3. Nachdruck).
- Dodge, Kenneth: Social Cognition and Children's Aggressive Behavior, in: Child Development 1980 (51), p. 162-170.

- Dodge, Kenneth A. & Joseph P. Newman: Biased Decision-Making Processes in Aggressive Boys, in: *Journal of Abnormal Psychology* 1981 (90), p. 375-379.
- Dodge, Kenneth A. & Cynthia L. Frame: Social Cognitive Biases and Deficits in Aggressive Boys, in: *Child Development* 1982 (53), p. 620-635.
- Dodge, Kenneth A. & Nicki R. Crick: Social Information-Processing Basis of Aggressive Behavior in Children, in: *Personality and Social Psychology Bulletin* 1990 (16), p. 8-22.
- Dodge, Kenneth A., John E. Bates & Gregory S. Pettit: Mechanisms in the Cycle of Violence, in: *Science* 1990 (250), p. 1678-1683.
- Dreeben, Robert: *Was wir in der Schule lernen*. Frankfurt: Suhrkamp 1980.
- Eibl-Eibesfeldt, Irenäus: *Liebe und Hass - Zur Naturgeschichte elementarer Verhaltensweisen*. München: Piper 1970.
- Eisner, Manuel: *Alltägliche Gewalt in Schweizer Städten*. Bericht 51 des NFP "Stadt und Verkehr". Zürich: Soziologisches Institut der Universität Zürich 1993.
- Eissler, Kurt R.: *Todestrieb, Ambivalenz, Narzissmus*. München: Kindler 1980.
- Elias, Norbert & Eric Dunning: The Quest for Excitement in Unexciting Societies, in: Günther Lüschen (ed.): *The Cross-Cultural Analysis of Sport and Games*. Champaign: Stipes Publishing Company 1970, p. 31-51.
- Engel, Uwe & Klaus Hurrelmann: *Psychosoziale Belastung im Jugendalter*. Berlin: de Gruyter 1989.
- Fend, Helmut: *Theorie der Schule*. München: Urban & Schwarzenberg 1981 (2. Aufl.).
- Forman, Susan G.: Self-Statements of Aggressive and Nonaggressive Children, in: *Child Behavior Therapy* 1980 (2), p. 49-57.
- Frodi, Ann, Jaequeline Macaulay & Pauline Robert Thomme: Are Women Always Less Aggressive than Men? A Review of the Experimental Literature, in: *Psychological Bulletin* 1977 (84), p. 634-660.
- Fromm, Erich: *Anatomie der menschlichen Destruktivität*. Reinbek: Rowohlt 1977.
- Fromm, Erich: *Haben oder Sein - Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1979.

- Fromm, Erich: Gesamtausgabe in 10 Bänden. Hrsgg. von Rainer Funk. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1980/1981.
- Fromm, Erich: Die Furcht vor der Freiheit. Frankfurt: Ullstein 1983.
- Fromm, Erich: Die Kunst des Liebens. Deutsche Verlags-Anstalt 1990 (7. Aufl.).
- Funk, Rainer: Erich Fromm. Rowohlts Monographien. Hrsgg. von Kurt und Beate Krusenbergl. Reinbek: Rowohlt 1983.
- Gelpke, Rudolf: Drogen und Seelenerweiterung. München: Kindler 1975 (4. Aufl.).
- da Gloria, Jorge & Richard de Ridder: Aggression in Dyadic Interaction, in: European Journal of Social Psychology 1977 (7), p. 189-219.
- da Gloria, Jorge & Richard de Ridder: Sex Differences in Aggression: Are Current Notions Misleading? in: European Journal of Social Psychology 1979 (9), p. 49-66.
- Gottlieb, Gilbert: Individual Development and Evolution - The Genesis of Novel Behavior. Oxford: Oxford University Press 1992.
- Gruen, Arno: Der Wahnsinn der Normalität - Realismus als Krankheit: eine grundlegende Theorie zur menschlichen Destruktivität. München: Kösel 1987.
- Harris, M.B.: Mediators Between Frustration and Aggression in a Field Experiment, in: Journal of Experimental Social Psychology 1974 (10), p. 561-571.
- Henseler, Heinz: Narzisstische Krisen - Zur Psychodynamik des Selbstmords. Reinbek: Rowohlt 1974.
- Henseler, Heinz: Die Theorie des Narzissmus, in: Dieter Eicke (ed.): Die Psychologie des 20. Jahrhunderts, Bd. 2. Zürich: Kindler 1976, p. 459-477.
- Herrigel, Eugen: Zen in der Kunst des Bogenschiessens. Otto-Wilhelm-Barth-Verlag 1979 (19. Aufl.).
- Herzog, Walter: Der Körper als Thema der Pädagogik, in: Hilarion Petzold (ed.): Leiblichkeit - Philosophische, gesellschaftliche und therapeutische Perspektiven. Paderborn: Junfermann 1985, p. 259-301.
- Herzog, Walter: Die Entwicklung des narzisstischen Systems und ihre Pathologie. Pädagogisches Bulletin 1990 (2. Aufl.) [erhältlich im Sekretariat APP].
- Herzog, Walter: Das moralische Subjekt - Pädagogische Intuition und psychologische Theorie. Bern: Huber 1991.

- Honneth, Axel: Kampf um Anerkennung - Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt: Suhrkamp 1992.
- Huesmann, L. Rowall & Leonard D. Eron: Cognitive Processes and the Persistence of Aggressive Behavior, in: Aggressive Behavior 1984 (10), p. 243-251.
- Israel, Joachim: Der Begriff Entfremdung - Makrosoziologische Untersuchung von Marx bis zur Soziologie der Gegenwart. Reinbek: Rowohlt 1972.
- Joas, Hans: Praktische Intersubjektivität - Die Entwicklung des Werkes von George Herbert Mead. Frankfurt: Suhrkamp 1980.
- Joas, Hans (ed.): Das Problem der Intersubjektivität - Neuere Beiträge zum Werk George Herbert Meads. Frankfurt: Suhrkamp 1985.
- Kahn, Edwin: Heinz Kohut and Carl Rogers - A Timely Comparison, in: American Psychologist 1985 (40), p. 893-904.
- Kifer, Edward: Relationships between Academic Achievement and Personality Characteristics: A Quasi-longitudinal Study, in: American Educational Research Journal 1975 (12), p. 191-210.
- Klama, John: Aggression - Conflict in Animals and Humans Reconsidered. Harlow: Longman 1988.
- Kohut, Heinz: Narzissmus - Eine Theorie der psychoanalytischen Behandlung narzisstischer Persönlichkeitsstörungen. Frankfurt: Suhrkamp 1973.
- Kohut, Heinz: Die Zukunft der Psychoanalyse - Aufsätze zu allgemeinen Themen und zur Psychologie des Selbst. Frankfurt: Suhrkamp 1975 [insbesondere 2. Teil: Zur Psychologie des Selbst].
- Kohut, Heinz: Introspektion, Empathie und Psychoanalyse - Aufsätze zur psychoanalytischen Theorie, zur Pädagogik und Forschung und zur Psychologie der Kunst. Frankfurt: Suhrkamp 1977.
- Kohut, Heinz: Die Heilung des Selbst. Frankfurt: Suhrkamp 1979.
- Kohut Heinz: Wie heilt die Psychoanalyse? Hrsgg. von Arnold Goldberg & Paul Stepansky. Frankfurt: Suhrkamp 1987.
- von Krockow, Christian Graf: Der Wetteifer in der industriellen Gesellschaft und im Sport, in: Neue Sammlung 1962 (2), p. 297-308.
- Lehrman, Daniel S.: Eine Kritik an Konrad Lorenz' Theorie des instinktiven Verhaltens, in: Gerhard Roth (ed.): Kritik der Verhaltensforschung - Konrad Lorenz und seine Schule. München: C.H. Beck 1974, p. 17-71.

- Lehrman, Daniel S.: Semantische und begriffliche Fragen beim Natur-Dressur-Problem, in: Gerhard Roth (ed.): Kritik der Verhaltensforschung - Konrad Lorenz und seine Schule. München: C.H. Beck 1974, p. 72-117.
- Lorenz, Konrad Z.: The Comparative Method in Studying Inate Behaviour Patterns, in: Symposia of the Society for Experimental Biology 1950 (4), p. 221-268.
- Lorenz, Konrad: Der Mensch, biologisch gesehen - Eine Antwort an Wolfgang Schmidbauer, in: Studium Generale 1971 (24), p. 495-515.
- Lorenz, Konrad: Das sogenannte Böse - Zur Naturgeschichte der Aggression. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1974.
- Lorenz, Konrad: [Interview mit Konrad Lorenz], in: Richard I. Evans: Psychologie im Gespräch. Berlin: Springer 1979, p. 6-20.
- Maccoby, Eleanor E.: Gender and Relationships - A Developmental Account, in: American Psychologist 1990 (45), p. 513-520.
- Maccoby, Eleanor E. & Carol Nagy Jacklin: The Psychology of Sex Differences. Stanford: Stanford University Press 1974.
- Maccoby, Eleanor E. & Carol Nagy Jacklin: Sex Differences in Aggression: A Rejoinder and Reprise, in: Child Development 1980 (51), p. 964-980.
- Maccoby, Eleanor E. & John A. Martin: Socialization in the Context of the Family: Parent-Child Interaction, in: Paul H. Mussen (ed.): Handbook of Child Psychology, Vol. IV: Socialization, Personality and Social Development. New York: John Wiley & Sons 1983, p. 1-101.
- Maslow, Abraham H.: Motivation und Persönlichkeit. Reinbek: Rowohlt 1984.
- Masterson, James F.: Die Sehnsucht nach dem wahren Selbst. Stuttgart: Klett-Cotta 1993.
- Mead, George Herbert: Geist, Identität und Gesellschaft - Aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Hrsgg. von Charles W. Morris. Frankfurt: Suhrkamp 1973.
- Mead, George Herbert: Gesammelte Aufsätze, 2 Bde. Hrsgg. von Hans Joas. Frankfurt: Suhrkamp 1980/1983.
- Menninger, Karl: Selbstzerstörung - Psychoanalyse des Selbstmords. Frankfurt: Suhrkamp 1978.
- Mitscherlich, Margarethe: Die friedfertige Frau - Eine psychoanalytische Untersuchung zur Aggression der Geschlechter. Frankfurt: Fischer 1992.

- Niederberger, Josef Martin: Rauchen als sozial erlerntes Verhalten - Physiologie und Sozialisationstheorie einer alltäglichen Sucht. Stuttgart: Enke 1987.
- Oyama, Susan: A Reformulation of the Idea of Maturation, in: P.P.G. Bateson & Peter H. Klopfer (eds.): Perspectives in Ethology, vol. 5: Ontogeny. New York: Plenum Press 1982, p. 101-131.
- Oyama, Susan: The Ontogeny of Information - Developmental Systems and Evolution. Cambridge: Cambridge University Press 1985.
- Parke, Ross D. & Ronald G. Slaby: The Development of Aggression, in: Paul H. Mussen (ed.): Handbook of Child Psychology, Vol. IV: Socialization, Personality and Social Development. New York: John Wiley & Sons 1983, p. 548-641.
- Perry, David G., Louise C. Perry & Paul Rasmusen: Cognitive Social Learning Mediators of Aggression, in: Child Development 1986 (57) p. 700-711.
- Plessner, Helmuth: Die Stufen des Organischen und der Mensch - Einleitung in die philosophische Anthropologie. Gesammelte Schriften IV. Frankfurt: Suhrkamp 1981.
- Ploog, Detlev: Kommunikation in Affengesellschaften und deren Bedeutung für die Verständigungsweisen des Menschen, in: Hans-Georg Gadamer & Paul Vogler (eds.): Neue Anthropologie, Bd. 2: Biologische Anthropologie. Stuttgart: Thieme 1972, p. 98-178.
- Ritsert, Jürgen: Anerkennung, Selbst und Gesellschaft - Zur gesellschaftlichen Konstitution von Subjektivität in Hegels "Jenaer Realphilosophie", in: Soziale Welt 1981 (32), p. 275-311.
- Rosenberg, Morris: Society and the Adolescent Self-Image. Princeton: Princeton University Press 1965.
- Roth, Gerhard: Kritik der verhaltensphysiologischen Grundlagen der Lorenzschens Instinkttheorie, in: ders. (ed.): Kritik der Verhaltensforschung - Konrad Lorenz und seine Schule. München: C.H. Beck 1974, p. 156-169.
- Sartre, Jean-Paul: Vorwort, in: Frantz Fanon: Die Verdammten dieser Erde. Reinbek: Rowohlt 1969, p. 7-25.
- Satir, Virginia: Selbstwert und Kommunikation. München: Pfeiffer 1977 (2. Aufl.).
- vom Scheidt, Jürgen: Der falsche Weg zum Selbst - Studien zur Drogenkarriere. München: Kindler: 1976.

- Schneider, Michael: *Neurose und Klassenkampf - Materialistische Kritik und Versuch einer emanzipativen Neubegründung der Psychoanalyse*. Reinbek: Rowohlt 1973.
- Sennett, Richard: *Autorität*. Frankfurt: Fischer 1990.
- Sofsky, Wolfgang: *Die Ordnung des Terrors: Das Konzentrationslager*. Frankfurt: Fischer 1993.
- Stern, Daniel N.: *Die Lebenserfahrung des Säuglings*. Stuttgart: Klett-Cotta 1992.
- Taylor, Charles: *Hegel and Modern Society*. Cambridge: Cambridge University Press 1979.
- Taylor, Charles: *Sources of the Self - The Making of the Modern Identity*. Cambridge: Cambridge University Press 1989.
- Tieger, Todd: *On the Biological Basis of Sex Differences in Aggression*, in: *Child Development* 1980 (51), p. 943-963.
- Tinbergen, Niko: *Von Krieg und Frieden bei Tier und Mensch*, in: Günter Altner (ed.): *Kreatur Mensch - Moderne Wissenschaft auf der Suche nach dem Humanum*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1973, p. 324-354.
- Tinbergen, Nikolaas: [Interview mit Niko Tinbergen], in: Richard I. Evans: *Psychologie im Gespräch*. Berlin: Springer 1979, p. 21-34.
- Wahl, Klaus: *Die Modernisierungsfalle - Gesellschaft, Selbstbewusstsein und Gewalt*. Frankfurt: Suhrkamp 1989.
- Winnicott, Donald W.: *Reifungsprozesse und fördernde Umwelt*. München: Kindler 1974 [vor allem Teil 1: Abhandlung über die Entwicklung].
- Winnicott, Donald W.: *Vom Spiel zur Kreativität*. Stuttgart: Klett-Cotta 1979 (2. Aufl.).
- Zillmann, D.: *Hostility and Aggression*. Hillsdale, N.J.: Erlbaum 1979.
- Zillmann, D.: *Connections between Sex and Aggression*. Hillsdale, N.J.: Erlbaum 1984.
- Zippelius, Hanna-Maria: *Die vermessene Theorie - Eine kritische Auseinandersetzung mit der Instinkttheorie von Konrad Lorenz und verhaltenskundlicher Forschungspraxis*. Braunschweig/Wiesbaden: Vieweg & Sohn 1992.

